Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Louis François Faur

Privatleben des Herzogs von Richelieu

Erster Band

Straßburg: in der Akademischen Buchhandlung, 1791

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0001
DFG

103.

~~Wird jedesmal den nächsten Sonnabend oder Sonntag abgeholt.~~

58. a. 5.

Rh_1327.

~~Bm_3571~~ Rh. 1327

~~CXXII. XIII. 7.~~

Privatleben des Herzogs von Richelieu.

Aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen versehen

von Herrn W.

Erster Band.



Straßburg,
in der Akademischen Buchhandlung 1791.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0005
DFG

Ex Libris Academiae Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0006
DFG

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Kapitel.

Seite.

Geburt des Marschalls von Richelieu. Seine Vermählung. Seine Vorstellung am Hofe Ludwigs des vierzehnten. Seine Liebschaften. Sein Gefängnis. Seine ersten Feldzüge. 1.

Zweytes Kapitel.

Der Herzog von Richelieu stirbt. Geliebt von der Herzogin*** flößt der junge Richelieu der Prinzeßin *** Liebe ein, die sich vergiftet. Liebeshändel seiner Gemahlin mit seinem Stallmeister. Wie er sich bey der persönlichen Entdeckung derselben beträgt. Seine Gemahlin stirbt. 24.

Drittes Kapitel.

Tod Ludwigs des vierzehnten. Betrachtungen über seine Regierung, Frau von Maintenon und der Mann mit der eisernen Maske. 41.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0007
DFG

Viertes Kapitel.

Seite.

Der Herzog von Orleans wird zum Regenten des Königreichs erklärt. Richelieus Liebschaft mit den Frauen von Averne, Guesbriant, Mouchi, Sabran Nesle, und andern. 67.

Fünftes Kapitel.

Blick auf die innerlichen Verhältnisse des Regenten. 84.

Sechstes Kapitel.

Folge der Liebeshändel des Herzogs von Richelieu. Verschwörung des Spanischen Gesandten Celtamore. Richelieu kommt zum drittenmal in die Bastille. 93.

Siebentes Kapitel.

Tod der Frau von Maintenon und der Herzogin von Berri. Ungnade des Kardinals Alberoni. 121.

Achtes Kapitel.

System von Law. Liebschaft des Herzogs von Richelieu mit den Herzoginnen von Villeroi und Duras. Er wird Mitglied der Französischen Akademie. 125.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0008
DFG

Neuntes Kapitel.

Seite.

Reise des Herzogs von Richelieu nach Modena. Abendtheuer im Kloster, wo er die Herzogin von Villeroi, als Abbe verkleidet, besucht. 146.

Zehntes Kapitel.

Aufnahme des Herzogs im Parlament in der Eigenschaft eines Pairs. Folge seiner Liebeshändel. Orgien zu Calais. 159.

Eilftes Kapitel.

Rükkunft des Herzogs von Richelieu nach Paris. Tod des Kardinals Dubois und des Regenten. 174.

Zwölftes Kapitel.

Der Herzog von Bourbon wird erster Minister. Richelieu macht der Frau von Prin, der Mätresse des Herzogs, den Hof. Er überreicht ein Memoire in Betreff der Vermählung Ludwigs XV, als man im Begriff war, ihn mit der Tochter des Königs von Polen, zum Nachtheil der Infantin, zu verbinden. 186.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0009
DFG

Dreyzehntes Kapitel.

Seite.

Der Herzog von Richelieu geht als ausserordentlicher Gesandter nach Wien. Er wird daselbst für einen Spion gehalten. Seine Streitigkeit mit dem Spanischen Gesandten, dem Herzoge von Ripperda. 198.

Vierzehntes Kapitel.

Oeffentlicher Einzug des Herzogs von Richelieu in Wien. Seine Schlittenfahrt mit der Fürstin Lichtenstein. Folge davon. Er verschaft dem Bischof von Frejus den Kardinalshut. Wird Ritter des H. Geistes-Orden in dem erforderlichen Alter; beendigt seine Geschäftsführung und geht nach Paris zurück. 208.

Fünfzehntes Kapitel.

Tod der Herzogin***. Richelieu vermählt sich mit einer Tochter des Prinzen Guise, in welche er sich verliebt. Er bleibt ihr sechs Monate lang getreu. Liebeshandel mit Frau de la Marteliere, der Frau eines Pachters. Neue Liebesgeschichte mit einem sonderbaren Mädchen, Namens Julie, der Mätresse d. nämlichen Pachters. 231.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0010
DFG

Sechszehntes Kapitel.

Seite.

Belagerung von Philippsburg. Zweykampf des Herzogs von Richelieu mit dem Prinzen von Lixen, einem Verwandten seiner Gemahlin. Dieser wird getödet. Der Herzog wird Brigadier bey der Armee des Königs; er kömmt nach Paris zurück. Niederkunft der Frau de la Marteliere und Juliens. Tod der leztern. 246.

Siebzehntes Kapitel.

Voltaire leiht ihm 40000 Livres. Er wird Feldmarschall, schlägt sich mit dem Herrn von Peuterieder, den er tödet, und wird selbst hart verwundet. Man ernennt ihn zum Kommandant von Languedoc. Tod seiner Gemahlin. 255.

Achtzehntes Kapitel.

Der Herzog von Richelieu tröstet sich nach seiner Rükkunft nach Versailles mit der Prinzeßin Rohan. Er wird der Vertraute der Liebschaft des Königs mit der Marquise de la Tournelle, nachherigen Herzogin von Chateauroux; Anekdoten hievon. 273.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0011
DFG

Neunzehntes Kapitel.

Seite.

Feldzug von 1742. Der Herzog von Richelieu wird nach Flandern, und nachher an den Rhein beordert. Er zeichnet sich in der Schlacht bey Dettingen am Mayn aus; wird erster Kammerherr des Königs und General-Leutnant. 296.

Aechte Geschichte
des Privat-Lebens des Marschalls von Richelieu.

Erstes Kapitel.

Geburt des Marschalls von Richelieu. Seine Vermählung. Seine Vorstellung am Hofe Ludwigs des Vierzehnten. Seine Liebschaften. Sein Gefängniß. Seine ersten Feldzüge.

Ludwig Franz Armand du Plessis, Herzog von Richelieu, ward den 13ten Merz 1696 geboren. Seine Mutter ward von einem starken Schnupfen angegriffen, litt an einem heftigen Husten, und kam im siebenten Monate mit ihm nieder. Sie hieß Fräulein d'Assigné aus einer sehr alten Familie in Bretagne, und mit ihr allein zeugte sein Vater eheliche Kinder. 1) Er ward als ein Geschenk des Himmels angesehen, dessen schwächliche Leibesbeschaffenheit aber auch zugleich den kurzen Genuß desselben befürchten ließ. Man zweifelte an

1) Zwei Töchter, wovon die eine Abtissin von Tresor, die andere an den Kommandanten von Vincennes, Herrn du Chatelet, vermählt war, und einen Sohn, den Marschall von Richelieu.

seinem Aufkommen, und wickelte ihn in Baumwolle. Dies ist nicht etwa eine rednerische Figur, sondern wirkliche Thatsache. Jeder Tag schien der lezte seines Lebens zu seyn, und schon zum voraus gewöhnte sich sein Vater an den Schmerz, den ihm dessen Tod verursacht hätte. Er war kein Freund von Aerzten; sie hatten ihm, was er so sehr wünschte, mit allen Arzeneien die jugendlichen Kräfte nicht wieder geben können, in die er zu sehr gestürmt hatte. Nun sah er die Arzeneikunde für eine unwirksame, überflüssige Wissenschaft an. Man rieth ihm, alle Aerzte von der Wiege seines Sohns zu entfernen, und sehr gern befolgte er diesen Rath. Der junge Herzog von Fronsac ward blos der mütterlichen Sorgfalt der Natur überlassen, und das hohe Alter, das er erreichte, läßt uns schließen, ob er Ursache gehabt habe, dies zu bereuen.

Von Tag zu Tag erhielt der junge Herzog neue Kräfte, und verscheuchte alle Furcht, die seine frühe Geburt, und die schlechten Gesundheits-Umstände seiner Mutter erzeugt hatten. Doch hätte ihn bald einmal die Gicht ins Grab gebracht. Der Lerm war im ganzen Hause, man gab ihn schon wirklich verloren, als eine unerwartete Ausleerung ihn rettete. Ein Kammermädchen, das Neugierde an die Wiege des Kindes geführt hatte, ward dieses gewahr. Er gab einige schwache Zeichen des Lebens, 2) sie rief

2) Man behauptet, dieses Kammermädchen sey sehr artig gewesen, und man hat nachher über den Herzog wegen

sogleich alles herbei; man eilte zum jungen Herzog, den man für todt verlassen, und bald ward er gesünder als jemals. Seit der Zeit ward er nie wieder krank. Diese Krisis bewirkte eine sehr vortheilhafte Veränderung in seiner Leibesbeschaffenheit. Er ward nun weit stärker, und nach einigen Monaten war seine Gesundheit so befestigt, daß sie nachher nie mehr zerrüttet wurde. Ein Mann, der zu so viel Reden Gelegenheit gab, mußte schon in seiner Wiege etwas Sonderbares zeigen.

Er ward 1699 getauft, wobei der König und die Herzogin von Bourgogne die Stelle der Pathen vertraten. Die Frau von Maintenon war dem Herzoge von Richelieu einige Verbindlichkeit schuldig. Noch als Frau Scarron hatte sie, was nachher zu allerlei Gesprächen über sie Gelegenheit gab, den Herzog ofte besucht. Izt war es ihr sehr angenehm, dem Sohne ihres alten Beschützers nüzlich werden zu können. Die Taufhandlung ward mit viel Feierlichkeit vollzogen; das Kind verrieth schon Verstand, und war sehr schön gestaltet.

Seine Erziehung wurde ziemlich vernachläßigt; der Vater hatte wenige Kenntnisse, war stets seinen Vergnügungen nachgegangen, war alt, konnte also

dieses Vorfalls gescherzt. Er schien die große Macht der Schönheit über ihn vorherzusagen, und der Herzog hat nichts ermangelt, diese Wahrsagung wahr zu machen. Es ist aber nichts ausserordentliches, daß er sich sein ganzes Leben hindurch gegen diese Person thätig dankbar bewieß.

auf seinen Unterricht nicht wachen. Daher vertraute er ihn, ohne alle Oberaufsicht, den Händen eines Hofmeisters, der die zu einer guten Erziehung nothwendigen Eigenschaften ganz und gar nicht besaß. Ueberdies war das Kind ausgelassen, und liebte mehr das Spiel, als Studien. Hierinn ward er von seinem Hofmeister begünstigt, der um seinen Plaz beizubehalten, immer die Fortschritte seines Zöglings rühmte, ohnerachtet er sehr geringe machte. Man gab ihm Lehrer in allen Fächern, aber er lernte doch nicht mehr. Erst in der Bastille fühlte er die Nothwendigkeit erworbener Kenntnisse, erst da gewann er einigen Geschmack an Studien. Der Hofmeister, um bei seinem Zöglinge in Gnaden zu stehen, widersprach ihm in keiner seiner Launen, und gewöhnte ihn so von seiner Kindheit an, seinem eignen Willen zu folgen. Diese Gewohnheit wurzelte bei ihm so sehr ein, daß ihm in der Folge alles gehorchen mußte. Der Hofmeister liebte das Spiel. Da er seine Leidenschaft nicht so oft befriedigen konnte, als er wünschte, so ließ er seinen Zögling mit sich spielen, und gewöhnte ihn daran. Der Hofmeister trank gern Wein, auch das lernte der junge Herzog von ihm; zum dritten Fehler bedurfte er keines Anführers, er hatte ihn von der Natur.

Sein Vater hatte sich zum drittenmale mit der Wittwe des Marquis von Noailles vermählt, welcher seinen Namen dadurch verdunkelt, da sie die Tochter eines reichen Staatsraths war. Aus ihrer

ersten Ehe hatte sie eine Tochter, welche sie mit ihrem Stiefsohne, dem Herzog von Fronsac, zu vermählen zur Absicht hatte. Sie gab sich über ihn das Ansehen einer Mutter, und suchte aus Geiz auf alle nur mögliche Art seine Erzöglichkeiten einzuschränken, wodurch sie sich aber wenig Liebe erwarb. Der junge Herzog, dem die Politik angeboren zu seyn schien, bewieß indessen hierüber nicht den geringsten Verdruß; ja so sehr ihm auch Mutter und Tochter zuwider waren, so wußte er es doch dahin zu bringen, daß in der Folge ihr zu Gunsten eine Schenkung gemacht wurde.

Diese Frau herrschte ganz allein im Hause seines Vaters, und bemühte sich, die große Schulden-Last desselben zu tilgen. Ihre Häuslichkeit gründete sich wirklich auf richtige Grundsätze; sie konnte aber dabei nicht unterlassen, ihre Lieblings-Neigung zu befriedigen, die sie sehr oft zum niedrigsten Geitze verleitete. Das konnte unmöglich einem Jünglinge gefallen, der schon damals zur Verschwendung geneigt war, der von seinem Vater Leidenschaften ererbt hatte, die er mit so viel Vergnügen befriedigte, und der nach dem Genusse aller der Vortheile gierte, welche sein Stand ihm gewährte.

Nichts lag der Herzogin von Richelieu mehr am Herzen, als ihre Tochter mit dem Erben dieses Namens zu verbinden. Sie eilte damit so sehr, daß sie ihn in einem Alter mit derselben verehlichte, wo er ihr noch nicht beiwohnen konnte. Im Jahr 1716, wo er kaum vierzehn Jahr und

einige Tage alt war, ward er am Hofe vorgestellt. Ludwig der vierzehnte, damals ganz gefesselt von Frau von Maintenon, empfieng den Herzog von Fronsac mit einer vorzüglichen Güte. Diese Geliebte nannte ihn nur ihren Zögling, was gewiß ein großer Titel bei einem Monarchen war, der ohnehin den Namen Richelieu aus geglaubter Verbindlichkeit liebte. Seine Pathe, die Herzogin von Burgund, nahm ihn eben so gut auf. Ihre Hof-Damen waren größtentheils entweder geborne Noailles, oder doch Noailles durch ihre Männer; sie glaubten daher sich verpflichtet, diesen ihren neuen Freund zu unterstützen. Er hatte eine reizende Gestalt; aus seinen Augen blizte Verstand hervor, und drei oder vier freie Antworten, die er gab, machten ihn zum Liebling. Er war lebhaft, unternehmend, und glaubte sich zu allem fähig. Diese Kühnheit, welche schon damals seinen Karakter zeigte, galt in den ersten Zeiten noch für kindisches Wesen.

Der kleine Herzog, so geschmeichelt und gesucht von allen Frauenzimmern, ward frühzeitig berühmt. Man hatte in ihm Anfangs nur ein Kind erblickt; aber dieses Kind weilte nicht, sich auf eine Art zu betragen, wodurch es bewieß, daß es keines mehr war. Die Natur, welche aus ihm einen ausserordentlichen Mann machen wollte, schien Vergnügen daran zu finden, ihn als ihren Günstling zu behandeln. Er ward Wollüstling in einem Alter,

in welchem man sonst kaum einige Begriffe davon hat.

Zur Liebe gesellte sich Neigung zum Spiel; beide vertrugen sich brüderlich neben einander, und er verlor ziemlich beträchtliche Summen. Der Vorwürfe seines Vaters und seiner Mutter, der Warnungen der Frau von Maintenon ohnerachtet, überließ er sich seinen erstern Leidenschaften ohne Einschränkung, und hörte blos die Stimme seiner Sinnen, die schon sehr laut zu ihm sprachen. Man glaubte, er werde vernünftiger werden, wenn man ihn bei seiner Gemahlin schlafen ließ; man hofte, die Heftigkeit seiner Begierden, die sich mit so viel Ungestümm ankündigten, zu mäßigen, wenn man ihm die Befriedigung derselben im eigenen Hause verschafte; aber der stolze Herzog, dem die Sittenlehre seines Vaters lange Weile machte, der gegen seine Schwieger-Mutter aufgebracht war, daß sie ihn, ohne ihn zu befragen, vermählt hatte, nahm sich fest vor, mit seiner Gemahlin eben so enthaltsam zu leben, als ausschweifend er bei andern Weibern war. Und aller Drohungen und Verführungen ohnerachtet, hielt er Wort. Er betrug sich gegen sie als ein rechtschafner Mann; aber weigerte sich immer, die Wünsche seiner ganzen Familie zu befriedigen.

Vorzüglich liebte er die Herzogin * * * (so bezeichnet er sie selbst, und wir haben niemals ihren Namen entdecken können.) Aber diese niemalen sehr lebhafte Liebe hinderte ihn nicht, die Gunst-

Bezeugungen anderer Frauenzimmer zu suchen, die ihm weniger gefielen. Seine Wahl fiel auf alle Stände, und was nur Frauenzimmer hieß, erhielt seine Huldigung.

Gewöhnt, die Schönen ziemlich willfährig zu finden, glaubte er, die Güte, womit ihn die Herzogin von Burgund beehrte, sei ein Beweiß ihrer Liebe. Er betrug sich gegen diese Prinzeßin eben so leichtsinnig, wie überall, und da er sah, daß man ihm alles hingehen ließ, so begieng er neue Ausschweifungen. Er hätte dadurch seinen Untergang befördern können; aber die Herzogin von Burgund war gut, sie fand ihn liebenswürdig, und erblickte in ihm blos ein verwegenes Kind, dessen Unbedachtsamkeit man entschuldigen müsse. Sie scherzte darüber, und hatte darinn sehr Unrecht, weil sie der Verläumdung Gelegenheit gab, sich gegen sie zu wafnen. Der Marschall erwähnt in einer hinterlassenen Handschrift, die wir im dritten Bande mittheilen, die besondern Umstände seiner Bekanntschaft mit der Prinzeßin, und seiner Liebes-Geschichte mit der Herzogin * * *. Deshalb erzählen wir auch die Geschichte seiner ersten Lebens-Jahre nur flüchtig. Wir wollen der Erzählung nicht vorgreifen, die er selbst auf eine sehr reizende Art abgefaßt hat.

Indessen verbreitete sich am Hofe das Gerücht, daß die Herzogin von Burgund in den jungen Herzog von Fronsac verliebt sei; selbst Ludwig der 14te erfuhr es. Einige im Grunde unschuldige Auf-

tritte waren Schuld daran, daß die Ehre dieser Prinzeßin aufs Spiel gesezt ward. Der Herzog von Richelieu war ausserordentlich in Sorgen wegen den Folgen eines Gerüchts, das seinen Sohn der Züchtigung des Königs aussezte, und eilte daher mit seiner Gemahlin zu seiner Beschützerin, der Frau von Maintenon. Hier berathete man sich, was man in dieser großen Verlegenheit zu thun habe. Die Frau von Maintenon kannte seit langer Zeit die Art, wie man sich in dergleichen Fällen mit dem Könige zu benehmen habe, und schlug deshalb vor, mit ihm von den Ausschweifungen ihres Zöglings zu sprechen, und ihn im Namen seiner Familie zu bitten, daß er doch die Gnade haben möge, einen jungen Menschen väterlich zu züchtigen, der sich alles erlaube. Sie wußten, daß die Bestrafung weit gelinder ausfallen würde, wenn man dem Könige zuvorkäme, und sie als Gnade sich erbäte, als wenn er die Strafe aus eigner Bewegung erkennte.

Dieser Vorschlag ward dankbar angenommen. Die Herzogin von Richelieu ergrief mit Vergnügen diese Gelegenheit, ihren Schwiegersohn für die Verachtung zu strafen, welche er gegen ihre Tochter zeigte; und der alte Herzog, ein ausgedienter Wüßling, jezt Andächtler, weil er nicht mehr sündigen konnte, eifersüchtig auf die Vergnügungen seines Sohnes, weil er, ihrer zu genießen, unfähig geworden, befriedigte den Haß, den er seit langer Zeit gegen seinen Sohn hatte. Ueber-

dieß war ihm auch, seiner selbst wegen, Vorsicht nothwendig. Seine häußlichen Umstände waren im Verfall, und der Herzog sprach den König um Geld-Unterstützung an. Er schrieb ihm daher bei jeder Gelegenheit, wenn das Podagra ihn hinderte, an den Hof zu gehen. Der König liebte ihn so sehr, daß er ihm antwortete, und selbst in einem rührenden Stil. Man kann sich hiervon aus nachstehenden Briefen überzeugen.

„Mein Vetter! die Betrübniß hat mich nicht „gehindert, mit Wohlgefallen das Schreiben zu „lesen, welches Sie mir über den Tod meiner „Tochter, der Dauphine *) zusandten. Ich danke „Ihnen dafür, und füge die Versicherung hinzu, „daß meine Gesinnungen gegen Sie ganz der Zu„neigung entsprechen, welche Sie gegen mich blicken „lassen. Ich bitte deshalb Gott, daß er Sie, „mein Vetter, in seinen heiligen und würdigen Schuz „nehme. Versailles den 15ten Mai 1690. Ludwig.“

Der Herzog von Richelieu zitterte, den geringen Grad von Gnade, in welcher er bei dem Könige stand, zu verlieren, und vorzüglich fürchtete er, die Aufführung seines Sohnes möchte ihm bei dem Monarchen nachtheilig seyn. Er hatte schon einige Unterstüzung von ihm erhalten, und jezt bedurfte er derselben mehr als jemals, um seine zerrüttete häusliche Umstände wieder herzustellen. Die Frau

*) Die Prinzeßin Marie Anne von Bayern, Gemahlin des Dauphin.

von Maintenon hatte es über sich genommen, dem Könige in dieser Angelegenheit eine Vorstellung zu überreichen, aber der Herzog ward sehr beunruhigt, als ihm dieselbe dann und wann von der leichtsinnigen Aufführung seines Sohnes Nachricht gab. Dieses Betragen verursachte, daß er weniger geliebt, ja oft ziemlich hart behandelt wurde. Daher herrschte zwischen Vater und Sohn eine Bitterkeit, welche bewieß, daß sie für einander nicht geschaffen waren. Ein Schreiben der Frau von Maintenon aus jenem Zeitpunkte war in nachstehenden Ausdrücken abgefaßt.

Fontainebleau, den 27ten Jul. 1711.

„Ich habe Ihren Brief, mein Herr, dem Könige „überreicht, und er hat es selbst über sich genom„men, denselben dem Herrn Desmaretz *) zu „geben. Bei einem solchen Fürsprecher können Sie „hoffen, aus ihrer Verlegenheit nach Wunsch geris„sen zu werden. Niemand wünscht dieses mehr, „als ich selbst. Ich bewundre den Muth, mit dem Sie „Ihre verschiedene Leiden erdulden; in Ansehung „Ihres Herrn Sohns, wünschte ich, daß er sich so „gut betrüge, als er spricht. Man muß alles von „seinem Verstande erwarten, und mit ihm, wegen „seiner Jugend, viel Nachsicht haben. Ich mache „täglich die Erfahrung, daß Jahre mehr ausrichten,

*) General-Finanz-Kontroleur von 1708-1715.

„als alles Uebrige. Von hier aus kann ich Ihnen „keine erfreuliche Nachrichten ertheilen, und ich „bin sehr in Sorgen wegen jener aus der Dau„phiné. *) Leben Sie wohl, lieber Herzog, ich „bin Ihre beste Freundin, und gehorsamste Die„nerin. Maintenon.“

Der Herzog und die Herzogin von Richelieu benuzten augenbliklich das Anerbieten der Frau von Maintenon, um ihren Sohn in Verhaft nehmen zu lassen. Wir haben schon die Ursachen angezeigt, welche sie dazu bewogen. Sie glaubten aber überdieß eine Entfernung von allen Verbindungen, in welchen er war, würde das leichteste Mittel seyn, ihn in den Schooß einer Gemahlin zurückzuführen, die er gänzlich verlassen hatte. Ja, man entwarf schon eine gänzliche Aussöhnung im Gefängnisse selbst.

Frau von Maintenon überreichte dem Könige also eine Vorstellung, und es ward ihr gar nicht schwer, den verlangten Befehl zu erwirken. Da die Bastille der vorzüglichste Strafort des Monarchen war; so wurde auch dieses Schloß zum Gefängniß für den jungen Herzog von Fronsac bestimmt. Dieser war sehr weit davon entfernt, das Ungewitter zu vermuthen, das sich über seinem Haupte

*) Man fürchtete damals einigen Aufstand unter den Protestanten, welche nur zum Scheine sich zur katholischen Religion bekennet hatten, um dem Schikſale ihrer Brüder zu entgehen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0024
DFG

zusammen zog. Er schwärmte bei den Frauenzimmern herum, die in ihn verliebt waren. Seine Untreue kränkte zwar die Herzogin ***; aber sie blieb nichts desto weniger in ihn verliebt. Seine Tage waren eine Kette von Vergnügungen, und er glaubte nicht, daß die Bastille sie zerreissen würde.

Er ward 1711 dahin abgeführt, und obschon ihn ein nur einige Stunden langer Aufenthalt in diesem Gefängnisse von seinem Unglücke hätte überzeugen können, so schien er doch noch an der Wirklichkeit eines Befehls zu zweifeln der ihn seinen Ergözlichkeiten entriß. Er glaubte anfangs, man wolle ihm blos Furcht einjagen; er fragte sich selbst, was er verbrochen, und fand sich unschuldig. Doch die erste Nacht überzeugte ihn, daß er keine Hofnung mehr habe, seine Freiheit wieder zu erhalten. Er war untröstlich, und versuchte in den ersten Tagen, seine Wächter zu verführen. Er wünschte blos durch einen oder zwei Briefe seinen zärtlichen Freundinnen von seiner Gefangenschaft Nachricht geben zu können. Er konnte wohl vorsehen, wie sehr sie deshalb in Sorgen seyn müßten, und schmeichelte sich daher, sie zu beruhigen, wenn er ihnen alle Mittel und Wege zu seiner Befreiung anzeigte. Aber da er sah, daß alle seine Bemühungen vergeblich waren, so ergrief er die Parthie, welche die Nothwendigkeit ihm vorschrieb, nemlich sein Unglück mit Gedult zu ertragen.

In den ersten Tagen ward er als Staatsverbrecher behandelt. Eingeschlossen in seinem Zimmer,

durfte er mit niemand sprechen, durfte nicht einmal der Spaziergänge genießen, die man den Gefangenen bewilligt. Er glaubte sich also ganz verloren. In seinem Alter, geschmeichelt, vergöttert von einer großen Anzahl von Frauenzimmern, war es natürlich, daß ihn sein gegenwärtiger Zustand entsezte, wenn er sich an den vorherigen erinnerte. Endlich kamen gelindere Vorschriften. Er durfte spazieren gehen, und erhielt einen rechtschafnen Geistlichen zum Tröster, der sich mit ihm einschliessen ließ. Der Abbé St. Remi, dessen Gesellschaft er zu jeder andern Zeit vermieden haben würde, schien ihm jezt eine wohlthätige Gottheit, die ihm die Schrecknisse seiner Einsamkeit mildern wolle.

Wissenschaften wurden jezt ein nothwendiges Mittel gegen die lange Weile; der Herzog, der jezt durch nichts zerstreut wurde, fand also daran Geschmack. Er arbeitete mit dem Abbé St. Remi an einer Uebersetzung des Virgils, und erwarb sich hier Kenntnisse, die ihm in der Folge so wesentliche Dienste leisteten. Indessen hatte der schnelle Uebergang vom Hofleben in einen so schrecklichen Ort in ihm eine Veränderung bewirkt, von der er das Opfer zu werden fürchtete. Nachdem er einige Tage am Fieber krank gelegen, zeigten sich die Pocken auf eine so wüthende Art, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Doch seine natürlich gute Leibesbeschaffenheit, und der genau befolgte Rath eines Arztes, retteten ihn.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0026
DFG

Man wollte jezt versuchen, ihn mit seiner Gemahlin auszusöhnen; aber der Herzog, der schon in mehreren Gelegenheiten seinen festen Karakter bewiesen hatte, verläugnete ihn auch in dieser nicht. Er empfieng seine Gemahlin ernsthaft; und, ohngeachtet Begierden in ihm wütheten, die eine lange Enthaltung nur noch mehr reizten, so verstand er es doch, sie zu unterdrücken. Seine Gemahlin verließ ihn, ohne von diesem Schritte etwas anders als Verachtung und Verdruß zu haben. Der Leser wird die näheren Umstände in der bereits erwähnten Handschrift finden.

Nach dieser Standhaftigkeit eines Jünglings von sechszehn Jahren, konnte man urtheilen, was er für die Zukunft versprach. Seine Gemahlin war jung, und ziemlich schön; er gierte nach Vergnügen, dessen er so lange entbehren mußte, und doch wollte er lieber einen heftigen Kampf mit seinen Sinnen kämpfen, als das Wort brechen, das er sich selbst gegeben, niemals wirklicher Mann seiner Gemahlin zu seyn. Ueberdieß rächte er sich an ihr und seinen Aeltern; und dieser Gedanke gab ihm neue Kräfte, der Versuchung zu widerstehen.

Man sah wohl ein, daß man einem jungen Menschen nachgeben müsse, den nichts bändigen konnte. Es wäre zu grausam gewesen, ihn für immer seiner Freiheit zu berauben, und man beschloß deßhalb, ihn von Paris zu entfernen, und zur Armee zu schicken. Er diente als Freiwilliger, und glücklich in allem, wie die Folge zeigen wird,

fieng er gerade in dem berühmten Feldzuge von 1712, zu dienen an, dem berühmtesten seit langer Zeit, wo der Marschall von Villars durch den Sieg bei Denain ganz Frankreich so vollkommen rettete.

Dieses merkwürdige Jahr war übrigens sehr schlimm für die königliche Familie. Es war hohe Zeit, durch einen so ausgezeichneten Sieg, die Franzosen wieder aufzurichten, die noch den Tod eines geliebten Prinzen, des Herzogs von Burgund, beweinten, der durch den Tod seines Vaters, Dauphin geworden war. Die Franzosen beteten ihn an, sie wußten, daß er nichts von dem despotischen Geiste seines Grosvaters hatte; sie hatten gehört, daß der Prinz es gewagt, dem Könige selbst zu sagen: „die Könige seyen des Volks „wegen, nicht aber das Volk der Könige wegen „da.“ Sie versprachen sich alles von einem Prinzen, der so öffentlich die Regierung tadelte, der den Muth hatte, am Hofe eines Despoten eine so erhabene, so heilige Wahrheit zu sagen. Ganz Frankreich war deshalb in Trauer. Dieser so beweinte Prinz verband mit einem lebhaften, scharfen und erhabenen Geiste eine anhaltende Bemühung, seine Pflichten zu erfüllen. Stets dachte er, wie das von allen Seiten bedrängte Königreich in einen blühenden Zustand wieder versezt werden könnte. Unaufhörlich sann er auf Mittel, das Volk glücklich zu machen. Er war überzeugt, das Wohl eines Volkes müsse einem Regenten, der

dieses

dieses befördert, ein weit höheres Vergnügen gewähren, als alle Größe. Er hatte das Beyspiel eines Königs vor Augen, der mitten unter Luxus und Pracht seufzte. Ein Feind von Kriegen, wo Ehrsucht, Geiz und Haß mehr zu Rathe gezogen werden, als Verstand und Gerechtigkeit, beschloß er durch einen beständigen wohlbefestigten Frieden die Wohlfahrt des Reichs wieder herzustellen. Fromm, ohne Schwachheit, wußte er die Pflichten der Religion mit jenen seiner Krone zu vereinigen. Die Franzosen waren des eisernen Scepters Ludwigs des Vierzehnten müde, und vergrößerten also nur noch mehr die schönen Eigenschaften seines Thronfolgers. Niemals flossen daher bei dem Grabe eines Prinzen aufrichtigere und häufigere Thränen.

Schon einige Zeit vorher hatte sich diese Trauer angefangen. Die Dauphine ward Frankreich entrissen in den heftigsten Konvulsionen, die zur Vermuthung, daß sie vergiftet worden, Anlaß gaben. Ihr Gemahl folgte ihr in das Grab. Gefälligkeit, Güte und Wohlwollen, alles ward in einem Augenblicke verloren. Der Herzog von Bretagne, ihr Sohn, ward zu gleicher Zeit vom Tode hinweggerafft, und erhöhte die öffentliche Trauer. Die Trauer-Anstalten, welche zur Abführung des Vaters, der Mutter und des Kindes nach St. Denis gemacht wurden, gaben das rührendste Schauspiel. Das Volk, welches seine Thränen nicht zurückhalten konnte, niedergeschlagen, Zeuge davon seyn zu

müssen, mußte nun noch den weit stärkern Schmerz erfahren, alle Hofnung vernichtet zu sehen. Nichts blieb der Liebe der Franzosen übrig, als ein schwaches kränkliches Kind *), auf das man gar nicht zu zählen schien.

Die Nachricht von Villars Siege gab dem niedergeschlagenen Volke neuen Muth, und zerstreute seinen Kummer. Der Franzos ist so geartet, daß der gegenwärtige Augenblick, wenn er ihn beschäftigt, ihn seiner Leiden oder seiner Freuden vergessen macht. Der Herzog von Fronsac war Zeuge von einem so vollkommnen Siege, und fand Geschmack an dem Stande, in den er getreten war. Man hatte ihn dem Marschall empfohlen; dieser machte ihn zu seinem Adjutanten, und der Herzog hatte also Gelegenheit, die Handlungen des Marschalls in der Nähe zu beobachten. Dieser General, der an ihm Verstand und Anlage entdeckte, fand Vergnügen daran, mit ihm dann und wann zu scherzen, und ertheilte ihm Lehren, deren er nie vergaß. Obschon man von Villars glaubte, er wage nicht eher eine Schlacht, bis er des Sieges ganz vergewissert sey; so gab er doch dem Herzoge die Lehren, daß ein General, auch wenn er des Sieges ganz gewiß sey, doch immer alle seine Anstalten so treffen müsse, als wenn er geschlagen zu werden voraussehe. Der Herzog von Fronsac war zwar noch immer ein unbesonnener Mensch; allein

*) Ludwig der Fünfzehnte.

er hatte doch jezt mehr Anlage, alles zu nützen, was er sah, und studirte daher die Kriegskunst unter einem so großen Lehrer mit glücklichem Erfolge. Er schien Paris und den Hof vergessen zu haben, unterhielt aber dennoch einen ordentlichen Briefwechsel mit der Herzogin * * *, die ihm noch immer ausserordentlich ergeben war.

Er folgte dem Marschall von Villars in allen seinen militärischen Unternehmungen, und überbrachte die Befehle desselben bei den Belagerungen von Marchiennes, Douai und Quesnoi, auf deren Wegnahme der Sieg bei Denain erfolgte. Bei der Belagerung von Freiburg ward er von einem Stück Stein am Kopfe verwundet, und vom Villars dazu ausersehen, dem Könige die Nachricht von der Wiedergabe der Festung zu hinterbringen.

Er gesteht es selbst, daß er gezittert habe, vor dem Monarchen zu erscheinen, dem er zum erstenmale nach seiner Entlassung aus der Bastille seine Aufwartung machte. Er war Anfangs ganz bestürzt, faßte sich aber, und erstattete seinen Bericht von den Operationen des Feldzugs mit so vieler Deutlichkeit und Gegenwart des Geistes ab, daß Ludwig der 14te, erstaunt über seinen Verstand und über die Kenntnisse, welche er sich binnen so kurzer Zeit erworben, ihm vorher sagte, er sey zu großen Dingen bestimmt, wenn er so fortfahre.

Seine Rückkunft nach Paris war die Losung zu neuen Vergnügen. Er flog zu seiner Freundin, der Herzogin * * *. Da er sie aber entschlossen fand,

für ihn sonst nichts, als Freundin zu seyn; so verliebte er sich in die Frau eines Kremplers, welche eine Betschwester war. Diese wollte sich aus Aerger und Gewissensbissen, noch mehr aber aus Eifersucht, da sie ihren Liebhaber von einem Frauenzimmer zum andern flattern sah, alle Haare aus dem Kopfe reissen. Die Zahl seiner Liebschaften war sehr beträchtlich, und er genoß nie mit mehr Vergnügen, als wenn das Publikum sein Geheimniß wußte. Gegen einige Frauenzimmer beobachtete er eine vorzügliche Bescheidenheit, und nannte nie ihre Namen; aber die meisten waren bekannt. So ließ er seinen Wagen einen Theil der Nacht in der Straße halten, wo seine Geliebte wohnte, damit man aus seinen Wappen und seinen Bedienten schließen sollte, daß er der Beglückte sey. Nachher bediente er sich dann und wann des nemlichen Mittels, um seine Freunde zu hintergehen, die gar nicht begreifen konnten, wie seine Gesundheit bei so vielen Liebeshändeln bestehe, da sie ihr nachahmend unter einer Last erlagen, der sie nicht gewachsen waren. Mehrere starben, nur er allein sezte immer mehr und mehr jene in Erstaunen, welche die nemliche Lebensart führten.

Er bediente sich so der List, und zwar immer mit glücklichem Erfolge nicht nur in Leibeshändeln, sondern auch in seinen übrigen Geschäften. So verließ er seine Freunde, und sagte ihnen, er gehe jezt zu dem oder dem Frauenzimmer. Dann ließ er seinen Kutscher zu der seinen Freunden angezeig-

ten Stunde hinfahren; auf dem Wagen stand einer von seinen Bedienten, als ob er darinn wäre. Dieser mußte einige Stunden vor der Thür des Frauenzimmers warten, und fuhr dann in sein Haus zurück. Am andern Tag wiederholte er diesen Scherz bei einer andern Schönen. Der Herzog blieb indessen die ganze Zeit hindurch ruhig zu Hause, niemand durfte ihn sprechen, und er bediente sich aller Erquickungsmittel, um die in vorhergehenden Besuchen verlornen Kräfte wieder zu erhalten, und gewann so in diesen ruhigen Tagen alle zu neuen Liebeshändeln nothwendige Stärke. Er erschien nicht eher wieder im Publikum, bis er vollkommen von seinen Beschwernissen ausgeruhet hatte. Dann erzählte er im Vertrauen seinen Freunden, er habe noch niemals so viel Seligkeit genossen, als bei dieser neuen Schönen, die ihn auf einige Tage aus dem Zirkel der Freundschaft herausgerissen. Ihr Erstaunen vermehrte sich nun um so mehr, als sie sahen, daß er bei so vielen Ausschweifungen, eben so frisch und aufgeräumt war, als vorhin.

Man kann hieraus sehen, wie sehr er nach dem Namen eines glücklichen Wollüstlings geizte; alles wagte er, ihn zu erhalten. Indessen muß man sich doch wundern, daß er sich dergleichen Kunstgriffe bediente; er bedurfte derselben nicht, um den so gewünschten Titel zu verdienen. Es ist zwar schwer, die Zahl der Frauenzimmer zu bestimmen, die er besiegte, aber wenn man auch nur die Hälfte von denen annimmt, die er selbst bekannt gemacht

hat, so ist diese schon hinreichend, ihm einen unsterblichen Namen in den Jahrbüchern der Galanterie zu verschaffen.

Zweites Kapitel.

Der Herzog von Richelieu stirbt. Geliebt von der Herzogin * * flößt der junge Richelieu der Prinzeßin * * * Liebe ein, die sich vergiftet. Liebeshändel seiner Gemahlin mit seinem Stallmeister. Wie er sich bei der persönlichen Entdeckung derselben beträgt. Seine Gemahlin stirbt.

Mitten in diesem Genusse verlor er den 10ten May 1715 seinen Vater. Er gesteht es selbst, daß ihm der Verlust desselben sehr wenig zu Herzen gieng, und es eben keine große Mühe kostete, seine Thränen zu troknen. Im Grunde verlor er einen Vater, der ihm in allen Stücken entgegenhandelte. Anfänglich ward er sehr zärtlich von ihm geliebt; aber in der Folge hatte er an ihm nur einen mürrischen Alten, der ihm alles, was ihm nur angenehm war, untersagen wollte. Der

Vater fuhr ihn oft sehr hart an, und wunderte sich, daß ein Jüngling die Gesellschaft von Jünglingen der seinigen vorzog. Ein Verlust von eilftausend Gulden, brachte den Alten so in Harnisch, daß er seinem Sohne gar kein Geld mehr geben wollte, was ihm doch so nothwendig war. Sie konnten daher sich auch nicht einmal auf eine sehr kurze Zeit mit einander unterhalten, ohne sich zu zanken. Der Vater sah immer mit eifersüchtigen Augen auf das Glük seines Sohns, und dieser erblickte in ihm den Urheber seiner Gefangenschaft in der Bastille, die Ursache der Beraubung so manchen Genusses, was ihm unendlich weh that.

Er fand die häuslichen Umstände seines Vaters in einer sehr verwirrten Lage. Die ausserordentlichen vorgefundenen Schulden zwangen ihn, der ganzen Erbschaft zu entsagen, und sich blos das beträchtliche Fideikomiß vorzubehalten. Die Herzogthümer Richelieu und Fronsac, die Landgüter Ferté-Bernard, Coze, Lonac und einige andere blieben ihm also übrig. Was aber dem jungen Erben Ehre machte, war, daß er alle Gläubiger, die aus der Erbschaft nicht hatten bezahlt werden können, vollkommen befriedigte. Da er blos das Fideikomiß behielt; so hätte er, was schon so viele thaten und noch thun, die Schuld seines Vaters unbezahlt lassen können: aber der neue Herzog von Richelieu glaubte, es sey gegen seine Ehre, sich dieses unbilligen Rechts zu bedienen, Lieferanten und Kaufleute um ihre gerechte Forderungen zu

bringen, oder alten Dienern dasjenige zu entziehen, was ihnen ihr Herr ausgesezt hatte. Er war überzeugt, ein großer Herr sey auch dem Andenken seines Vaters etwas schuldig. Er liebte zwar das Geld, aber er wollte doch lieber eines Theiles davon entbehren, als sich so entehrende Vorwürfe machen zu müssen.

Sein Vater war Erbe eines beträchtlichen Vermögens. Der erste Herzog von Richelieu, den er erbte, hatte einen großen Theil von der ungeheuren Hinterlassenschaft des Kardinals, seines Oheims, erhalten. Dieser verschwendete aber so sehr, daß er schon gezwungen war, mehrere eigenthümliche Güter zu verkaufen. Sein Sohn, der Vater unsers Marschalls, lebte nicht ordentlicher. Schon bei Lebzeiten des Vaters hatte er 1643, das Amt eines Oberbefehlhabers der Galeeren erhalten; aber schon 1661 verkaufte er es an den Marquis von Crequi, der nachher Marschall von Frankreich wurde. Ihm war nicht genug, dieses Amt seiner Familie entrissen zu haben, er veräußerte auch noch die Güter, welche mit keinem Fideikomiß belegt waren. Und zuverläßig würde die Erbschaft unsres jungen Herzogs weit unter dem mittelmäßigen ausgefallen seyn, wenn nicht der Kardinal die Vorsicht gehabt hätte, die beiden Herzogthümer, und einige andere Güter mit einem vorigen Fideikomiß zu belegen. Sein alter Vater, der ungeheure Summen verschwendete, ohne davon Ehre zu haben, der Geschmak an Mädchen fand, aber mit ihnen

fast immer auf eine seinem Stande gar nicht gemäße Art lebte, der zusehen mußte, wie man sich seiner Güter bemächtigte, kam endlich so weit herunter, daß er von einem Gnadengehalte des Ministeriums lebte, und Jahre lang seine lange Weile, und seine Unbrauchbarkeit in seinem prächtigen Schlosse Richelieu zu begraben gezwungen war. Als er wieder nach Paris kam, machte er neue Schulden, und wir haben schon erzählt, daß er zum Ansehen der Frau von Maintenon seine Zuflucht nahm, um neue Unterstützung von Ludwig dem 14ten zu erhalten.

Es ist unbegreiflich, wodurch dieser Monarch bewogen wurde, demselben so viel Gnade zu beweisen. Zuverläßig hatten hieran seine militärischen Dienste keinen Antheil. In keinem Zeitraume dieses an großen Begebenheiten so fruchtbaren Jahrhunderts wird des Namens des Herzogs von Richelieu erwähnt; keine einzige große Handlung ist von ihm bekannt; kaum weiß man, daß er einige Feldzüge als Obrister gemacht. Nothwendig muß also ein Mann von seinem Stande eine platte Null gewesen seyn, da man von ihm ganz und gar nichts hört, und zwar unter einem Könige, der beständig in Kriegen begriffen war. Indessen war er doch Ritter von seinen Orden, erhielt Gnaden, selbst ehe noch Frau von Maintenon die Gunst des Königs besaß. Ohne Zweifel kannte Ludwig der 14te an ihm nichts, als den Namen, den er führte, und belohnte den unthätigen Vetter für die

Dienste des Gros-Oheims. Der neue Herzog von Richelieu wollte diesen Flecken wegwischen, und betrug sich so, daß der Name wieder neuen Glanz erhielt, den der Kardinal so berühmt gemacht hat. Wir finden ihn tapfer in einzelnen Gefechten, tapfer vor dem Feinde. Er entriß sich den Armen der Geliebten, um der Ehre entgegen zu fliegen, und in Ueberwindung der größten Gefahren handelte er mit einer Leichtigkeit, als ob er eine schöne Frau zu verführen habe. Mit Vergnügen sezte er ein Leben aus, das so verschönert ihm ward, und der Verdruß über das, was er zu verlieren hatte, war nicht vermögend, seine Sorglosigkeit zu unterbrechen. Frühzeitig ermüdeten ihn die Sorgen, welche ihm die väterliche Erbschaft gemacht hatte; und die Leidenschaft der Liebe, die er einige Zeit unbefriedigt gelassen, erhielt nun über ihn eine desto größere Herrschaft.

Er ersezte also die verlorne Zeit durch neue Eroberungen. Die Prinzeßin von * * * war damals eines von den Frauenzimmern, das er am meisten zu lieben schien. Seine Liebe war nicht ausschließlich, wie wir schon bemerkten. Also auch die Herzogin * * * vernachläßigte er nicht. Er selbst führt den Zeitpunkt, wo er nur zwei Geliebte zur gleichen Zeit hatte, als einen Augenblick von Tugend an, da sein unaufhörliches Bestreben dahin ging, neue Opfer zu suchen. Leistete ihm ein Frauenzimmer einen langen Widerstand; so fand er kein Vergnügen daran, seine Zeit bei ihr

zu verlieren. Er widmete ihr wöchentlich einige Stunden, und unterdessen fand er gefälligere Geschöpfe, die es ihm leicht machten, mit Gedult den Tag seines Siegs zu erwarten.

Sein Gemälde von der Prinzeßin * * * ist Beweiß von ihrer Schönheit. Sie betete ihren Gemahl an, einen wunderlichen eigensinnigen Mann, der sie aus Gefälligkeit geheurathet, und seiner damaligen Geliebten versprochen hatte, seine Gemahlin als eine fremde Person zu betrachten. Indessen schien sie ihm während der ersten beiden Monate so liebenswürdig, daß er sich nicht enthalten konnte, alle die Rechte ihr zuzugestehen, welche die eheliche Verbindung ihr gab. Aber bald gewann die vorige Geliebte die alte Herrschaft wieder, und entfernte den Gemahl für immer vom ehelichen Bette. Seine Gemahlin, die ihn wirklich liebte, getraute sich nicht, darüber zu klagen. Sie glaubte, wenn sie sich liebenswürdig betrüge, so müßte sie die Liebe eines Mannes wieder erhalten, der aufhörte, ihr Beweise von seiner Zärtlichkeit zu geben. Aber alle ihre Bemühungen waren fruchtlos; ihre Artigkeit, ihre Gefälligkeit waren keine so große Reize, um einen Ungetreuen wieder zu erobern. In geheim floßen zwei Jahre lang ihre Thränen. Da ihr Gemahl den äußerlichen Wohlstand beobachtete; so schienen sie auf einem guten Fuße mit einander zu stehen. Alle Morgen erkundigte er sich nach ihrem Wohlbefinden; so oft er sie sah, umarmte er sie, vorzüg-

lich, wenn Fremde zugegen waren; so, daß er sich selbst den Spöttereien aussezte, und für einen schmachtenden Liebhaber gehalten wurde, während seine zärtliche Hälfte nur den Schein des Glückes genoß. Dieser Schein mußte endlich einer reizenden Frau von zwanzig Jahren nicht mehr hinreichend seyn, die ein zärtliches Herz hatte, und dieses vergeblich einem Gemahl darbot, der es nicht zu schätzen wußte.

Der Herzog von Richelieu sah sie bei der Herzogin von * * *, er durfte blos eine so vorzügliche Schönheit erblicken, um sterblich in sie verliebt zu seyn. Er war zum Verführer geboren; jezt stieß ihm eine in Liebeshändeln ganz unerfahrne Schöne auf; alles lud ihn zu dieser Eroberung ein, und er unternahm sie, des Sieges stets gewohnt, mit der Gewißheit eines glücklichen Erfolgs. Die Prinzeßin * * * war in jenem für die Tugend so gefährlichen Zeitpunkte, wo eine von den sie umgebenden Gegenständen gerührte Seele, den noch nicht finden konnte, welchen die Natur dazu bildete, sie glücklich zu machen. Man wünscht dann, glücklich zu seyn, kann aber das Gute, welches man wünscht, weder finden, noch selbst unterscheiden. Man wird auf andere hingeleitet, und fühlt in sich selbst eine Leere, die alle unsre Vergnügungen einförmig und eckelhaft macht. Das Wesen fehlt, welches dazu bestimmt ist, unsern Freuden Leben zu geben. Richelieu war der Mann für das Herz der Prinzeßin * * *.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0040
DFG

Sie erröthete, als sie ihn sah. Sein gefälliges Betragen, der Ton, in welchem er von der Liebe sprach, die Gefühle, die er blicken ließ, ohne sie zu haben, was sie nicht wußte; alles lud sie ein, das Betragen ihres Gemahls mit jenem des Herzogs zu vergleichen, und unglücklicherweise fiel diese Vergleichung nicht zu Gunsten ihres Gemahls aus. Der Mann, der uns gefällt, stellt sich uns überdieß noch verschönert dar. Jezt ward die Prinzeßin * * * wieder frohes Sinnes; die Leere, welche sie gefühlt hatte, verschwand, Reiz verbreitete sich über alle Gegenstände, die ihre Blicke auf sich zogen, und das war Richelieu's Werk, wozu er nur eines Augenblicks bedurfte. Er trat auf, und alles nahm für die Prinzeßin eine veränderte Gestalt an. Er bemerkte den Eindruk, den er auf sie machte, und geschickt seine Vortheile zu benutzen, verdoppelte er seine Bemühung, spielte den noch weit Zärtlicheren. Ein Liebhaber, der Herr über sich selbst ist, hat weit mehr Mittel in Händen, als ein anderer, schnell seinen Zweck zu erreichen. Alle Triebfedern weiß er in Bewegung zu setzen. Richelieu, der niemals ernstlich verliebt war, bediente sich daher aller Kunstgriffe, die der Glüks-Ritter mit so glüklichem Erfolg anwendet. Er wußte, war überzeugt, daß er geliebt wurde, ehe noch die Prinzeßin ahndete, daß sie ihn liebte.

Doch einiges Nachdenken brachte sie wieder zu sich selbst. Sie warf sich es vor, daß sie so viel

Schwachheit bewiesen, und beschloß, eine Neigung zu bekämpfen, über welche sie noch Meister zu seyn glaubte. Entfernt von dem Geliebten ihres Herzens, schien ihr alles möglich; und sie war überzeugt, über eine Liebe zu siegen, die sie zu beunruhigen anfieng. Sie wußte wohl, daß die Flucht das beste Mittel sey, Widerstand zu leisten, und schlug daher ihrem Gemahl vor, einige Zeit auf einem entfernten Landgute zuzubringen. Diesen hingegen fesselte eine ihn ganz beherrschende Leidenschaft an Paris. Er widersezte sich daher lebhaft den Wünschen seiner Gemahlin, scherzte über ihren so schnellen Entschluß, die große Welt zu verlassen, und zeigte ihr so viel Abneigung gegen diese Wallfarth (so nannte er die vorgeschlagene Reise) daß sie nach wiederholtem Bitten endlich gezwungen war, davon gar keine Erwähnung mehr zu thun. Da dieser Anschlag nicht geglükt war, so stellte sie ihre Besuche bei der Herzogin * * * ein. Diese hingegen, nicht bekannt mit dem Streite, den ihre Freundin zu führen hatte, kam selbst zu ihr, und führte sie endlich dem glüklichen Sterblichen wieder zu, dem sie so sorgfältig entwichen war. Das Vergnügen, ihn zu sehen, schien ihr noch lebhafter, und sie erkannte nun noch mehr, welchen Gefahren sie sich aussezte. Also neue Versuche bei ihrem Gemahl, die nicht glüklicher ausfielen. „Weil es denn, sagte sie nun, mein Geschick nicht „anders will, so entstehe daraus, was da wolle. „Ich that was ich konnte. Wer zu oft sich in die

„Gefahr begiebt, muß nothwendig am Ende „unterliegen.“

Ihr Vorgefühl ward bald Wahrheit. Richelieu erzählt es uns selbst, auf was für eine lustige Art er über sie siegte. Die Prinzeßin ganz Liebe, trunken von den Gefühlen, die sie beglükten, gewann von Tag zu Tag eben so viel Zärtlichkeit, als der Herzog durch ihren Genuß verlor. Die Dauer ihres Glüks war so wenig gesichert, als jene aller übrigen Frauenzimmer. Nur zu früh mußte sie erfahren, daß Richelieu's Eidschwüre nur für einen Augenblick gut waren.

Durch einen ziemlich sonderbaren, im Grunde aber ganz gemeinen Zufall, kam der Prinz . . ., der so lange seiner Gemahlin vergessen, zur nemlichen Zeit in die Arme derselben als der zärtlichste Liebhaber zurück, da er sich von der Mätresse getrennt, die ihm das tirannische Gesetz auferlegt hatte, sich gänzlich von seiner Gemahlin zu entfernen. Er hatte sie gemieden, so lange sie so ausserordentliche Zuneigung zu ihm blicken ließ; jezt da sie, verliebt in den Herzog von Richelieu, sich ganz gleichgültig gegen ihn benahm, schien er verdoppelte Liebe gegen sie zu fühlen. Anfangs hielt die Prinzeßin dieses für eine augenblickliche Galanterie; aber bald erzitterte sie über die anhaltende Aufmerksamkeit ihres Gemahls, und wollte einer Aussöhnung mit demselben ausbeugen, die sie für Untreue gegen Richelieu glaubte. Dieser Liebhaber war damals für sie alles; der Gemahl, den

sie so zärtlich geliebt, hatte für sie alle Reize verloren, die ihn verschönerten, der verführerische Zeitpunkt war vergangen, und er kehrt, wie man weiß, nie wieder zurück.

Der Prinz . . . war erstaunt, seine Gemahlin nicht mehr die nemliche zu finden, und glaubte, daß sie wirklich über sein vormaliges Betragen aufgebracht sey. Da er wohl wußte, daß eine beleidigte oder erzürnte Frau doch noch immer liebe; so hofte er, die seinige werde bald durch seine ernstliche Reue gerührt werden, und seine Rückkehr für eine Gnade des Himmels anerkennen. Er irrte sich, und war darüber ausser sich. Da er sah, daß es ihm selbst nicht gelingen wollte, so wandte er sich an die Freunde seiner Gemahlin, selbst an Richelieu, von dessen Rechten er nichts argwöhnte. Seine Liebe ließ ihn alles versuchen; aber alle seine Bemühungen waren vergeblich, und er gerieth daher auf die Vermuthung, daß ihm bei seiner Gemahlin etwas mehr als beleidigte Liebe im Wege stehen müsse. Er ward eifersüchtig. Eifersucht macht aufmerksam, und er sah endlich, daß er einen Nebenbuhler hatte. Er schlug sich mit Richelieu; beide wurden verwundet, und kurz darnach vergiftete sich die Prinzeßin aus Verzweiflung.

Diese traurige Begebenheit war nicht vermögend, seinen verliebten Ausschweifungen Schranken zu setzen. Traurige Gegenstände konnten nicht lang seinen Augen vorschweben. Die stets gute Herzogin * * *, die

die so immer bereit war, ihn aufzunehmen, war jezt seine Trösterin. Einige Zeit blieb er auch ganz ruhig bei ihr; aber bald rufte ihn eine andere Schöne zu neuen Vergnügungen.

Gerade um diese Zeit verlor Richelieu seine Gemahlin, die Fräulein von Noailles. Er schäzte sie, wegen ihren moralischen Eigenschaften. Sie hatte ein sanftes, gutes Herz, und lebte sehr still, ohne im geringsten den Neigungen ihres Gemahls sich zu widersetzen. Sie hatte sich zwei Jahre lang viele Mühe gegeben, seine Liebe zu gewinnen; aber die gänzliche Verweigerung der ehelichen Pflicht machte sie etwas zurückhaltender. Sie hofte, wenn sie weniger Liebe zu ihm blicken ließ, so würde er desto größere fühlen; aber Richelieu war kein gewöhnlicher Mensch. Er liebte alle Weiber; aber er hatte geschworen, die seinige davon auszunehmen, und gewöhnt, als Despot zu entscheiden, konnte nichts ihn vermögen, das selbst gegebene Gesez zu brechen. Die Herzogin wollte sich endlich nach so vielen vergeblichen Versuchen gänzlich von ihm trennen; und ihr liebendes Herz, das keine Gegenliebe erhielt, gerieth in die Lage, sich einem andern in die Arme zu werfen. Rache und Bedürfniß, geliebt zu seyn, das Alter und Verachtung des Gemahls täglich vermehrten, bewogen sie endlich, einen Tröster zu suchen, und der Zufall weilte nicht, ihr einen in der Nähe zu zeigen.

Ihr Gemahl hatte einen jungen liebenswürdigen Stallmeister, der zwar die verführerischen Eigen-

schaften seines Herrn nicht besaß, aber doch herzlich zu lieben schien. Da ihm seit langer Zeit schon die Entfernung des Herzos von seiner Gemahlin bekannt war, so suchte er auf alle nur mögliche Art die Gunst derselben zu gewinnen. Täglich holte er ihre Befehle; seine Augen sprachen, wenn der Mund verstummte, und die Herzogin fand nach und nach Vergnügen daran, in seinen Augen zu lesen, daß sie geliebt wurde. Diese ausdrucksvolle Augen-Sprache währte lange Zeit; aber der Stallmeister, der seinen Posten zu verlieren fürchtete, getraute sich nicht sogleich, das Stillschweigen zu brechen. Die Herzogin, noch schüchtern, fürchtete ebenfalls, ihrer Seits zu viel Liebe blicken zu lassen. Sie fühlte indessen wohl, daß sie einem Manne Muth machen müsse, der nicht von ihrem Stande war. Um also die Sache einzufädeln, machte sie ihn zum Vertrauten des Verdrusses, den ihr die vervielfältigten Liebeshändel ihres Gemahls verursachten. Der Stallmeister beklagte sie, und schien nicht begreifen zu können, wie der Herzog von Richelieu sich von einer so schönen Gemahlin zu trennen vermöge. Der Antheil, den er an ihrem Schicksale zu nehmen zeigte, schien der Herzogin Vergnügen zu machen, und er ward dreister. Er wagte ein Geständniß, das ihn um seinen Plaz hätte bringen können, ihn aber mehr als irgend etwas darinn befestigte. Die Herzogin, welche das Bedürfniß, geliebt zu seyn, mehr und mehr fühlte, glaubte von der andern Seite einige Schritte vorwärts thun zu müssen, um ihn zu ermuntern,

mehrere zu machen. Er war ein Edelmann; dies war ihr genug. Sie glaubte, man müsse eben nicht von hoher Geburt seyn, um die Freuden der Liebe zu schmecken.

Der Stallmeister ward glücklich, und genoß lange dieser Seligkeit, ohne daß irgend ein Verdacht dieselbe gestört hätte. Und die Herzogin fand, daß ein Mann aus einer geringern Klasse, der gut gebildet und ihr ganz ergeben war, weit mehr werth seye, als ein Pair von Frankreich, der sie ganz verließ. Dieser Mann war ihr bei der Hand, war der Diener ihres Mannes, und auch der ihrige; ein einziger Blick, er kam, ein Wink, er gieng. Nichts war bequemer, als eine geknüpfte Bekanntschaft im eignen Hause.

Der Herzog von Richelieu war zu sehr beschäftigt, als die Verbindung zu bemerken, welche seine Gemahlin getroffen. Er glaubte sie blos von der Begierde geheilt, vergebliche Versuche bei ihm zu wagen. Er selbst sagte in Gesellschaften, er wundere sich, daß seine Gemahlin den Muth habe, ihm treu zu bleiben. Er scherzte oft über ihre Beständigkeit, aber wie ein Mann, der davon überzeugt ist. Er bat sogar seine Freunde, die verlassene Gemahlin zu trösten, und im Grunde würde er auch nicht böse gewesen seyn, wenn eine Frau, die seinen Namen führte, einige Liebeshändel gehabt hätte. Eine kurze Zeit, und er genoß dieses Vergnügens.

Einer von seinen Bedienten, der ihm immer willkommen war, wenn er ihm einige Neuigkeiten er-

zählte, kühn gemacht an einem Abend durch seinen Herrn, der da sagte, er wölle hundert Louisd'or darum geben, wenn derselbe seine Frau verführen könne, sagte hierauf: „Gnädiger Herr, sie haben dieses Vergnügen umsonst, und dürfen es nicht so theuer bezahlen." Richelieu drang in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Bediente erzählte nun ausführlich die Liebesgeschichte seiner Gemahlin mit dem Stallmeister; er zeigte ihm deutlich, daß er Wahrheit erzählte, und von den geringsten Umständen unterrichtet war. Er fügte hinzu, er sey zwar nicht ganz versichert, ob die Herrn Firmaçon, Rohan, Bißi Vorgänger gewesen, aber in Betreff des Stallmeisters sey er von der Wahrheit so überzeugt, daß er seinen Kopf für die Behauptung zum Pfande setze.

Der Herzog von Richelieu lachte, und gestand, nichts sey natürlicher; nur die Wahl ärgere ihn. Seine Gemahlin hätte nach seinem Wunsche einen Herrn von seinem Stande wählen sollen; aber ein Stallmeister, den er bezahlte, der blos Stallknechten und Pferden zu befehlen hatte, sollte die Stelle eines Herzogs vertreten; das schien demüthigend für ihn. Er hätte es lieber gesehen, wenn seine Gemahlin mit dem ganzen Hofe gebuhlt hätte, als mit diesem Menschen. Er war hierinn gar nicht eifersüchtig; aber eine vornehme Frau, meinte er, sollte sich nicht durch die Wahl eines ihrer Bedienten wegwerfen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0048
DFG

Indessen scherzte er doch mit seinen Freunden darüber; und sprach er von diesem Stallmeister, so nannte er ihn nie anders, als der Mann meiner Gemahlin. Er sagte sogar einige Zeit nach dem Tage der Herzogin, er sey ihm Dank schuldig: „ich sollte ihn doppelt bezahlen, und ihm einen Gnadengehalt auswerfen, denn er war mein Repräsentant.

Eines Tags kam er, wider seine Gewohnheit, Abends gegen sechs Uhr nach Hause; und ganz ausserordentlicherweise gieng er sogleich zu seiner Gemahlin, um mit ihr in Betreff eines Prozesses zu sprechen. Es war Sommer und sehr warm; die Bediente der Herzogin waren aus dem Vorzimmer an die Thür gegangen, um frische Luft zu schöpfen. Da er niemand fand, ihn anzumelden, und im Schlafzimmer eine geraume Zeit herumgegangen war; so öfnete er endlich die Thür eines kleinen Zimmers, und erblickte da seine Gemahlin und den Stallmeister, die sich auf einem langen Sessel auf eine niedliche Art die Zeit vertrieben. Der Lärm, den er machte, ward von ihnen nicht gehört. Er betrachtete also das Paar einen Augenblick, schloß die Thür ganz sanft hinter sich zu, und gieng in das Vorzimmer zurück. Die Bediente waren noch immer abwesend, er machte einen ausserordentlichen Lärmen, gieng wieder in's Schlafgemach, und schrie dabei: „will mich denn hier niemand anmel„den?" Endlich näherte er sich der Thür des kleinen Zimmers, um den darinn befindlichen Personen

sein Daseyn zu erkennen zu geben. Nun dachte er, ihnen Zeit genug gelassen zu haben, ihre verliebte Unterhandlung zu beschließen, und glaubte ohne Gefahr erscheinen zu dörfen. Die Herzogin befand sich noch auf dem nemlichen Sessel, der Stallmeister stand am Fenster. „Mein Gott! sagte er beim „Eintritt, ich rathe Ihnen, gnädige Frau, alle Ihre „Leute zum Teufel zu jagen; nicht ein Hundsfutt „war im Vorzimmer, und man ist gezwungen, „ohne Anmelden zu ihnen zu kommen. Mann kann „Ihnen beschwerlicher fallen, sie gerade in einem „Augenblicke treffen, wo sie nicht gern gesehen seyn „wollen; kurz, ich rathe Ihnen, gnädige Frau, als „guter Freund, eine solche Nachläßigkeit nicht un„gestraft hingehen zu lassen."

Der Stallmeister wollte das Zimmer verlassen; aber der Herzog gab es nicht zu, und versicherte ihn, als Freund vom Hause sey er niemals eine überflüssige Person. Mit der Herzogin, die eben nicht aufgeräumt war, sprach er von dem Prozesse, und und als er fortgieng, bat er den zitternden Stallmeister, genau die Befehle seiner Gemahlin zu befolgen. „Sie liebt die Einsamkeit, setzte er hinzu, und „Sie werden mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn „Sie ihr solche, so oft es ihr nicht beschwerlich ist, „angenehm zu machen suchen."

Die Liebenden sahen wohl, daß sie entdeckt waren, und waren nun besser auf ihrer Hut. Da sie aber bemerkten, daß der Herzog so zerstreut war, und sich so ehrlich gegen sie betrug; so fuhren sie fort,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0050
DFG

sich zu lieben, sich es zu sagen, und zu beweisen, wie vormals. Die Herzogin starb ein Jahr darnach, und niemand kränkte sich über ihren Verlust, als der Stallmeister.

Das war der nämliche Mann, der 1732, als der Herzog sich zum zweitenmale mit der Fräulein von Guise vermählte, im Oeil de Bœuf zu Versailles bemerkte, daß verschiedene Große seinem vormaligen Herrn zur geschloßnen Verbindung Glück wünschten. Es war der erste Tag, an welchem diese Vermählung bekannt gemacht wurde; und der Stallmeister hielt es für seine Schuldigkeit, ihm ebenfalls seinen Glückwunsch abzustatten. Aber der Herzog, dem diese Heurath wichtiger war, da er die Fräulein von Guise wirklich liebte, empfieng ihn sehr übel. „Wie mein Herr, Sie wissen schon, daß „ich mich wieder vermählt habe? Sie sind verdammt „aufmerksam. Ich nehme Ihren Glückwunsch an, „aber weit von hier, ich bitte Sie, weit von hier." Und so wandte er ihm den Rücken.

Der Tod der Frau von Richelieu veränderte nichts in den Liebeshändeln ihres Gemahls. Er bedurfte nicht Wittwer zu seyn, um Gegenstände für seine Leidenschaft zu finden. Die Herzogin von Berri, deren Ausschweiffungen die ganze Welt kennt, hatte die Zahl seiner Eroberungen vermehrt. Aber da beide gleich unbeständig waren, da beide nach Veränderung gierten, so genoßen sie einander nur einige Tage, und verließen sich, als ein neuer Gegenstand sich ihnen darbot. Indessen bemerkte doch die Her-

zogin von Berri mit Verdruß in Richelieu die Fehler, welche sie in einem so hohen Grade besaß. Sie konnte es nicht leiden wenn ein andrer, als sie, so oft den Gegenstand seiner Liebe verwechselte. Sie war daher auch einige Zeit seine Feindin, vorzüglich zu der Zeit, als sie die Verbindungen bemerkte, in welche er mit den Fräuleins von Valois und Charollois getreten war. Aber als sie in der genauesten Verbindung mit dem Grafen von Rioms stand; so vergaß sie alle Vorwürfe, die sie dem Herzoge von Richelieu zu machen hatte, und ließ ihn in das Innere seiner Vergnügungen oder vielmehr seiner Ausschweifungen zu.

Ludwig der 14te legte so eben der Natur den gewöhnlichen Zoll ab, und das Volk ließ bei seinem Tode öffentlich die Freude blicken, welche es empfand, als es sich von einem Könige befreit sah, der es während einer so langen Regierung so wenig geschätzt hatte. Das öffentliche Elend hatte den höchsten Grad erreicht, und die Zukunft, der Regent mochte auch seyn wie er wollte, konnte nicht so schrecklich ausfallen, als die gegenwärtige Zeit war. Man höhnte der Asche dieses Monarchen, der ganz Europa hatte Gesetze vorschreiben wollen; man hielt sich alles für erlaubt. Richelieu konnte nicht ohne Unwillen die ausgelassene Freude bemerken, der sich das Volk überließ. Er hielt Ludwig den 14ten für den größten König, der jemals Frankreich beherrscht. Er sah nichts als seine Eroberungen, und ein junger ehrgeiziger Krieger mußte einen König anbeten, der

ein so großer Eroberer war; da unser Urtheil von dem seinigen so verschieden ist; so haben wir uns einige Bemerkungen über einen Monarchen erlaubt, der so vergöttert von einigen, so verachtet von andern wurde.

Drittes Kapitel.

Tod Ludwigs des 14ten. Betrachtungen über seine Regierung, Frau von Maintenon, und den Mann mit der eisernen Maske.

Es ist nicht zu läugnen, daß die zugroße Verschwendung eines Königs allgemein schlimme Folgen habe. Wenn er sich dadurch die Lobeserhebungen der Höflinge, die mit genießen, der Künstler, die dabei gebraucht werden, und der Schriftsteller erwirbt, die Jahrgehalte ziehen; so bezahlt das Volk sehr theuer eitle Lobschriften, welche die Nachwelt für Lügen erklärt. Während daß Pracht und Aufwand des Monarchen die Augen derjenigen verblenden, die ihn bewundern, oder am Genusse Theil haben können; kostet er Thränen Millionen von Unglücklichen, die von den Abgaben erdrükt werden. Ein König, der zu sehr auf die Quellen seines Reichs rechnet, der, weit davon entfernt seine Ausgaben nach seinen Einkünften einzurichten, überzeugt ist, daß es blos eines einzigen Edikts bedürfe, um nach

Herzens-Lust alle seine Launen und Einfälle befriedigen zu können; ein solcher König ist ein schlechter Bewohner. Es ist das Gut seiner Unterthanen, das er verpraßte, es sind die Früchte ihrer Arbeiten, die er ihnen stiehlt, und schwerlich kann man den unter die guten Regenten zählen, der alles seinem Ehrgeize aufopferte. Und so ein Regent war Ludwig der 14te. — Indessen kann man nicht läugnen, daß der Anfang seiner Regierung (ich rechne ihn von dem Zeitpunkte an, wo er nicht mehr unter Mazarins Vormundschaft stand) sehr ruhmvoll war. Man hat ihm seine Eroberungen zum Verbrechen gemacht; aber der glückliche Erfolg schien seine erstern Kriege zu rechtfertigen. Die Finanzen waren in einem guten Zustande, und treflich verwaltet von Colbert. Der König wurde von seinen Unterthanen angebetet, gefürchtet von seinen Nachbarn. Ueberfluß herrschte im Königreiche, das Volk war glüklich; und das ist das größte Lob, das man einem Könige geben kann.

Wenn man ihm nicht so niederträchtig geschmeichelt, und er daran nicht so viel Vergnügen gehabt hätte; so würde er ohne allen Zweifel richtigere Begriffe von der wahren Ehre erhalten haben. Vielleicht würde es für Frankreich weit besser gewesen seyn, wenn ihn das Glük in seinen ersten Unternehmungen weniger begünstigt hätte. Einige Niederlagen würden ihn mehr zum Nachdenken über die Gefahren der unternommenen Kriege geleitet haben. Aber bis hieher hörte man von nichts als Eroberungen;

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0054
DFG

das Volk war trunken von Freude, ein: Herr Gott dich loben wir, nach dem andern anstimmen zu hören. Es glaubte, sein König könne nur neuen Siegen entgegen fliegen, und jede Anstalt zu einem neuen Feldzuge, sah es als den Vorboten glänzender Begebenheiten an.

Wenn Ludwig der 14te nach dem Achner-Frieden sich blos damit beschäftigt hätte, Handlung und Künste zu beleben, die unaufhörliche Kriege ihn nachher so sehr vernachläßigen ließen; so würde er tausend Zweige des Kunstfleisses vervollkommt haben, die sein Königreich in den blühendsten Zustand hätten versetzen müssen. Er würde dann den Ackerbau mehr aufgemuntert haben, und sein Geist, dem Beschäftigung Bedürfniß war, hätte sich mit nüzlichern Gegenständen als dem Kriege befaßt, den alle Aufgeklärte immer für eine Geisel des Landes halten. Aber sein herrschsüchtiger Karakter, nach welchem er alles zu seinen Füßen sehen wollte, machte ihn zu einem für Frankreich sehr unglüklichen Regenten.

Louvois, dieser Minister, der eben so grausam als eitel sein Herr war, der allein sich über Türrenne's Tod freute, weil dieser dem Staate diente, ohne vor dem Minister zu kriechen; Louvois, der eifersüchtig auf alle große Feldherren war, die nicht Niederträchtigkeit genug besaßen, seine Speichellecker zu seyn; Louvois, dessen Andenken nicht genug geflucht werden kann, obschon er einige große Eigenschaften besaß, der seinen König beschäftigen, aber ihn dabei verhindern wollte, mit ihm eine genauere Un-

tersuchung anzustellen, dieser begünstigte Ludwigs Eroberungssucht. Tausende von Menschen opferte er, um sich immer nur desto nothwendiger zu machen.

Die Großen, welche Aemter oder Feldherren-Stellen suchten, begünstigten das besondere Interesse des Ministers, und das Volk ward, wie allezeit, das Opfer. Es hörte zwar noch von Siegen; aber sie kamen ihm theurer zu stehen; das Menschen-Blut floß häufiger. Es fühlte, daß es jeden Tag mehr besteuert wurde, um nur die Ausgaben bestreiten zu können, die mit jedem Jahre wuchsen. Kaum konnte der Staat einige Ruhe nach dem Niemeger Frieden genießen; bald darauf ward Algier bombardirt, und Strasburg erobert. Der Krieg, ohnehin schon an und für sich selbst mit ungeheuren Ausgaben verknüpft, ward durch die Zahl der Truppen, durch die Zurüstungen unter einem Könige noch verderblicher, der die Pracht liebte.

Unter Ludwig dem 13ten waren die größten Heere dreißig bis vierzigtausend Mann stark. Der prahlerische Ludwig der 14te wollte ganz Europa die Größe seiner Macht sehen lassen. Hundert tausend Mann ritten in das Feld, mit doppeltem Vorrath versehen. Er zwang hierdurch die kriegführende Mächte, ihm nachzuahmen, und die Kriegskunst ward mehr die Kunst sich zu verderben, als sich zu vernichten.

In einem Augenblicke, wo seine Staaten so sehr der Ruhe bedurften, wollte er die Ehre haben, einen König zu beschützen, und auf den verlornen Thron wieder zu sezen. König Jacob, verbannt von

seinem Eidam aus dem Königreiche, dessen sich dieser bemächtigt hatte, war nach Frankreich geflohen. Dieses ward Gelegenheit zu einem Kriege, den Frankreich nicht hätte unternehmen sollen, und der diesem Reiche so viel Menschen und Geld kostete. Die Lorbeere von Steinkerque und Nerrwinde wurden mit den Thränen der Franzosen benezt. Diese so sehr gepriesenen Siege dienten zu nichts, als das Elend des Staats zu vergrößern, und waren doch nicht vermögend, dem unglüklichen Jacob die verlorne Krone wieder zu schaffen. Er ward in Irrland geschlagen, und starb darauf zu St. Germain.

Was hatte man also von einem Kriege, wo die Luxembourg, Crequi, Catinat und Bouflers sich so viel Ruhm erwarben? Nichts, gar nichts, was nur den Stolz des Siegers hätte befriedigen können, als etwa das Andenken an einige Vortheile, die grausam genug mit dem Leben einer Million Menschen und der Zerrüttung der Finanzen bezahlt wurden. Das Volk erlag unterm Elende, und man stellte öffentliche Freudenbezeugungen über Siege an, die nicht den geringsten wesentlichen Nutzen für die Nazion hatten.

Nach dem Ryswicker-Frieden, wo der siegende Ludwig der 14te gezwungen war, die Rolle des Besiegten zu spielen, wäre das vernünftigste gewesen, die noch rauchende Wunden zu heilen, die er dem Königreiche geschlagen. Ein langer Frieden und gute Wirthschaft wären hinreichend gewesen, das allgemeine Elend zu beseitigen. Er hätte nur auf-

richtig wollen dürfen, der Friedensrichter zu seyn, nachdem er lang genug der Eroberer gewesen. Die Rolle war nicht zu schwer; aber Ludwig der 14te, gebohren mit der Begierde nach Herrschaft, die nur von seinen niederträchtigen Schmeichlern genährt wurde, glaubte sich immer unüberwindlich, und im Stande; ganz Europa Gesetze vorschreiben zu können, — eine Eitelkeit, von der er doch warlich bald hätte geheilt werden sollen. Statt sein Reich wieder athmen zu lassen, verpflanzte er vielmehr Uneinigkeit und Schrecken darinn, mehr als jemals. Er glaubte auch Herr über die Gewissen seiner Unterthanen zu seyn, und errichtete sich durch den Widerruf des Edikts von Nantes eine einzige Schandsäule.

Während er treue Unterthanen aus seinen Staaten unmenschlich verbannte, oder ihr Blut verspritzte, weil sie nicht glauben wollten wie er, starb Carl der 2te, König von Spanien. Sein Tod erweckte Ludwigs Lieblings-Leidenschaft. Der verstorbene König hatte den Herzog von Anjou zu seinem Thronfolger ernannt; und Ludwigs Eigenliebe wurde durch den Gedanken für seine Enkel, über so viel Staaten zu sprechen, ausserordentlich geschmeichelt. Er sah das Unglük nicht vorher, das nothwendig daraus erfolgen mußte, und der Herzog von Anjou mußte König werden.

Aber kann man sich ohne Entsetzen daran errinnern, was es Frankreich kostete, diesen Prinzen auf dem spanischen Throne zu erhalten? der Prinz von Oranien, König von England, unterm Namen Wil-

Helms des 3ten, Ludwigs ewiger Feind, verband gegen ihn Holland und England zu Gunsten des Kaisers. Der stolze Monarch schien sie zu verachten; einige Vortheile schmeichelten anfänglich seinem Stolze; aber jezt stand er unter der Herrschaft eines furchtsamen Weibes; jezt hatte er Minister, die blos thaten, was dieses Weib wollte; jezt glaubte er mehr mit Unterhandlungen, als mit den Waffen thun zu müssen. Jezt beeiferte er sich, seine thörichte Großmuth so weit zu treiben, daß er die holländischen Truppen frei gab, die Puiségur in den spanisch-niederländischen Plätzen entwaffnet hatte, und ließ durch seine Unterhandlungen seinen Feinden Zeit, sich zu vereinigen, und gegen ihn zu waffnen. Statt einem Kriege auszuweichen, der nur von kurzer Dauer seyn konnte, ward durch seine Schwachheit eine Kriegsflamme entzündet, die bei einem Haare ganz Frankreich verzehrt hätte. Entweder hätte er gänzlich den Gedanken aufgeben sollen, seinem Enkel die spanische Krone zu verschaffen; oder aber er hätte das Erstaunen seiner Feinde, die einen so unerwarteten glüklichen Ausschlag nicht vermutheten, benuzen, die holländischen Besatzungen gefangen halten, und dadurch seine entwaffnete Feinde zwingen sollen, durch feyerliche Verträge den Herzog von Anjou für den rechtmäßigen Erben aller Staaten anzuerkennen, die der verstorbene König von Spanien besaß. Aber hiezu gehörte Entschlossenheit, und Ludwig der 14te, der jezt sein Gewissen mit seinem Stolze verschwistern wollte, machte das Maas des Elendes voll, unter welchem sein Reich erlag.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0059
DFG

Die Schlachten, oder vielmehr die Niederlagen bei Hochstedt, Ramillies, Turin und Malplaquet versezten Frankreich in eine so schreckliche Lage, in der es sich seit mehreren Jahrhunderten nicht befunden. Ja, hätte Malborough die Oberbefehlshaber-Stelle über die Engländer behalten; so würde Villars der Sieger bei Denain vielleicht nicht geworden seyn. Es ist bekannt, daß ohne den Gewinn dieser Schlacht, ganz Frankreich verloren gewesen, und der Prinz Eugen bis Paris vorgedrungen wäre. Der Herzog von Vendonce, den die Großen von Spanien zu Hülfe riefen, als alles verloren war, befehligte Philipps Heer, dem sein Großvater nicht mehr helfen konnte, und in vier Monaten befestigte dieser Feldherr die spanische Krone für immer auf Philipps Haupte.

Diesen so unvermutheten Vorfällen hatte Ludwig der 14te die Erhaltung seines Reichs und das Vergnügen zu danken, seinen Sohn auf dem spanischen Throne zu sehen. Um dieses Schattens von Ehre zu genießen, führte er einen eilfjährigen Krieg, der seine Staaten gänzlich vernichtete; und was für Vortheil hatte er von so viel vergossenem Blute, von so viel verschwendetem Gelde? eine genauere Verbindung mit Spanien. Aber man weiß nicht, wie leicht durch Interesse diese so gerühmten Familien-Verbindungen zerrissen werden? Ließ der Regent, verführt vom elenden Abbé Dubois, nicht wenige Jahre nachher, Frankreich die Waffen gegen diesen Philipp den 5ten ergreifen, dessen Erhebung auf den Thron dem Reiche so viel gekostet hatte?

Es

Es ist in der That kaum begreiflich, wie der Staat, welcher schon so tiefe Wunden erhalten, diesen leztern Schlag ausstehen konnte. Allein man hat ihn auch lang genug gefühlt, und die daher entstandene, von Ludwig dem 15ten noch vermehrte Schulden, haben endlich jenes ungeheure Deficit erzeugt, das eine vollkommene Staatsveränderung nothwendig machte. Die Augenzeugen der glänzenden Ereignisse unter Ludwig dem 14ten prießen insgesamt das Lob des Monarchen, und nichts war damals billiger. Diese Lobsprüche sind freilich noch da; aber darf man deshalb vor den Klagen der Unglüklichen, die Zeugen der Unglüksfälle in den lezten Tagen seiner Regierung waren, die Ohren verstopfen? Gerade diese sind es, welche man über Ludwig den 14ten das Urtheil muß fällen lassen. Man erkennt nun in ihm blos einen Ehrgeizigen, der alles aufopfert, um sich einen großen Namen zu erwerben. Es ist wahr, er that viele große Dinge, aber sie wurden, grausam genug, durch allgemeines Elend verkauft. Es fehlte nun nur noch, daß der despotische König ein Andächtler würde, und er war's, und alles gieng verloren.

Frau von Maintenon, die man so sehr erhoben, die man für die ehrwürdigste Frau hielt, die in Rom beinah heilig gesprochen worden wäre, diese Frau war das unglükliche Werkzeug, dessen der Himmel sich bediente, um Ludwig den 14ten den Händen der Pfaffen zu überliefern. Diese so gerühmte Frau hat in Frankreich mehr Unheil gestiftet, als alle

übrige Mätressen dieses und des folgenden Königs. Es ist Zeit, den Schleier wegzureissen, hinter welchem Heuchelei und Ränke einer mächtigen Familie ein Weib verbargen, dessen Gottesfurcht und Tugenden man unaufhörlich pries. Eben so ehrgeizig als ihr Liebhaber, besaß sie die Geschiklichkeit, sich dem Throne zu nähern, um, nachdem sie ihn lange genug mit ihren Augen gemessen, desselben sich zu bemächtigen, und sich den Monarchen zu unterwerfen.

Es ist allgemein bekannt, daß die Fräulein von Aubigné, die Tochter eines guten Edelmanns, sich sehr glüklich schäzte, den komischen Dichter Scarron, troz seiner unheilbaren Krankheiten, zum Gemahle zu bekomen. Sie hatte vor dieser Heurath die kalvinische Religion, die Religion ihrer Eltern abgeschworen. Nach dem Tode ihres Gemahls bat sie um Beibehaltung des Jahrgehalts, den er gehabt, und sie wußte sich durch ihre Klugheit so viel Beschützer zu erwerben, daß sie nach einigen abschläglichen Antworten wirklich einen mäßigen Jahrgehalt erhielt. Einige Jahre darauf ward sie zur Krankenwärterin des Herzogs von Maine ausersehen, dessen Geburt damals noch ein Geheimniß war. Von der Zeit an hatte sie Gelegenheit, oft den König zu sprechen, der dieses Kind sehr zärtlich liebte. Jezt sah man sie alle Triebfedern in Bewegung setzen, die ein aufgeklärter Geist kennt. Anfangs gefiel sie Ludwigen sehr wenig; er hielt sie für überklug; nach und nach hörte er sie jedoch mit Vergnügen. Wenn die Launen und der stolze Karakter der Frau von Montespan ihm

verdrüßlich waren, so fand er bei der Wittwe Scarron Gefälligkeit, Sanftmuth, und vorzüglich Gottesfurcht, deren er für seine Gewissensbisse bedurfte. Er wünschte so viel Tugend, und die Sorgfalt, welche sie gegen seinen Sohn bewieß, zu belohnen, machte sie deshalb zur Hofdame bei der Dauphine, und kaufte ihr das Landgut Maintenon.

Sie hatte nun schon so viel Ansehen, daß sie eine Art von Gleichheit mit Frau von Montespan erhielt, die ihre Beschützerin gewesen war, und wußte sich auf eine so geschikte Art zu betragen, daß der König ganz von ihr abhängig ward. Selbst die Königin, welche der Stolz der Frau von Montespan beleidigte, und in der Frau von Maintenon einen sanfteren Karakter beobachtete, wollte lieber diese stille Frau zur Nebenbuhlerin haben, und that ihr daher bei ihrem Gemahl gute Dienste. Diese Geliebte von einer neuen Art, welche alle Mittel sich zu schwingen ergrief, bemerkte, daß der König bei seinen Mätressen abwechselnd Liebe und Reue fühlte. Besuchte sie der König, so schien sie blos seine Gewissens-Bisse vermehren zu wollen. Sie stellte sich, mit seinen Schwachheiten Nachsicht zu haben, ohne sie zu billigen, und sprach mit ihm mit aller Wärme einer Geliebten, und zugleich als die strengste Tugendhafte. Sie gewöhnte ihn auf diese Art daran, strenge Wahrheiten zu hören, die sehr wohl zu der Lage stimmten, in der sich das schwache Herz dieses Monarchen befand. Als sie bemerkte, daß der Monarch für sie Neigung hatte, unternahm sie es, ihn ganz

zu erobern, und sie glaubte, dieß sey das Mittel, seine Leidenschaft auf himmlische Gegenstände zu leiten. Sie war drei Jahre älter als der Monarch, und hatte Verstand genug, einzusehen, daß verblühte Reize nicht zureichend seyen, ihn fest zu halten. Das Beispiel ihrer Nebenbuhlerin schwebte ihr vor Augen, die, ohne im Frühling ihres Alters zu seyn, noch als wahre Schönheit glänzte. Alles trug daher dazu bei, einen Weg zu betreten, der jenem ganz entgegengesezt war, den ihre Vorgängerinnen gewandelt hatten. In ihrem Benehmen beobachtete sie eine ausserordentliche Eingezogenheit. Sie war sehr wohl gewachsen, und gab sich daher alle Mühe, sich ein großes Ansehen zu verschaffen. Sie kleidete sich sehr einfach, aber in dieser Simplicität herrschte Eleganz. Ihre Unterhaltung war sehr abwechselnd; bald scherzte sie, bald sprach sie sehr gründlich, je nachdem es die Umstände forderten. Sie hatte tief in ihr Herz den Grundsaz gegraben, daß es nicht genug sey, dem Könige zu gefallen, sondern daß sie ihn ganz zu ihrem Sklaven machen müsse.

Sie haßte die Frau von Montespan, der sie doch so viel zu danken hatte. Aber diese Rücksicht verhinderte sie nicht, alle nur mögliche Mittel anzuwenden, um eine Gegnerin zu entfernen, die das größte Hinderniß in Erreichung ihres Zweckes war. Sie stand keinen Augenblik an, sich der Waffen der Andächtelei als der sichersten zu bedienen, dieselbe zu stürzen. Sie ward zwar auf eine kurze Zeit von der Herzogin von Fontange verdrängt, aber eben

dieser Umstand schlug für sie ganz nach Wunsche aus, als der Tod diese ihre neue Nebenbuhlerin im zwanzigsten Jahre ihres Alters hinwegraffte.

Der König war Zeuge von den lezten Augenblicken derselben, und gerührt vom traurigen Anblicke seiner durch die Todesängste ganz entstellten Mätresse. Die Frau von Montespan, eifersüchtig auf dieselbe, bewieß hierüber eine so ausgelassene Freude, daß der König sich darüber entrüstete, und sie von nun an haßte. Die schlaue Maintenon hingegen weinte mit dem Monarchen, suchte seine Thränen zu troknen, und erwarb sich so täglich mehrere Rechte über sein Herz. Nicht der geringste Umstand entgieng ihrem Scharfsinne, ihn zu fesseln. Sie hatte die lauten Klagen des Volks über den Aufwand der Frau von Montespan gehört; sie sezte also diesem unüberlegten Benehmen ihrer Nebenbuhlerin die größte Einschränkung entgegen. Als sie mit dem Dichter Scarron vermählt war, und ehe sie noch die Aufsicht über die Erziehung des Herzogs von Maine erhielt, hatte man sehr nachtheilig in Ansehung ihrer Aufführung gesprochen. Jezt war ihr daher nichts so angelegen, als durch anhaltende Sittsamkeit die Falschheit dieser Gerüchte zu beweisen. Zwar glühte sie von Herrschsucht, aber voll Schlauheit steuerte sie das Ruder, ohne daß die führende Hand bemerkt wurde. Es gelang ihr endlich, sich dergestalten des Kopfs und Herzens Ludwigs des 14ten zu bemächtigen, daß dieser darein willigte, sich mit ihr 1685, in diesem durch den

Widerruf des Ediktes von Nantes so unglücklichen Jahre, ingeheim trauen zu lassen.

Nun erhielten die Frommen und Scheinheiligen den Vorzug bei Vergebung der wichtigsten Stellen und Aemter. Die Freunde der Geliebten des Königs wurden den verdienstvollesten Männern vorgezogen; aber alle diese Handlungen geschahen unter dem Deckmantel der Religion. Frau von Maintenon umgab nach und nach den König mit lauter Leuten, die ihr ganz ergeben waren; sogar Fagon ward durch sie erster Leibarzt, damit sie einen Mann um den König hätte, der ihm täglich ihr großes Verdienst herausstreichen könnte. Sie ließ sich die Wohnung der Königin einräumen. Da sie ihre Vermählung nicht öffentlich behaupten konnte, so sollte sie durch diese übermäßige Gnadenbezeugung bekannt gemacht werden.

Der König mußte sich einer Fistul-Operation unterwerfen. Diesen Umstand nüzte nun Frau von Maintenon, um die Glaubenszweifel eines Monarchen zu vermehren, dessen Gewissen ohnehin so zart war. Seine Erziehung war, wie gewöhnlich an allen Höfen, sehr vernachläßigt worden. Mit der Mutter-Milch hatte er den Aberglauben eingesogen. Zwar hatten seine Ehrsucht und seine stets lebende Begierden eine geraume Zeit den Gedanken an Hölle und Schwefelpfuhl in ihm verdrängt; aber je mehr sich seine Leidenschaften abkühlten, desto lebhafter stellten sich diese Gemählde seiner Einbildungskraft dar. Frau von Maintenon, um sich in ihrem Ansehen zu

erhalten, unterhielt sorgfältig diese Eindrücke, zeigte ihm den über seine Ausschweifungen erzürnten Herrn der Könige, und die Nothwendigkeit, seine Gerechtigkeit zu entwaffnen. Jesuiten und Pfaffen, stets gierig nach Herrschaft, begünstigten ihre Absichten. Man brachte also dem schwachen Monarchen bei, er werde den Himmel wieder gewinnen, wenn er alle jene Unterthanen, die sich nicht zur katholischen Religion bekennten, aus seinem Königreich verbannen würde, und der allerchristlichste König dürfe in seinen Staaten die Protestanten nicht dulden.

Frau von Maintenon ward ebenfalls in diesem schreklichen Plane von Louvois begünstigt, der, alle Staats-Geschäfte nur in Beziehung auf sich zu denken gewöhnt, nach Kriege sich sehnend, über den so eben unterzeichneten zwanzigjährigen Waffenstillstand erschrak, und glaubte, es sey nichts besseres, als den König zu vermögen, seine Truppen zur Vertreibung der Ketzer zu gebrauchen. Er schmeichelte sich, der vorzüglichste Vollzieher der königlichen Befehle zu seyn, und dadurch sich je mehr und mehr in seinem Ansehen zu befestigen.

Vergeblich behauptet Frau von Maintenon in einem ihrer Briefe, Louvois und der Pater la Chaise haben den König versichert, die Ausführung werde keinen einzigen Tropfen Blut kosten, und nur dieß habe den König vermocht, den Befehl zu unterzeichnen. Sie hatte zu viel Verstand, als daß sie nicht hätte einsehen sollen, daß der Widerruf eines Edikts, wodurch das bürgerliche Glük von mehr als sechzig

tausend protestantischen Familien gänzlich vernichtet ward, unmöglich in Vollziehung gebracht werden konnte, ohne Wuth und Verzweiflung zu erregen. Hätte sie nicht wissen können, daß dadurch ein ganzes Volk zur Flucht bewogen werden würde, daß Reiche, Arme und Alte, insgesamt unschuldig, die ihre Arme gegen ein Vaterland ausstreckten, das sie verstieß, und wovon die einen in Gefängnissen, die andern auf den Galeeren verschmachten, und mehrere unter der Hand des Henkers sterben mußten, und dieß blos des Glaubens wegen; daß, sage ich, alle diese, ohne Unterschied, sie als die Urheberin ihres Unglüks verschreien würden? Mußte sie sich nicht vorstellen, daß dadurch ein Theil unsrer Manufakturen ins Ausland wandern, und es mit allen den Künsten und Manufakturen beglükt werden würde, die unserm Vaterlande entrissen wurden?

Da die vorhergehende Kriege, der vielen Siege ohnerachtet, so nachtheilig für Frankreich gewesen, und es so arm gemacht hatten; hatte da Frau von Maintenon so wenig Beurtheilungskraft, um nicht einzusehen, was das Königreich durch die Vertreibung grösstentheils reicher Bürger verlor, welche zu den Lasten des Staates beitrugen, und so selbst den Katholiken ihren Antheil erleichterten?

Wir wollen indessen zur Ehre der Frau von Maintenon glauben, daß sie nicht alle Folgen des Uebels vorhergesehen, welches sie Frankreich bereitete: aber wird dadurch das Uebel ungeschehen gemacht? darf

man sie deshalb über andere Mätressen erheben, da man gestehen muß, daß sie weit mehr Unheil gestiftet hat, als jene?

Frau von Valliere liebte blos den König; sie schämte sich, Mätresse, Mutter und Herzogin zu seyn, und hatte gar keine Begierde nach Herrschaft. Ihr zärtliches Herz gierte blos nach Liebe, und als sie sich vom großen Könige nicht mehr geliebt sah, glaubte sie, Gott allein ein Herz schenken zu müssen, das blos für den König geglüht hatte.

Die übrigen Verbindungen des Königs hörten fast immer mit der Sättigung seiner Begierden auf. Frau von Montespan allein verstand die Kunst, ihn länger durch ihre Schönheit, noch mehr aber durch die vielen Kinder zu fesseln, die aus diesem doppelten Ehbruche entstanden. Stolz, Prinzen das Leben zu geben, und die Huldigung eines Monarchen zu erhalten, der damals ganz Europa Gesetze zu geben schien, bewieß sie einen empörenden Hochmuth gegen alle, die sich ihr näherten. Ihr Aufwand war größer, als jener der Königin selbst. Und doch that Ludwig der 14te unter der Regierung dieses herrschsüchtigen Weibes große Dinge. Er war blos vom Vergnügen gefesselt; aber der Aberglauben hatte noch keine Gewalt über sein Herz. Die Mätresse hatte keinen Einfluß im Staatsrathe; sie beherrschte blos ihren Liebhaber in einzelnen Unterredungen, oder in Augenblicken, wo ihrer Eitelkeit geschmeichelt ward; aber auf die wirklichen Geschäfte hatte sie keinen Einfluß. Frau von Mon-

tespan ließ ausserhalb mehr Gewalt blicken, als sie wirklich besaß; Frau von Maintenon hingegen herrschte im Inneren, und gab sich den Schein, als ob sie nicht die geringste Gewalt besitze.

Man hat den Mätressen Ludwigs des fünfzehnten den Vorwurf gemacht, daß sie sich in die Regierungsgeschäfte gemischt, daß sie Minister gestürzt, um andere ihnen angenehmere an deren Stelle zu bringen, daß sie Generale ernannt, und ihre Kreaturen und Verwandten begünstigt haben. Was thaten sie aber mehr, als Frau von Maintenon? diese Mätressen schienen, was sie waren; Frau von Maintenon hingegen hatte eine weit größere Gewalt, als sie, nur übte sie solche auf eine geschiktere und verdektere Art aus.

Sie gewöhnte den König, den andächtigen Mann dem Manne von Kenntniß vorzuziehen, und so fiel seine Wahl oft sehr schlecht aus. Chamillard war ein ehrlicher Mann, aber zu Geschäften durchaus unfähig, und doch beförderte sie ihn. *) Sie gestand es selbst, daß der Marschall Cativat sein Handwerk verstehe; und doch trug sie alles zu seiner Entfernung bei, weil er, wie sie sagte, keinen Gott glaube. Sie behauptet selbst in ihren Briefen, der König habe nicht gern Leuten ohne

*) Er empfahl sich dem Könige durch sein Billardspielen, und ward aus einem simplen Verwalter der Abtey St. Cyr, General-Kontroleur der Finanzen, und bald darauf zugleich Staatssekretär beim Kriegswesen.

D. Ueb.

Andacht Geschäfte anvertraut; aber wer hatte ihn zum Andächtler gemacht?

Sie hatte alles so gut eingeleitet, daß sie den König gewöhnte, mit seinen Ministern in ihrem Zimmer zu arbeiten. Sie las oder arbeitete in der einen Ecke des Saales; aber sie war schon Tags vorher von den Gegenständen unterrichtet, welche behandelt werden sollten. Sie trug Sorge, daß die Sachen immer etwas dunkel vorgetragen wurden, damit nur der König, welcher sie ohnehin um ihre Meinung zu befragen pflegte, nur nicht vergessen möchte, sie um ihren Rath zu ersuchen. Und so ward sie die Seele aller Geschäfte, ohne den Schein von Anspruch auf Einfluß zu haben.

Es ist bekannt, daß sie zwar den Schein von Demuth beibehielt, übrigens aber alle Ehrenbezeugungen forderte. Sie zwang selbst den Dauphin, ihr mit Achtung zu begegnen; alles schmiegte sich vor ihr, und man mußte bei ihr in Gnaden stehen, wenn man zu dem Monarchen kommen wollte. Die Herzogin von Burgund selbst war genöthigt, sich ihren Befehlen zu unterwerfen, und ihre Freundin zu seyn, um von ihrem Grosvater Gnadensbezeugungen zu erhalten. Kurz, Ludwig der 14te, der bisher so viel Seelen-Stärke gezeigt, der oft das Verdienst anerkennet hatte, ward kleinmüthig und schwach von dem Augenblicke an, da er unter die Herrschaft der Frau von Maintenon gerieth, die ihn mit Pfaffen umzingelte, und verlor so einen

Theil seines Ruhms. Als Andächtler schien er nichts mehr zu seyn.

Er konnte den Bruder der Frau von Maintenon, den Herrn von Aubigné nicht leiden, der als ein sehr mittelmäßiger Mann ohne Beurtheilungs-Kraft und Rückhaltung bekannt, und zufrieden war, wenn er nur lachen machen konnte, über sich oder über seine Schwester, von der er Auftritte erzählte, die dem Könige nicht angenehm seyn konnten. Indessen hatte doch Frau von Maintenon so viel Gewalt, daß er ein ansehnliches Gouvernement, und den heiligen Geist-Orden erhielt. Zwar wollte sie ihn zum Marschall von Frankreich nicht befördern helfen; aber sie tröstete ihn dafür, daß sie ihm reichliche Gnadengehalte zufließen ließ. Aubigné sagte daher auch im Scherze: er habe seinen Marschalls-Stab in baarem Gelde erhalten.

Sie verheurathete 1698, ihre Niece mit dem Grafen von Ayen, einem Sohne des Herzogs von Noailles. Diese Familie, welche stets auf Gelegenheit lauerte, sich bei dem Könige in Gnade zu setzen, und ihr Ansehen zu vermehren, säumte nicht, sich mit der regierenden Frau zu verbinden; und der König, dessen Finanzen sehr zerrüttet waren, steuerte doch die junge Gräfin mit achtmalhunderttausend Livres aus.

Die Frau von Maintenon war es auch, die aus besondrer Neigung zu ihrem Zöglinge, dem Herzoge von Maine, und um den Dauphin zu demüthigen, den sie nicht liebte, den König ver-

mochte, den Kindern seiner legitimirten Söhne einen Rang zu geben, und folglich in ihren Familien die Appanagen und Ehrenämter zu befestigen, was eine Last mehr für den Staat war.

Es ist also nur zu gewiß, daß Frau von Maintenon eine der vorzüglichsten Urheberin alles Unglüks war, das damals Frankreich drükte. Wir sind überzeugt, daß sie dieses nicht gewollt habe; aber deshalb ist doch aus ihren Rathschlägen kein geringeres Elend entstanden. Man ärgert sich auch noch darüber, daß sie Gelegenheit gab, ihr den Vorwurf der Undankbarkeit gegen ihren Wohlthäter zu machen. Als Ludwig der 14te auf dem Todesbette lag, als man an seinem Aufkommen gänzlich zweifelte, floh sie nach St. Cyr, und vergrößerte die Menge jener Höflinge, die ihren Herrn verließen. Sie ahmte dem Herzog von Maine, diesem legitimirten Sohn nach, für den sein Vater alles gethan hatte; sie that, was der ehrgeitzige Beichtvater le Tellier that, der mit ihr den König beherrscht hatte: Statt in das neue Chor von St. Cyr zu eilen, um zu Gott für den so schwachen Monarchen zu beten, statt dort ihre Arme gegen den Himmel zu erheben, um seine Gesundheit zu erflehen; hätte sie eben diese Arme dazu anwenden sollen, um selbst ihm alle nur mögliche Hülfe zu leisten. Sie vergaß hier ihrer Pflicht als Gattin, als Freundin, als Frau, die dem Könige so viele Verbindlichkeiten schuldig war. Religion selbst machte es ihr zur Pflicht, ihm allen geistlichen Beistand zu leisten,

und seinen Muth aufzurichten. Hätten die Kräfte des Monarchen sich gesammelt, so würde er seine Freundin erkannt haben, deren zärtlicher Blick ihm bewiesen hätte, daß er noch eine Freundin habe. Er würde sich dann nicht entsezt haben, so allgemein verlassen zu seyn; die Schrecken des Todes wären ihm minder grausam gewesen, und die Hand einer Gattin, einer Gesellschafterin, die niemals erwarten konnte, es zu werden, hätte seine Augen zugedrückt.

Diejenigen, welche behaupteten, sie habe den schmerzlichen Anblick nicht ertragen können, wollten nur die wahre Ursache ihrer Entfernung nicht entschleiern. Man mußte kabaliren, um dem Herzoge von Orleans die Rechte zur Regentschaft zu entreissen. Sie hatte nemlich den König ein Testament zu Gunsten des Herzogs von Maine machen lassen. Dieser verließ, in Verbindung mit le Tellier, das Bett des sterbenden Vaters, um in Paris die Vollziehung des Testaments zu betreiben, und Frau von Maintenon, weit freier zu St. Cyr, unterstüzte ihre Bemühung. Sie wußte wohl, daß all' ihr Ansehen fallen würde, wenn der Herzog von Orleans das seinige wieder erlangte.

Das war die Frau, der die Pfaffen, welchen sie so ersprießliche Dienste geleistet, einen so großen Namen gemacht. Sie schilderten sie als eine Heilige, welche die Bekehrung des Königs bewirkt, und ihre Briefe sowohl als ihre Errichtung von St. Cyr trugen dazu bei, ihr diesen Namen zu

erwerben. Dichter, Panegyristen, jedermann lobte ihre Tugenden, die gut im Kloster waren, aber mißleitet so traurige Folgen für Frankreich hatten. Darnieder also mit dem Altare, den Schmeichler und Scheinheilige ihr bauten! Sie war eine fromme Person, die sich zur Abtissin schickte, wenn man nachsichtig genug ist, derselben ihren listigen Ehrgeiz zu verzeihen.

Der Tod Ludwigs des 14ten verursachte öffentliche Freude. Wann Richelieu über das Entzücken des Volks, einen abergläubischen Despoten verloren zu haben, empört ward, so kam dieses daher, weil er das unaussprechliche Elend des Volkes nicht erwägen wollte, und warlich, es konnte nicht leicht unglücklicher seyn. Richelieu, so sehr er auch für diesen König war, konnte es doch nicht entschuldigen, daß er sich von einem Beichtvater und einer Betschwester regieren ließ. Was würde er wohl haben sagen können, wenn man ihn um seine Meinung über die lezten Regierungstage dieses Königs, über das Unglück befragt hätte, wovon er Zeuge war, und wodurch das Reich der größten Gefahr ausgesezt wurde? Was würde er über das Geheimniß der Bosheit, über die Geschichte des unglücklichen Opfers der willkührlichen Gewalt, des Mannes mit der eisernen Maske gesagt haben, wovon er der lezte Vertraute war? Hätte er läugnen können, daß dieser ein Bruder Ludwigs des 14ten war? Und was hätte er zur Entschuldigung anführen können, daß der Monarch denselben bis

zu seinem Tode im Gefängnisse schmachten ließ? Dieser einzige Zug schändet unsers Erachtens das Andenken des so gerühmten Monarchen.

Es ist bekannt, daß die Prinzeßin von Valois, von ihrem Liebhaber, dem Marschall von Richelieu, gepreßt, um zu wissen, wer der Mann mit der eisernen Maske sey, von ihrem Vater um den Preis von zugestandenen Gunstbezeugungen, das so sehnlichst gewünschte Geheimiß erfuhr. Sie eilte, es ihrem Freunde zu hinterbringen; doch unter der Bedingung, davon nicht zu sprechen. Nach mehr als fünfzig Jahren schrieb der Marschall über diesen so unglücklich berühmten Mann, von dem man noch kein richtiges Urtheil gefällt hatte. Unter den Papieren des Marschalls fand man den Anfang einer Geschichte, die er selbst geschrieben, worinn er behauptet, daß dieser Prinz ein Bruder Ludwigs des 14ten gewesen. Aber in die genauern Umstände dringt er nicht ein, und die Geschichte ward nicht fortgesezt, entweder weil er sich Verdrüßlichkeiten auszusetzen glaubte, oder des gegebenen Wortes zu schweigen, sich entsann. Man weiß also wirklich nicht, ob es ein Zwillingsbruder Ludwigs 14ten, oder sein im Ehebruche erzeugter Bruder war.

Es ist schwer zu glauben, daß, wenn er ein rechter Bruder Ludwigs gewesen, der nur einige Stunden später auf die Welt gekommen, wie der Verfasser der Nachrichten von Richelieu erzählt, seine Mutter eine Ursache gehabt haben könne,

diesen

diesen vielmehr als den erstgebornen zu entfernen. Sie hatte noch keine Zeit, den einen mehr als den andern zu lieben, und sie konnte in einem solchen Augenblicke nicht daran denken, daß zwischen diesen beiden Brüdern Streitigkeiten wegen der Thronfolge entstehen könnten. Es ist vielmehr natürlicher, zu vermuthen, daß die Gemahlin Ludwigs des 13ten, welche bei ihrer Frömmigkeit doch sehr verliebt war, und sich zu einer Zeit schwanger fühlte, wo ihr Gemahl nicht bei ihr schlief, große Sorge trug, die Frucht der verbotenen Liebe zu verheimlichen; daß eine verstellte Krankheit den Augenblick ihrer Niederkunft verbarg, daß blos einige bestochene Vertraute die Königin umgaben, und daß man dieses Kind den Händen eines vorsichtigen Mannes anvertraute. Der Zufall wollte, daß dieses Kind vollkommen seinem Bruder ähnlich war. Als es erwachsen, verrieth ihm die Unvorsichtigkeit des Oberaufsehers seinen Stand. Stolz über die Entdeckung will der Jüngling sich zu erkennen geben, man fürchtet davon nachtheilige Folgen, und läßt ihn einsperren.

Es mag nun dieses oder das erstere wahr seyn, so bleibt doch immer das gewiß, daß dieser Unglückliche ein Bruder Ludwigs des 14ten war. Richelieu's Behauptung macht es wahr, und die Achtung und Ehrerbietigkeit, die man gegen ihn beobachtete, sind neue Beweise.

Was soll man also von einem Könige denken, der so lange Zeit einen unglücklichen Bruder schmach-

ten ließ? Als er noch unter der Leitung seiner Mutter und des Kardinals Mazarini stand, ist er zu entschuldigen, ihn im Anfange einer stürmischen Regierung entfernt zu haben; aber als seine Macht auf unerschütterlichen Grundpfeilern befestigt war, als seine Unterthanen, entzückt über seine Siege, der Meinung waren, daß man gar keinen größern König finden könne, was hatte er dann zu fürchten? Hätte er da nicht Mitleiden haben, und seinen Bruder eines bessern Zustandes versichern sollen? Ward er aus Achtung für das Andenken seiner Mutter eingeschlossen, konnte man nicht andere Mittel finden, diesem Prinzen, der sonst keine Schuld als die der Geburt hatte, es zur Pflicht zu machen, von seiner Geburt zu schweigen? Hätte man ihn nicht in der Provinz unter einem fremden Namen können wohnen lassen? Uebrigens bezeugte ihm nichts, von wem er das Leben erhalten, und die Unvorsichtigkeit eines Hofmeisters war kein Beweis. Selbst wenn er einen hätte finden können; so war Ludwig zu gut auf seinem Throne gesichert, als daß er denselben zu verlieren hätte fürchten sollen. Also diesen Unglücklichen des kostbarsten Gutes des Menschen, seiner Freiheit, zu berauben, ihn von den hierischen Inseln in die Bastille zu schleppen, ihn länger als vierzig Jahre in Gefängnissen schmachten zu lassen, ihn zu zwingen, beständig eine eiserne Maske zur Verbergung seiner Gesichtszüge zu tragen, zu befehlen ihn umzubringen, wenn er sich entdecken würde, das sind Handlungen eines Tyran-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0078
DFG

nen, ziemlich gleich denen, welche sich die asiatischen Despoten erlauben.

Viertes Kapitel.

Der Herzog von Orleans wird zum Regenten des Königreichs erklärt. Richelieu's Liebschaften mit den Frauen von Averne, Guesbriant, Mouchi, Sabran, Nesle und andern.

Der Herzog von Richelieu war bald wieder mit seinen Vergnügungen beschäftigt, und bekümmerte sich wenig um die Unruhen, die aus der lezten Willensmeinung des Königs entstehen konnten. Es ist bekannt, daß der Monarch, so grau er im Despotismus geworden, sich doch in seinen lezten Stunden nicht schmeichelte, daß seine Befehle befolgt werden würden. Er wußte noch, daß man die lezte Willensmeinung seines Vaters nicht erfüllt; er sahe also vorher, daß es der seinigen nicht besser ergehen würde, und gab dieses denen zu verstehen, welche sie ihm abgezwungen hatten. In der That wußte der Herzog von Orleans, dessen Rechte man einzuschränken für gut befunden hatte, dieselben durch seine Entschlossenheit und Wachsamkeit sich wieder zu erwerben. Er schmeichelte den einen, machte die übrigen fürchten, und ward, der Verfügungen seines Oheims ohnerachtet, als Regent

des Reichs ausgerufen. Richelieu begleitete in den Palais Royal den Schwarm von Höflingen, welche den neuen Hof zu vergrößern eilten. Die öffentlichen Sitten richten sich immer nach der Richtung, die ihnen der Regent gibt; sie veränderten sich daher auch sehr bald unter einem Prinzen, der so öffentlich ein zügelloses Leben führte. Unter dem verstorbenen König wurden die Liebeshändel unter einem geheimnißvollen Schleier unterhalten. Die Sitten waren damals zwar nicht reiner; aber sorgfältig verheimlichte man seine Verbindungen. Der äusere Schein von Eingezogenheit war für einen Monarchen hinreichend, der so gut als jeder andere die menschlichen Schwachheiten kannte; aber diesen Schein mußte man sich geben; sonst sah Ludwig den Unterthan, der dieses nicht beobachtete, er mochte auch noch so vornehm seyn, mit üblen Augen an. Der Regent im Gegentheil zerriß diesen Schleier, den sein Oheim hatte nehmen lassen; er glaubte sich alles erlaubt, und sein Beispiel ward bald zur allgemeinen Richtschnur.

Von seinen Ausschweifungen werden wir nur wenig sagen, sie sind zu bekannt. Der Palais Luxembourg, den seine Tochter, die Herzogin von Berri, bewohnte, war einer von den Tempeln, wo er der Göttin der Wollust seine Opfer brachte. Sie war, so wie ihre Schwestern, der Gegenstand der Begierden des Regenten gewesen; aber ihr Geschmack an Verschiedenheit warf sie stets in die Arme neuer Gegenstände. Sie fanden sich indeß mit

Vergnügen wieder, und waren gegen einander, in Rücksicht ihrer wechselseitigen Untreue, sehr nachsichtsvoll.

Die Herzogin von Berri war schon seit ihrer Vermählung wenig vorsichtig; als Wittwe kannte sie gar keine Gränzen. Sie war eine Zusammensetzung von allen Lastern. Gefährlich, da sie alle nur mögliche Geschicklichkeit und vielen Verstand hatte, besaß sie auf eine bewundernswürdige Art die Kunst, zu berücken. In ihren Liebeshändeln war sie nicht nur schlau, sondern keck. Unter der Zahl ihrer Liebhaber befand sich noch bei ihres Gemahles Leben, ein gewisser La Hain, ein Stallknecht, den sie zum Bereuter des Herzogs von Berri machte. Von diesem wollte sie sich entführen lassen, und schlug ihm deshalb vor, nach Holland zu entweichen. Dieser, erschrocken über einen solchen Antrag, entdeckte ihn dem Herzog von Orleans, welcher darauf antwortete: „Was teufel „will denn meine Tochter in Holland machen? „Mich dünkt; sie lebt hier herrliche Tage.“ Er verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens. In der Aufführung dieser Prinzeßin herrschte stets eine Mischung von Ausschweifung und Frömmelei, worüber man erstaunen mußte. Doch behielt ihre Liebe zur Wollust die Oberhand. Sie hatte viel besondere Liebschaften, einzele Launen nicht einmal gerechnet, und begieng endlich tausend Ausschweifungen wegen des Grafen von Riom.

Dieser Mann war weder schön noch hübsch, verstand aber die Kunst, die Frauenzimmer zu fesseln. Er war ein dicker, kurzer, pausbäckigter, bleicher Mensch, der schöne Zähne hatte, und mit seinen vielen Finnen so ziemlich einem Abbé ähnlich war. Die Herzogin von Berri machte ihn zu ihrem Gardehauptmann, und er war mehr ihr Tyrann als ihr Liebhaber. Sie hatte die Schwachheit, alles zu thun, was er nur wollte.

Der Herzog von Richelieu hatte diese Prinzeßin verlassen, und machte desto fleißiger der Prinzeßin von Valois den Hof. Er fand ein Herz, so sehr zur Liebe und zum Genusse des Vergnügens geschaffen. Der großen Gefahren, der sie sich aussezte, und der vielen Vorsicht ohnerachtet, welche sie anwenden mußte, ward er doch glücklich. Niemals liebte ein Frauenzimmer so aufrichtig, als sie. Lange Zeit behielt sie diese erstern Eindrücke, und als Herzogin von Modena ward sie durch Richelieu's Bild, ihr immer gegenwärtig, für den Verdruß entschädigt, den sie empfand, daß sie von ihm entfernt leben mußte. Sie sprach davon mit mehreren Franzosen, die durch ihr Herzogthum reiseten, und machte verschiedene Reisen durch Frankreich, blos um ihn zu sehen.

Diese Eroberung, die so sehr seiner Eigenliebe schmeichelte, hätte ihn treu machen sollen; aber er war unfähig zu einer anhaltenden Verbindung. Sein Vergnügen bestand in der Zahl seiner Mätressen, und er sezte ein Ehre darein, die Mätressen

des Regenten in sich verliebt zu machen. Die Frau von Averne ward erobert, aber auch verlassen. Der Regent, der in sie verliebt gewesen war, gab ihr monatlich dreitausend Livres blos zur Unterhaltung ihrer Tafel. Ihr übriger Aufwand war diesem angemessen. Sie hatte ein sehr großes Gefolg, aber troz aller Vergnügungen, mit denen sie den Herzog von Richelieu zu entzücken sich bemühte, konnte sie ihn doch nur auf einen einzigen Augenblick fesseln. Sie mußte sehen, wie er sie verließ, um das zerrissene Band mit der Prinzeßin von Charolois von neuem zu knüpfen. Die Marschallin von Villars, vorher Richelieu's Geliebte, jezt seine Freundin, hatte diese Aussöhnung bewirkt. Umsonst bediente sich Frau von Averne des Vorwandes eines Festes, das sie der Marschallin von Estrées gab, welche ihr zu Ehren ebenfalls eines zu Issy veranstaltet hatte, um den ungetreuen Liebhaber wieder zu gewinnen. Sie lud ihn nach St. Cloud ein, wo eine der prächtigsten Erleuchtungen, der auserlesenste Ball, und ein Feuerwerk auf dem Wasser ihn erwarteten. Sie gab sich alle Mühe, ihm zu sagen, daß alle diese Anstalten ihm zu Ehren gemacht würden. Da sie dieses nicht hatte thun können, so ergrief sie die Gelegenheit, der Frau von Estrées die empfangene Ehrenbezeugung zu erwiedern; aber ihre Meinung war, sie dem Geliebten ihres Herzens zu machen, dessen Rückkehr sie zu feiern gehoft hatte.

Richelieu versprach viel, und genoß als Held dieses Festes; aber weit entfernt, das gegebene Wort zu halten, gab er sich alle ersinnliche Mühe, der Frau von Mouchi, Ehrendame der Herzogin von Berri, zu gefallen. Sie war hübsch und aufgeräumt, und er schmeichelte sich, sie werde nicht lang grausam gegen ihn seyn. Man hatte den Graf von Riom im Verdacht, daß er sich dann und wann mit ihr unterhalte, und selbst der Regent, eingeweiht in alle diese Geheimnisse, benachrichtigte seine Tochter, daß sie der Graf mit der Frau von Mouchi berücke; aber die Prinzeßin, die ganz von ihrem Geliebten abhängig war, ward für den Verdacht, den sie blicken ließ, sehr übel behandelt.

Eben so wenig war Richelieu der Frau von Guesbriant treu. Eine lange Reihe von Briefen, die fast lauter Vorwürfe enthalten, beweist seine Unbeständigkeit. Er verabredete mit ihr oft eine Zusammenkunft in den Höfen des Palais Royal. Sein Wagen holte sie ab, und führte sie in ein Häuschen, das er eigends zum Tempel der Wollust gemiethet hatte. Eines Tags hatte er der Frau von Sabran versprochen, sie dahin abholen zu lassen; aber sein Wagen ward von der Frau von Guesbriant bemerkt. Da diese gewohnt war, sich desselben zu bedienen; so glaubte sie, er schicke ihr denselben, und nur das Briefchen, welches sie davon habe benachrichtigen sollen, sei verloren gegangen. Sie stieg also in denselben, und der Kutscher, gewöhnt sie zu fahren, war in der Meinung, er

habe den gegebenen Befehl nicht recht gehört, und fuhr sie also an den angezeigten Ort. Der Herzog war freilich über diesen Mißverstand erstaunt, ließ sich aber nicht das geringste merken, und Frau von Guesbriant, glücklich durch einen Zufall, nahm, ohne irgend einen Verdacht, den Plaz ihrer Nebenbuhlerin ein.

Indessen war die Frau von Sabran pünktlich in den Höfen des Palais Royal erschienen, und wartete lange Zeit umsonst auf den Wagen. Da die Stunde vorbei war, und sie erkannt zu werden fürchtete, wenn sie länger an einem so häuffig besuchten Orte verweilte; so verführten sie Liebe und Eifersucht, einen Miethwagen zu nehmen. Sie fuhr also in das Häuschen in der Vorstadt Sankt Anton, wo sie schon mehrmalen gewesen war, und nahm sich vor, mit ihrem Liebhaber zu zanken, der sie einem solchen Schritte ausgesezt hatte.

Als die Frau von Guesbriant dieselbe erblickte, ward sie das Mißverständniß gewahr, und der Herzog davon unterrichtet, gestand ihr ganz offenherzig, daß der Wagen nicht für sie bestimmt gewesen, und sie nun der Neuangekommenen weichen müsse. Diese Aeußerung mißfiel ihr ausserordentlich; sie gerieth in Wuth, und behauptete, daß sie keinen Schritt weichen werde. Der Herzog, ohne im geringsten aus der Fassung zu kommen, erwiederte: sie könne zwar thun, was sie wolle, doch habe er Mittel in Händen, das Vergeltungs-Recht auszuüben. Er hatte nemlich eine ansehnliche

Sammlung von Briefen von ihr in Händen, und drohte, sie öffentlich bekannt zu machen, wenn sie sich nicht entfernen würde. Sie zerfloß in Thränen, und Furcht bewirkte, was Freundschaft nicht vermocht hatte.

Der Herzog von Richelieu, niemals in Verlegenheit, wenn es darauf ankam, zu berücken, oder sich bei einem Frauenzimmer zu entschuldigen, söhnte sich bald mit der Frau von Sabran aus. Alles ward auf den Kutscher geschoben, den er fortzujagen versprach. Er wollte sie hierauf für die lange Weile entschädigen, die sie durch ihr langes Warten gehabt hatte. Frau von Guesbriant hatte sich in einem anstoßenden Zimmer verborgen, hörte da die Eidschwüre beider Liebenden, suchte auf alle nur mögliche Art ihre Wuth zu unterdrücken, war beinah Zuschauerin des Sieges ihrer Nebenbuhlerin, und wünschte eben so taub als blind gewesen zu seyn. Frau von Sabran war zwar von ihrem Liebeshandel mit dem Herzoge unterrichtet, glaubte aber, derselbe sei beendigt, und erlaubte sich die härteste Ausdrücke über ihre Nebenbuhlerin. Diese hingegen lief wie rasend im Zimmer herum, und war ihrer nicht mehr mächtig, als sie solche Aeußerungen hören mußte. Sie vergaß aller Drohungen des Herzogs, und drang wie eine Furie zu den beiden Liebenden, die sich neue Beweise ihrer Zärtlichkeit gaben. Das Erstaunen und die Unordnung war von beiden Seiten gleich groß, und

der Zustand, in welchem sie Frau von Guesbriant fand, vermehrte ihre Verwirrung.

Die Vorwürfe der leztern drangen durchs Mark. Ganz ausser sich gestand sie der Frau von Sabran, daß sie so eben auf dem nemlichen Kanapé nicht gleichgültige Beweise der Liebe von einem Undankbaren erhalten, der sie beide berücke. Der Herzog, welcher in diesen verdrüßlichen Umständen kaltes Blut behielt, ergrief sie bei der Hand, zog sie nach sich hin, und zwang sie, sich auf der andern Seite neben ihm nieder zu lassen. In der Mitte seiner beiden Geliebten sagte er nun: nur die Einfalt seines Kutschers sey die Ursache all' dieses Lärmens, ohne welche sie den Betrug nicht würden bemerkt haben. Weil aber, fügte er hinzu, das Unglück einmal geschehen ist, so müssen wir uns hierüber die Hälse nicht brechen. Sie sehen, daß ich sie beide zugleich lieben kann, und ich glaube, keine von ihnen wird sich über mich in dieser Zusammenkunft zu beschweren haben. Sie genoßen eines geringen Vergnügens mehr, da sie nicht wußten, daß sie eine Nebenbuhlerin hatten. Wiewohl es nun so ist, so denken sie sich doch das Gegentheil, sobald ihre Ruhe durch diesen Gedanken gestört wird. Sie wissen es ja, unsre Vergnügen bestehen großen Theils in der Einbildung, wenigstens hat die Einbildungskraft den größten Einfluß.

Er wollte ihnen hierauf beweisen, daß er nicht gepralt habe, als er behauptet, er könne beide auf

einmal lieben; aber der Unwillen der beiden Frauenzimmer ließ ihn seine gute Meinung nicht bewahrheiten. Beide blickten sich einander an, ohne ein Wort zu sprechen; aber ihre Blicke wurden ausdrucksvoller, als sie sich auf den Herzog hefteten. Zorn und Verachtung blizten aus ihnen. Da er sah, daß er nichts über sie gewinnen konnte, befahl er vorzufahren, und sagte ihnen, er wolle sie verlassen, daß sie sich mit einander aussöhnen könnten. Es war abscheuliches Wetter, und sie sahen wohl ein, daß die Schwierigkeit, Wagen zu haben, sie zwingen würde länger zu bleiben, als sie wünschten. Die Nothwendigkeit machte sie also minder streng, und sie schlugen ihm vor, ihnen seinen Wagen zu geben, damit sie in den Palais Royal zurückfahren könnten, wo er sie treffen würde.

Der Herzog versicherte, sein Wagen stehe ihnen zu Befehl, aber er habe eben keine Lust, allein hier zu bleiben, da noch vollkommen Plaz für ihn im Wagen sey. Er fügte sogar hinzu, der Wagen sey nur für jene, die ihn herzlich umarmen würde. Anfangs sträubten sich zwar beide, aber sie mußten nachgeben. Richelieu war so schlau, jeder insbesondre zu versichern, daß er ihr die Nebenbuhlerin aufopfern wolle. Beide schienen darüber vergnügt, und Freude glänzte in ihren Gesichtern. So viel Vergnügen fühlt ein Weib, wenn es Hofnung hat, eine Nebenbuhlerin zu besiegen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0088
DFG

Eben diese Frau von Guesbriant lernte von Richelieu, unbeständig zu seyn, und ward ihm einige Zeit nachher ungetreu. Dessen ohngeachtet glaubte sie sich noch immer befugt, ihm Vorwürfe zu machen. Am Schlusse eines Briefs, in welchem sie ihn sehr geschändet hatte, ersucht sie ihn, ihr einen Wagen zu senden, um in die Höfe des Palais Royal zu fahren, wo er sie treffen solle. Aber Richelieu antwortete ihr hierauf in den gröbsten Ausdrücken von der Welt. Frau von Sabran war eben die Person, welche zu den Orgien des Herzogs von Orleans zugelassen, dessen Ausschweifungen sie empörten, eines Tags zu diesem Prinzen sagte: Wahrscheinlich habe Gott bei Erschaffung der Welt eine besondere Masse gebildet, aus deren er Prinzen und Bediente gemacht.

Frau von Nesle war ebenfalls in den Herzog von Richelieu verliebt, und zwar so heftig, daß sie es nicht ertragen konnte, sein Herz mit einer Nebenbuhlerin zu theilen. Sie schoß sich im Walde von Boulogne mit der Frau von Polignac, welche ihr den Marschall streitig machte, und ward an der Schulter verwundet. Doch stolz auf eine Wunde, die eine so theure Ursache zum Urheber hatte, tröstete sie sich über dieses Unglück mit der Hofnung einer desto feurigern Gegenliebe. Dieser Zweikampf diente aber zu nichts, als ihren Namen berühmt zu machen; denn Beständigkeit war dem Herzoge eine unmögliche Tugend. Frau von Nesle war, also bei allem ihrem romantischen Betragen ge-

zwungen, sich, wie alle andere Weiber, an seine Untreue zu gewöhnen. Sie sah ein, daß sie sich beständig würde schlagen müssen, wenn sie sich ihn mit den Waffen in der Hand getreu machen wollte. Da sich die Zahl der Mitwerberinnen täglich vermehrte, so würde ihr Leben ein unaufhörlicher Zweikampf gewesen, und sie doch nicht glücklicher geworden seyn. Sie mußte also ihre kriegerische Neigung ersticken, und ruhig den Ungetreuen neue Eroberungen machen sehen.

Der Herzog von Richelieu hatte bei dem von der Frau von Averne zu St. Cloud gegebenen Feste einen Liebeshandel mit der Frau von Mouchi angefangen, den er jezt beendigen wollte. Man behauptete, der Graf Riom genieße zuweilen der Gunst dieses Frauenzimmers, worüber die Herzogin von Berri sehr eifersüchtig war. Bei einem Abend-Essen, wo auch der Herr von Melun sich einfand, wettete der Herzog, ehe acht Tage vergiengen, den Graf von Riom zu vertreiben, oder ihm wenigstens seine beiden Geliebten untreu zu machen. Die Wettung ward angenommen, und nun sezte Richelieu alles in Bewegung, um sie nicht zu verlieren.

Die Herzogin von Berri, welche seit langer Zeit in Richelieu blos einen sehr angenehmen Gast, und einen reizenden Wollüstling erblickte, der dann und wann an den Orgien in ihrer Wohnung Theil nahm, erstaunte nicht wenig, als sie ihn jezt gegen sie die Sprache der Liebe sprechen hörte. Bei der unübersehbaren Menge ihrer Liebhaber entsann sie

sich kaum noch, daß er ehmals unter der Zahl derselben gewesen. Der Anstand, welchen er immer gegen das Frauenzimmer beobachtete, wenn er mit ihm sprach, machte, daß man ihn gern hörte. Die Herzogin, die sich nichts aus der Unbeständigkeit machte, hörte ihn also mit Vergnügen; aber Riom, von dem sie ganz abhängig war, besaß ihr Herz. Er allein herrschte daselbst, und diese ausserordentliche Liebe sicherte die Prinzeßin gegen alle Verführung.

Richelieu sah nun gar bald ein, daß er sich mächtigerer Waffen bedienen müsse. Da er wohl wußte, was für Gewalt die Eifersucht über die Frauenzimmer habe, so glaubte er nur dann von neuem über die Prinzeßin zu siegen, wenn er sie eifersüchtig machen könnte. Frau von Mouchi war eines Abends weit artiger als gewöhnlich. Richelieu säumte nicht, dieses dem Grafen Riom mit dem Zusatze zu bemerken, daß dieses blos des Grafens wegen zu geschehen scheine. Er stellte sich, sein Glük zu beneiden, und lobte unaufhörlich die Reize, die ganz dem Grafen zu Dienste stehen. Man folgt nur gar zu gern dem Eindrucke, den man uns gibt, besonders wenn er unsrer Eigenliebe schmeichelt. Riom war also entzückt über die Lobeserhebung seiner Geliebten, und eilte, da er sie damals gerade mit Richelieu's Augen betrachtete, ihr ununterbrochen den Hof zu machen. Begierig zu zeigen, daß er erhört sey, weilte er um so länger bei ihr, da er in diesem Augenblick eben nicht

am günstigsten war behandelt worden. Die Frau von Mouchi fand damals schon mehr Geschmack an Richelieu, und behandelte den Grafen also mit mehrerer Kälte. Dies hatte die gewöhnliche Wirkung, und Riom ward nur um so verliebter und um so eifersüchtiger, seine Rechte wieder zu gewinnen.

Während der Zeit verlor Richelieu seinen Zweck nicht aus dem Gesichte. Er ließ die Herzogin von Berri Rioms Aufmerksamkeit für Frau von Mouchi bemerken, erweckte also nach und nach Eifersucht in ihrem Herzen, versicherte sie, daß er von Rioms Untreue vergewißert sey, und versprach, ihr überzeugende Beweise zu geben, wenn sie ihm erlauben wolle, mit ihm in geheim zu sprechen. Die Herzogin sagte ihm, sie gehe in ihr Kabinet, wohin er ohne Anstand einige Zeit darauf kommen könne. Sie selbst sah, daß Riom ausserordentlich in Frau von Mouchi verliebt war, und war also gestimmt, alles für baare Wahrheit zu halten, was man ihr in dieser Hinsicht sagen würde. Seit langer Zeit schon hatte sie ohnehin den Grafen Riom im Verdacht eines vertraulichen Umgangs mit Frau von Mouchi; der Regent hatte ihr davon Winke gegeben, und da alles, was sie sah, so sehr mit Richelieu's Vortrage übereinstimmte, so ward sie in ihrem Verdachte bestärkt.

Richelieu fand sie empfänglich für alle gewünschte Eindrücke. Er suchte also zuförderst einen Brief der Frau von Mouchi an Riom, den er gefunden zu haben vorgab, und der das ganze Geheimniß

entschleiern

entschleiern sollte. Es würde ihm schwer gefallen seyn, einen solchen vorzuzeigen, da er niemals einen dergleichen gehabt; er behauptete daher, ihn verlegt zu haben. Aber, um diesen Verlust zu ersetzen, versicherte er die Herzogin, daß er Augenzeuge einer vertraulichen Unterhandlung gewesen, bestimmte den Ort so genau, gab davon so ausführliche Nachrichten, daß die Wahrheit seiner Erzählung gar nicht mehr bezweifelt werden konnte. Eifersucht blendet wie Liebe; die Herzogin glaubte also blindlings alles, was Richelieu sagte. Wüthend, ausser sich, schwur sie, daß sie Riom verabscheue. Diesen Augenblick nüzte Richelieu; er war verführerisch, und es gelang ihm, ihre Verzweiflung in Genuß des Vergnügens zu verwandeln.

Da er seinen vorgefaßten Zweck erreicht hatte; so suchte er nun die Beweise davon in die Hände zu bekommen. Am andern Morgen schrieb er an die Herzogin ein äuserst zärtliches Briefchen. Diese, noch erstaunt, aber mit Vergnügen sich dessen erinnernd was vorgefallen war, antwortete ihm, wie er wünschte. Nichts war ihm also übrig, als auch die Frau von Mouchi zu besiegen, um die mit Melun eingegangne Wette zu gewinnen. Sie liebte ihn; und eine Frau, die liebt, bleibt nicht lange grausam. Der Herzog säumte also nicht, sich hinlängliche Beweise davon zu verschaffen, und strich das gewettete Geld ein. Die Herzogin von Berri war einige Tage zwar gegen ihren Liebhaber aufgebracht, aber ihr Zorn legte sich nach und

nach, und, ganz von Liebe durchdrungen, schäzte sie sich glüklich, ihm vergeben zu können, und Richelieu war so des ermüdenden Zwanges entübrigt, den ihm seine neue Eroberung der Herzogin, für einige Zeit aufgelegt haben würde.

Gerade um diese Zeit brachte ihn sein Zweikampf mit dem Grafen Nocé in die Bastille. Aber da man kein überweisendes Zeugniß anführen konnte, da er an den Weibern so zahlreiche Fürsprecherinnen hatte, so entgieng er sehr schnell zum zweitenmale diesem Gefängniß, und ward dem Vergnügen und der Liebe wieder geschenkt.

Er hatte sichs einmal zum Gesetze gemacht, die Mätressen des Regenten zu erobern, und Frau von Parabere hatte also das Schicksal der übrigen. Sie ward schwanger; und der Herzog von Orleans sowohl als Richelieu, glaubten, Vater vom künftigen Kinde zu seyn. Der Regent rühmte sich dessen öffentlich, Richelieu in geheim, und zwar um so mehr, als Frau von Parabere ihn versichert hatte, das Kind sey von ihm. Diese lebte nicht mit ihrem Gemahl, und man war also einigermaßen in Verlegenheit, die Sache einzuleiten. Der Marquis von Parabere betrank sich sehr oft; man kam daher bei dem Regenten überein, den Marquis, wenn er wieder betrunken, in das Bett seiner Gemahlin zu tragen. Dann meinte man, würde es leicht seyn, ihn zu überreden, daß der Wein ihn zur Liebe gereizt, daß er maschinenmäßig seine Pflicht erfüllt, und daß diese Schwangerschaft die Folge dieser Nacht

geworden. Parabere starb während der Zeit, und überhob also die Herren, diesen Spaß zu machen.

Der Hof des Regenten, der täglich verderbter ward, bot jeden Tag neue Auftritte von Ausschweifung und Liebeshändeln dar. Jeder zeigte ungestraft öffentlich den Geschmack, der ihn beherrschte, und fand nur an den alten Höflingen Tadler, die noch den äusern Schein eines ordentlichen Lebens, wie unter der vorigen Regierung geschehen mußte, beobachteten. Das Volk, welches damals noch die Großen für Wesen von anderm Fleisch und Bein hielt, und zu dem Innern ihrer Vergnügungen keinen Zutritt hatte, gab den Gerüchten kaum Glauben, die sich von ihren zügellosen Sitten verbreiteten. Diejenigen hingegen, welche daran gar nicht zweifeln konnten, waren in der innigen Ueberzeugung, die Großen machen eine privilegirte Klasse aus, der alles erlaubt sey. Der Regent ward geliebt, und gewöhnte bald jedermann daran, ohne Erstaunen zu sehen, wie eine Buhlerin die andere ablöste. Wir glauben, es ist unsre Pflicht, auch etwas von dem Privat-Leben dieses Prinzen zu sagen, da es so genaue Beziehung auf jenes des Herzogs von Richelieu hat.

Fünftes Kapitel.

Blick auf die innerlichen Verhältnisse des Regenten.

Der Herzog von Orleans beobachtete gegen die Mitgenossen seiner Freuden, nach seiner Erhebung zum Regenten, die nemliche Vertraulichkeit wie vorher. Der Graf von Rocé, der Marquis de la Fare, Fargés, der Abbé Dubois, bekannt durch die allgemeine Verachtung von ganz Europa, waren seine vorzüglichsten Günstlinge. Der Herzog von Richelieu war ebenfalls im Innern aufgenommen; aber der Regent, der so geneigt war ihn zu lieben, und so viel Aehnlichkeit des Geschmacks und aller Anlagen an ihm bemerkte, betrug sich bald sehr kaltsinnig gegen ihn, als er stets gewahr werden mußte, daß Richelieu bei den Weibern, die der Regent sich wählte, so glücklich war. In der That war er auch sein fürchterlichster Nebenbuhler, und wirklich hatte er wenig Mätressen, die Richelieu nicht genossen. Man muß daher dem Regenten viel Nachsicht und Güte zugestehen, daß er Richelieu's unaufhörliche Verwegenheit nicht bestrafte.

Dieser Prinz war ein sehr artiger, gefälliger Mann, und behandelte jene, die um ihn waren, sehr vertraulich. Sein größter Fehler war, daß er zu sehr die Tafel liebte, und da er den Wein weniger als seine Gäste vertragen konnte, so stand

er von derselben immer betrunken, oder doch benebelt auf. Der Wein zeigt den Menschen wie er ist, und so vergaß er in diesem Zustande, daß er Prinz und Regent war. Er überließ sich dann den schrecklichsten Ausschweifungen, über welche ein Prinz, den seine Geburt zum Ersten des Reichs machte, noch mehr hätte erröthen sollen, als irgend ein anderer. Er zeigte sich sogar manchmal öffentlich in dieser Gestalt. So lange das Volk glücklich war, vergab es ihm diese Vergessenheit seiner selbst; aber nachdem es die traurigen Folgen des unglücklichen Lawischen Sistems fühlte, säumte es nicht, seine Aufführung öffentlich zu tadeln.

Alle, die ihn umgaben, waren einhellig beschäftigt, ihm Gegenstände zu schaffen, die geschickt waren, eine glühende Leidenschaft zu befriedigen, die nur durch Veränderung gesättigt werden konnte. Die Erinnerungen Ludwigs des 14ten, selbst die Strenge, deren er sich gegen ihn bediente, waren nicht vermögend, seine heftigen Begierden zu dämpfen. Der Abbé Dubois, damaliger Kuppler, der sich durch dieses entehrende Mittel sein Zutrauen gewann, verstand die Kunst, ihm unendliche Wollüste zu schaffen. Dieser hatte seine Vertrauten, welche auf Entdeckungen ausgehen mußten, und ihm durch ihre eingezogene Nachrichten bei seinem Herrn das Verdienst eines thätigen und eifrigen Dieners erwarben. Ueberdies vermied Dubois, daß der Prinz keine wirkliche Neigung zu einem Frauenzimmer erhielt, weil er fürchtete, das Ansehen einer solchen

Person möchte ihm in Ausführung der Rolle hinderlich seyn, welche er bezweckte. Er ließ daher schnell eine Schönheit durch die andere ablösen, damit nur sein Zögling keine Zeit gewann, sich in eine zu verlieben. Uebrigens begünstigte die Natur selbst seine Absichten; denn kein Zögling befolgte mit so weniger Widersezlichkeit die Vorschriften seines Lehrers, als der Prinz.

Als der Herzog von Orleans Regent wurde, war er noch weniger eingeschränkt, und überließ sich also nur noch mehr seiner herrschenden Leidenschaft. Die Frauen von Averne, Parabere, Gesvres, Argenson und Chatillon, erhielten sich bei ihm am längsten. Ihnen folgte die Herzogin von Phalaris, die erst vor einigen Jahren in einem hohen Alter starb. Eine Menge Weibsleute aus allen Klassen und von allerlei Art ward diesen Frauenzimmern beigesellt, und in den wollüstigen Geheimnissen eingeweiht, die er feierte. Selbst seine Töchter waren davon nicht ausgenommen. Die Herzogin von Berri überließ sich, vor, während, und nach ihrer Ehre den Begierden eines Vaters, der noch ausschweifender war, als sie selbst; und die Prinzeßin von Valois konnte ihren Liebhaber, den Herzog von Richelieu, nur dadurch aus der Bastille erlösen, daß sie die Lüsten des Regenten befriedigte.

Die Herzogin von Berri, die so viel Gefälligkeit für ihren Vater gehabt, fand dafür bei ihm ausserordentliche Nachsicht für alle Fehler, die sie

begieng. Er kannte, ohne ihr den geringsten Vorwurf zu machen, die lange Reihe von Liebhabern, die sie beglückt hatte. Sie lebten miteinander ohne alle Eifersucht, und dienten sich sogar wechselseitig in ihren Liebschaften.

Bei der Herzogin von Berri im Palais Luxemburg, wo sie wohnte, kamen die artigsten Weiber zusammen, die ihre Ehre aufs Spiel zu setzen nicht mehr fürchteten. Sehr oft speiste ihr Vater Abends bei ihr, und fast immer ließ Bachus der schönsten den Apfel zuwerfen. Eines Tags zog die Frau de la Rochefoucault seine geilen Blicke auf sich. Ihr Gemahl war Garde-Hauptmann bei der Herzogin von Berri. Sie vermied auf alle Art, sich an diesem sittenlosen Hofe einzufinden. Ihre Eingezogenheit aber machte nur noch mehr die Lüsternheit des Regenten rege, und er bewog die Herzogin, ihm eine Zusammenkunft mit derselben zu verschaffen.

Die Herzogin, welche mit so viel Vergnügen alle Einfälle ihres Vaters begünstigte, fand bald einen Vorwand, die Frau von Rochefoucault gerade in dem Augenblicke zu sich kommen zu lassen, wo der Regent bei ihr war. Seine Erklärung war kurz, aber deutlich. Die junge Rochefoucault wollte sich entfernen; aber die Prinzessin, die nicht einmal mehr an Tugend sich erinnerte, glaubte, daß sie bei andern eben so wenig als bei ihr, gefunden werden könne.

Sie glaubte daher, die Frau von Rochefoucault bezwecke durch ihren Widerstand sonst nichts,

als nur ihrer Ergebung einen desto höheren Werth beizulegen. Sie ergrief sie also bei der Hand, zog sie nach sich hin, warf sie auf den langen Sessel, auf dem sie sich befand, und hielt sie fest in ihren Armen. Aber die Frau von Rochefoucault, der entweder die Gegenwart einer dritten Person mißfiel, oder die wirklich tugendhaft war, vertheidigte sich mit so viel Kraft, daß es ihr endlich gelang, sich den Armen der Herzogin zu entreissen. Der Regent machte neue Versuche, und bald hätte er über eine durch langen Widerstand entkräftete Frau gesiegt, wenn sie ihm nicht im Ringen mit dem Ellenbogen einen Stoß in das Auge gegeben, der ihn zwang, die gefaßte Beute fahren zu lassen. Dieser Stoß in ein schon krankes Auge (denn seine Ausschweifungen sezten ihn der Gefahr aus, sein Gesicht zu verlieren) verursachte ihm einen schrecklichen Schmerz, und gab der Frau von Rochefoucault Zeit, der ausgestandenen Gefahr zu entgehen.

Man sieht hieraus, in was für einem hohen Grade Vater und Tochter verderbt waren. Zwanzig Anekdoten von der nemlichen Art könnten beweisen, wie weit die Ausgelassenheit ihrer Sitten gieng. Es eckelt uns, dergleichen Erzählungen zu häuffen, wiewohl uns nichts vertrauter mit dem Innren des Hofes des Regenten machen könnte, als das, was wir davon zu sagen im Stand wären. Nur eine einzige Andekdote erlaube man uns, zu erzählen. Sie wird uns der Erzählung der übrigen

überheben, und das Gemählde von den Ausschweifungen dieses Prinzen vollenden.

Er speiste bei der Herzogin von Berri, in Gesellschaft mehrerer Frauenzimmer, zu Nacht. Zu Ende der Tafel ward er zärtlicher, und schlug einem vor, ihm in das nächste Zimmer zu folgen. Fast alle wetteiferten um die Ehre, ihn begleiten zu dörfen. Seine Wahl ward entschieden, und er fragte den Grafen Broglio, ob er so sehr sein Freund sey, daß er ihm die Kerze halten wolle. Broglio, eingeweiht in die Geheimnisse, ließ sich nicht lang bitten, sondern nahm die Wachskerze, und diente beiden Liebenden zum Leuchter. Bald ward der Auftritt lebhafter. Broglio, erst unbeweglicher Zuschauer, ward bald durch das, was vor seinen Augen vorgieng, hitzig gemacht, glaubte bei sich selbst zu finden, was der Regent anderswo suchte, und half sich, wie der Wüstling sich hilft.

Die Herzogin von Berri war eben von der Tafel aufgestanden, als ihr Vater das Schnupftuch geworfen hatte. Da sie in den Saal wieder zurückgehen wollte, hörte sie in dem Zimmer ein kleines Geräusch. Die Neugierde führte sie hinein, und sie sah das schöne Schauspiel. Ihre Augen wurden aber dadurch nicht beleidigt, denn solche Auftritte waren für sie nichts Neues. Broglio, gewöhnt, sich nicht im geringsten zu zwingen, zeigte der Herzogin, daß er das vor Augen gehabte Beispiel genüzt habe; die Prinzeßin lachte hell auf, lief nach einem mit Wasser gefüllten Geschirre, und

goß es auf dem Flecke aus, den man ihr gezeigt hatte; mit den Worten: Das Kind von Broglio darf man nicht ungetauft lassen. Dieser Zug allein stellt Vater und Tochter und den Hof des Prinzen mit den natürlichsten Farben dar.

Im Jahr 1717 hieß es allgemein, sie habe von ihrem Vater ein Kind bekommen. Dieß gab Gelegenheit zu folgendem Gedichtchen:

„Endlich ist dein Verstand, schöne Herzogin
„von Berri, geheilt von der Furcht des Pöbels.
„Vollende also das Geheimniß. Ein neuer Loth,
„Mutter der Moabiten, steht zu deinen Diensten;
„drum gieb uns bald das Volk der Ammoniten.“

Bekanntlich gebaren Lothen seine Töchter zwei Söhne. Der eine hieß Moab, und ward der Stammvater der Moabiten, den anderen nannte man Ammon, von dem sich die Ammoniten herschreiben. Man erinnerte also die Prinzeßin, sich von ihrem Vater ein zweites Kind machen zu lassen, wodurch dieses Geheimniß der beiden Stände erfüllt würde. Dieses Sinngedicht schrieb man dem jungen Arrouet zu. Der Regent gerieth darüber sehr in Hitze, und ließ den Verfasser aufsuchen, um ihn dafür zu züchtigen. Arrouet, der die Rache des Regenten fürchtete, und in genauer Verbindung mit dem Herrn von Brancas stand, von welchem man behauptete, er sey ein Freund des den Jesuiten so vorgeworfenen Lasters; Arrouet bediente sich desselben, um dem Regenten nachfolgendes Gedicht überreichen zu lassen:

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0102
DFG

„Nein, nein Prinz! Wirklich sang niemals „meine Muse von Ammoniten oder Moabiten. Bran„cas wird für mich bürgen. Ein Mann, der bei „Jesuiten die Völker des alten Testaments kennen „lernte, weiß nur von Sodomiten.“

Der Regent lachte sehr über diesen Einfall, der unter der vorigen Regierung für das größte Verbrechen würde gehalten worden seyn; und er ward durch alles, was Brancas ihm sagte, mit Voltaire ausgesöhnt. Er strafte ihn nicht nur nicht; sondern da Voltaire kurz darauf seinen Oedip gab, der mit so ausserordentlichem Beifalle aufgenommen wurde, so schenkte er ihm eine goldene Münze mit seinem Bildnisse, die eine Mark wog.

Man kann hieraus leicht ersehen, wie wenig der Regent auf Sittlichkeit hielt. Voltaire that das Geständniß von einer neuen Ausschweifung, und dieses besänftigte den Regenten.

Im nemlichen Jahre sah man einen Monarchen nach Paris kommen, dessen Länder man kaum kannte, und dem die Begierde, sich zu unterrichten, auf seinen Reisen zum Wegweiser diente. Peter, genannt der Große, Czar von Moskau, durchreißte Europa aus der edlen Absicht, sein Reich von Mißbräuchen zu reinigen, und Künste und Thätigkeit zurückzubringen. Unwissenheit und Barbarei, in der bisher Prinz und Unterthanen gelebt hatten, verschwanden durch die Stimme eines Monarchen, der so angelegentlich nach Kenntnissen eiferte. Er erröthete nicht, vom Throne herabzusteigen, um als

Zimmermann auf holländischen Werften zu arbeiten. Von Holland gieng er nach Paris, wo man wetteiferte, ihm das Merkwürdigste zu zeigen. Nachdem er in den Manufakturen und Druckereien gewesen, und die Schönheiten der Hauptstadt betrachtet hatte, wünschte er, das Grabmal des Kardinals Richelieu in der Sorbonne zu sehen. Am bestimmten Tage verfügte sich der Herzog von Richelieu dahin, um das Mausoleum seines Gros-Oheims zu zeigen. Der Monarch behandelte ihn, in Rücksicht seines Namens, auf die schmeichelhafteste Art. Nachdem der Kaiser Girardons Meisel die gebührende Achtung bewiesen, sagte er zu dem jungen Herzoge die so bekannten Worte: „Wenn „dieser große Mann noch lebte, so würde ich ihm „die Hälfte meines Reichs geben, um von ihm zu „lernen, die andere zu beherrschen.“ Ein Spaßvogel machte die Bemerkung, der Czar habe Unrecht gehabt, denn der Kardinal würde ihm auch endlich die andere Hälfte genommen haben. Es war übrigens kein Wunder, daß ein Despot eine so hohe Meinung von der Regierung dieses Ministers hatte. Alles, was Richelieu that, der sich zum unumschränkten Herrn unter einem schwachen Könige machen wollte, zweckte auf Despotism ab, und Peter war von Kindheit an gewöhnt, zu sehen, wie sich seine Unterthanen in Fesseln schmiegten, die sie kaum tragen konnten.

Sechstes Kapitel.

Folge der Liebeshändel des Herzogs von Richelieu. Verschwörung des spanischen Gesandten Cellamore. Richelieu kömmt zum drittenmale in die Bastille.

Der Herzog von Richelieu, der sich so oft mit seinen Geliebten entzweite, verstand die Kunst, ihr Freund zu bleiben, wenn nur die ersten Aufwallungen der Eifersucht vorüber waren. Frau von Averne verwünschte ihn anfangs; sie war aber endlich vergnügt, wenn er sie nur besuchte. Gewöhnt, ihn hin und her flattern zu sehen, machte sie es wie andere Weiber, die ihm seine Unbeständigkeit, in Rücksicht seiner Liebenswürdigkeit, vergaben. Auch die Marschallin von Villars hatte sich diesem allgemeinen Gesetze unterworfen, und betrachtete den Herzog nur mit den nachsichtsvollen Augen der Freundschaft.

Er besuchte sie sehr oft. Die häufige Gesellschaft, die er bei ihr fand, gab seinen verliebten Nachforschungen neue Nahrung. Ihr Haus und jenes der Herzogin * * * besuchte er am meisten. Man empfieng ihn daselbst mit Anstand, mit zuvorkommender Höflichkeit, und niemals hatte er Vorwürfe zu befürchten. Diese Frauenzimmer hatten, um ihn nur bei sich zu haben, den Entschluß

gefaßt, alle Klagen zu verbannen, und sich mit den Augenblicken zu begnügen, die Richelieu ihnen zu widmen geruhte. Frau von Villars, noch gefälliger, nahm sogar seine Aussöhnung mit der Prinzeßin Charolois über sich. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, ihn treu zu machen, und ausser Stande, ihre Liebe gegen ihn zu unterdrücken, entschloß sie sich, mit einem Theile von ihm zufrieden zu seyn. So gering auch derselbe war, so zog sie ihn doch dem Unglücke vor, von ihm ganz und gar nichts zu besitzen, wenn sie sich mit ihm entzweite. Der Marschall von Villars, der ihn sehr oft bei seiner Gemahlin antraf, konnte sich nicht enthalten, ihm einstens zu sagen:

„Höre er einmal, junger Herr, ich habe ihn „wohl mein Handwerk lehren, und im Felde zu „meinem Adjutanten machen wollen; aber daß er „es auch hier ist, das ist mir ganz und gar nicht „recht.“ Richelieu wollte sich hierauf entschuldigen; aber der Marschall erwiederte: „In allem „Falle, wenn du auch meine Frau nicht liebst; „so liebt sie doch dich, denn immer plaudert sie „mir von dir; aber nur nicht zu hitzig, junger „Herr, wenns gefällig ist.“

Die Herzogin * * * war eine sehr aufrichtige und zärtliche Freundin von Richelieu. Er vertraute ihr zwar alle seine Entwürfe, alle seine neuen Liebeshändel; aber sie hütete sich, ihm in dem ersten Augenblicke entgegen zu seyn. Fand sie Gelegenheit, ihm einige Vorstellungen zu machen, so geschah

dieses mit einer Schonung, mit einer Sanftmuth, die unmöglich einen Geliebten beleidigen konnte, den sie stets anbetete. Ihre Liebe verbarg sich unter dem Schleier der Freundschaft. Zwar litt ihr Herz, wenn er sie zur Vertrauten seiner Ausschweifungen machte; aber er mußte ihr alles gestehen, und sie wollte lieber, ohne zu klagen, alle Leiden der Eifersucht erdulden, als sich des Glückes berauben, Richelieu'n zu sehen. Dann und wann führte ihn die Liebe zu seiner Freundin zurück, und diese, wiewohl sehr flüchtige Augenblicke, entschädigten sie für alle Opfer, die sie ihm brachte. Diese verdienten Vergeltung, und so vergieng selten ein Tag, wo nicht Richelieu, als Liebhaber, oder Freund, zu ihr kam, um bei ihr die Süßigkeiten zartlicher Freundschaft zu empfinden. Dann überließ sie sich entweder der Leidenschaft, die in ihr glühte, oder sie tröstete ihn, und genoß so der Freude, ihrem Geliebten zu nützen.

Die Prinzeßin Soubise hatte gegen ihn nicht die geringste Nachsicht. Da sie ihm einmal nachgegeben hatte, so forderte sie von ihm die gänzliche Aufopferung aller seiner Geliebten. Hingerissen von seiner Leidenschaft, und vom Wunsche, sie ganz zu beherrschen, versprach er alles, verdoppelte Eidschwüre und Verwünschungen, und verbrannte in ihrer Gegenwart die Briefe von den Frauenzimmern, welche er zu verlassen betheuerte. In dergleichen Umständen war er ein Redner voll Feuer, und besaß die Kunst zu überzeugen, denn er sprach

zu einem empfänglichen Herzen. Die Prinzeßin schmeichelte sich, ihre Jugend, ihre Reize werden ihn endlich fesseln können. Anfangs entsprach der Schein ihren Wünschen, bald störte Verdacht ihre Ruhe, und nur zu früh durfte sie an der Gewißheit des Unglücks nicht zweifeln, das sie befürchtete.

In den ersten Augenblicken der neuen Eroberung that er sich einigen Zwang an; aber was einmal zur Natur geworden ist, läßt sich schwerlich abgewöhnen; und Richelieu zog das Vergnügen, seine Leidenschaften zu befriedigen, dem Schmerze vor, sie zu bestreiten. Die Prinzeßin von Soubise wagte daher vergebliche Versuche, ihn in ihren Fesseln zurückzuhalten. Ihre Vorwürfe, ihre Thränen waren zwar vermögend, einige Augenblicke die Flucht eines Ungetreuen zu verzögern, nicht, sie zu hindern. Man mußte mit ihm Nachsicht bis zum Uebermaaß haben, denn eine ausschließliche Liebe stand ihm nicht an. Die Prinzeßin Soubise mochte immerhin ganz trostlos seyn; alle ergriffene Mittel waren unwirksam. Der Herzog, gewohnt mit Weibern zu spielen, machte ihr den Verdruß, einen Versuch gewagt zu haben, der noch keinem Frauenzimmer geglückt war, und ihr so wenig als andern glückte. Er hielt sich befugt, mit ihr den gewöhnlichen Weg zu gehen, den ihm die Gefälligkeit der Weiber gezeigt; befugt, nach seinen Launen zu ihr zurückzukommen, und ihr seine Liebe wieder anzubieten. Aber dießmal trog ihn seine Hofnung. Die Prinzeßin Soubise besaß eben so viel Stolz,

als

als Liebe, und dieser gab ihr endlich Stärke genug, eine verunglückte Neigung zu besiegen.

Nun verdoppelte der Herzog alle Kräfte, sie wieder zu besiegen. Ein Widerstand war ihm Beleidigung; er fand eine seiner würdige Feindin. Alle Kunstgriffe wurden daher in Bewegung gesezt, sie zu verführen; er schmeichelte ihren Reizen, ihrem Verstande; er borgte die Sprache der Leidenschaft, und nahm zur Verzweiflung seine Zuflucht. Aber das Andenken an ihre erste Schwachheit stählte die Prinzeßin, und in ihrem Fehler fand sie die Kraft, zu widerstehen. Ihre Nachgiebigkeit selbst hatte sie vor der Gefahr gesichert, und so vereitelte sie die neuen Angriffe des Verführers. Zwar widersprach ihr Herz allezeit dem Verstande, und söhnte sie dann und wann mit ihm aus; aber der Verdruß, von ihm verlassen gewesen zu seyn, stählte ihren Muth. Und so genoß in diesem Zeitraume die Prinzeßin des Ruhms, das einzige Frauenzimmer gewesen zu seyn, das sich nicht den Vorwurf einer zwoten Schwachheit zu machen hatte.

Kaum ist es begreiflich, wie Richelieu eine so ausschweifende Lebensart aushalten konnte. Die Zahl seiner Geliebten von 1715 bis 1725, wo er als ausserordentlicher Gesandter nach Wien gieng, übersteigt allen Glauben. Prinzeßinnen und Weiber vom ersten Range folgten eine auf die andere, und mitunter genoß er sehr oft bürgerlicher, selbst Freuden-Mädchen. Mit Recht erstaunt man also, wie er bei diesen Ausschweifungen sein Leben fristen

konnte. Zwar haben wir schon bemerkt, daß er seine Gesundheit selbst in Augenblicken schonte, wo er auf Verführung neuer Schönheiten auszugehen schien; aber, troz aller Schonung, war er doch so großer Wüstling, daß er zuverläßig unterlegen haben würde, wenn seine Leibesbeschaffenheit nicht so gut gewesen wäre.

Ueberdieß schloß sein Hang zum Frauenzimmer jene Neigung nicht aus, welche das weibliche Geschlecht mit so vielem Rechte tadelt. Die Prinzeßin Charolois, die einen jungen, sehr schönen Schweizer hatte, warf es ihm mehr als einmal vor, daß er auf ihn ein wenig zu aufmerksam blicke.

In diesen Zeiten hielt man noch viel auf Astrologie, und so hatte auch er die Schwachheit, Weissagungen Glauben beizumessen, die auf dem Einflusse der Gestirne beruhten. Man hatte ihm vorher gesagt, er werde im Monate März sterben. In seiner Jugend, wo man das Ende seiner Tage so entfernt glaubt, machte er zwar wenig aus dieser Vorhersagung, aber desto stärker erinnerte er sich derselben in seinen ältern Tagen, und fürchtete den Monat, in dem sein Sterbetag erfolgen sollte. War dieser vorüber, so schien er sicher darauf zu zählen, daß er noch ein ganzes Jahr leben werde. Hätte er 1788 die nemliche Rechnung gemacht; so würde er ohne alle Furcht dem August entgegen gesehen haben, in welchem er starb.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0110
DFG

Alle Menschen, die sich der Gabe der Weissagung rühmten, wurden von ihm und seinen Gesellschaftern befragt. Mehr bedurfte es nicht, um vom Volke für Hexenmeister gehalten zu werden. Seine Freunde streuten sogar, während er in Wien war, aus, er habe die hekatischen Geheimnisse erneuert, und mit einigen deutschen Herren dem Monde einen Menschen geschlachtet. Diese schreckliche Verläumdung verbreitete sich so sehr, daß man sie wirklich, wiewohl ohne allen Beweis, in einigen Handschriften aufgezeichnet findet. Dieses beweist, wie leicht es ist, dem Menschen das Böse für Wahrheit zu verkaufen, und wie wenig Glauben man gewissen Kronicken beimessen darf.

Der Herzog stand vorzüglich in genauer Verbindung mit einem gewissen Damis, der sich einen Polyhistor nannte, und Astrologie mit Arzneikunde verband. Der Herzog, welcher schon Blut gespieen, und der nicht lange mehr sein Leben fristen zu können schien, befragte diesen Mann wegen seiner Gesundheit. Was ihm aber denselben noch schäzbarer machte, war sein Vorgeben, den Stein der Weisen entdeckt zu haben. Der junge Herzog überließ sich ihm ganz. Er liebte zu allen Zeiten das Geld, und glaubte durch dieses wundervolle Geheimniß alle seine Neigungen befriedigen zu können. Er stellte deßhalb mehrere Versuche an, und dieser Mensch, der wahrscheinlich ein geschikter Taschenspieler war, ließ ihn wirklich Gold im Schmelz-Tiegel finden.

Der Herzog war vor Freuden ausser sich. Wiewohl er reich war, so fand er doch eine unerschöpfliche Goldgrube, in der er jedesmal graben konnte, so oft es seine stets wachsende Bedürfnisse erforderten. Schon blendete die Aussicht zu unermeßlichem Reichthume seine Augen. Seine Entwürfe waren so gränzenlos als seine künftigen Reichthümer, und er glaubte sich schon im Stande, alle nur mögliche Wünsche zu befriedigen, als plözlich Damis verschwand, und durch seine Flucht alle diese schmeichelhaften Hofnungen vernichtete. So viel ist gewiß, daß der Herzog stets überzeugt gewesen, dieser habe die Kunst verstanden, Gold zu machen; und er gründete seine Behauptung auf die Uneigennüzigkeit des Künstlers. Niemals hatte er von ihm Geld gefordert, aber immer vor seinen Augen Gold gemacht. Die Goldstange im lezten Versuche wog 722 Livres, 10 Sous.

Der Herzog machte vergebliche Versuche, diesen seltenen Mann wieder zu finden. Ueberzeugt endlich von der Unmöglichkeit, tröstete er sich über den Verlust des so schönen Glückes, mit den neuen Gunst-Bezeugungen der Liebe. Frau von Defant ersezte ihm die Stelle seines ihm so werthen Damis; aber da das Glück, welches sie ihm verschaffte, weit unter dem war, das man ihm versprochen hatte, so konnte sie ihm nicht lange zur Entschädigung für jenen Verlust gelten. Ueberdieß war er mit der Prinzeßin Charolois ausgesöhnt, der er zwar

eben so wenig treu blieb, als vorher, die er aber doch mit mehrerer Vorsicht berückte.

Die Prinzeßin Valois war noch mehr für ihn eingenommen. Sie liebte zum erstenmale, und beurtheilte sein Herz nach dem ihrigen. Er hatte sich so bei ihr eingeschmeichelt, daß sie allem dem Bösen, das man ihr von ihm sagte, keinen Glauben beimaß. Dieß waren in ihren Augen boshafte Lügen, und Richelieu, der sich Mine und Ton geben konnte, wie ihm beliebte, überzeugte sie davon, wenn er bei ihr allein war.

Diese Prinzeßin hatte minder zahlreiche Gesellschaft, als die übrigen Weiber, und war als Prinzeßin weniger den Erzählungen von den verliebten Abendtheuern am Hofe ihres Vaters ausgesetzt. Die Liebe machte sie leichtglaubig und glücklich; betrogen zu seyn, gieng ihr Sinnen und Trachten dahin, alle Augenblicke zu nützen, wo sie ihrem Geliebten einige geheime Zusammenkünfte verschaffen konnte. Da sie sich in ihren Vergnügungen solchen Zwang thun mußte, so schmeckten sie ihr dann um so süßer, und sie entriß sich seinen Umarmungen stets mit der Hofnung, ihn bald wieder in ihre Arme zu schließen.

Der Herzog sah wohl ein, was für nachtheilige Folgen dieser Liebeshandel für ihn haben könnte. Stets klug genug, die Zeit-Umstände zu nützen, hatte er sich daher in eine genaue Verbindung mit dem Kammermädchen der Prinzeßin eingelassen. Dieses besaß ganz das Zutrauen der Herzogin von

Orleans, und hatte von ihr sogar den Auftrag, genau das Betragen ihrer Tochter zu beobachten. Da das Zimmer des Mädchens an das Schlafgemach der Prinzeßin stieß, so hatte es alle Gelegenheit, seine Pflicht genau zu erfüllen. Zwar führte eine geheime Stiege zum Zimmer der Prinzeßin, und man konnte sie, ohne von jemand gesehen zu werden, besuchen; aber doch waren beide Liebende mehr als einmal der Ueberraschung ausgesetzt. Man kam daher überein, Richelieu solle diesen Argus verführen.

Die Unternehmung war in jedem Betrachte mit Schwierigkeiten verknüpft. Das Kammermädchen war häßlich, bigott, älterte schon, und war überhaupt gar kein Gegenstand für Zärtlichkeit; doch unser unerschrockne Held waffnete sich mit Muth, und beschloß den Angriff.

Er lehnte die verführerische Sprache der Schmeichelei, und redete mit seinen Augen, ehe er der Jungfer Aimée, (so hieß das älternde Kammermädchen) seine Liebes-Erklärung machte. Anfangs nahm sie ihn sehr übel auf, und glaubte sich sogar beleidigt, da sie seine Erklärung für eine Spötterei hielt. Richelieu ließ sich dadurch nicht abschrecken, und, statt sich darüber zu beunruhigen, verdoppelte er seine Bemühung, um die grausame Aimée von der Aufrichtigkeit seiner Liebe zu überzeugen. Nach und nach gewöhnte sie sich daran, ihn anzuhören; denn noch nie hatte sie irgend jemand so liebenswürdig gefunden; noch niemals hatte sich ein so

stattlicher Mann beifallen lassen, sie schön zu finden. Aimée war Frauenzimmer, folglich beherrscht von Eigenliebe. Dieser ward geschmeichelt, und sie hörte zum erstenmale zärtliche Anträge. Diese mußten sie endlich milder machen, und sie weilte also nicht, einige Beweise von Schwachheit zu geben. Doch Religion gab ihr noch einige Kraft zum Widerstande, und verzögerte ihre gänzliche Niederlage. Der erzürnte Himmel stellte sich ihr dar, und sie glaubte die Züchtigungen zu sehen, welche für einen solchen Fehler bestimmt sind, den sie zu begehen im Begriffe stand, und der ihr nach und nach immer mehrere Entschuldigung zu verdienen schien. Richelieu's Gegenwart half alle ihre Gewissenszweifel unterdrücken. Das erschreckende Gemählde verschwand, und nichts als Glückseligkeit schwebte ihr vor Augen. Der Zufall begünstigte die Absichten des Herzogs. Er befand sich mit ihr allein, und mehr bedurfte es nicht, die Lage zu benutzen, in welcher er sie fand. Keinen Augenblick zum Nachdenken verstattete er ihr. Nun erst öffnete sich wirklich der Himmel für die fromme Aimée, der es unbekannt war, daß sie diese Wonne blos dem Zufalle zu danken hatte, und daß die Liebe ihrer Gebieterin zu diesem verführerischen Sterblichen, einzig und allein die Ursache davon war. Einige Tage genoß sie dieses entzückenden Irrthums. Richelieu gestand nachher einem seiner ausschweifenden Gesellschafter, dem Herrn von Firmaçon, der erste Schritt habe ihn einige Ueberwindung geko-

stet; aber als dieser geschehen, seyen Häßlichkeit und Alter des Mädchen verschwunden, und er habe sich wohl bei ihr befunden.

Um seinen wahren Zweck zu erreichen, mußte er einige Beweise von dieser sonderbaren Eroberung in Händen haben. Da ihm seine Hand eben so zu Gebote stand, als sein Kopf; so schrieb er an Aimée einen Brief voll von Versicherungen einer ewigen Liebe. Diese, stolz auf den neuen Beweis von Zärtlichkeit, ermangelte nicht, darauf zu antworten. Dieß war es nun eben, was der Herzog wünschte.

Mit diesen Waffen in den Händen, bat er sie, ihm zu erlauben, eine Nacht bei ihr zubringen zu dürfen. Sie war schon gefallen, und hatte sich wohl dabei befunden; das Andenken an das Vergangene, half also diese Erlaubniß leicht zu ertheilen.

Richelieu gab der Prinzeßin davon Nachricht; denn gerade dahin hatte man Aimée haben wollen, um ihrer desto versicherter zu seyn. Drei Wesen erwarteten nun mit Ungedult die bestimmte Stunde der Zusammenkunft, wo jedes seine Rolle in einer Komedie spielte, zu der es sich vorbereitete. Das Kammermädchen allein war ununterrichtet; und weit davon entfernt, die Falle zu entdecken, die man ihr legte, gab sie Richelieu den Schlüssel zur geheimen Stiege, die in ihr Zimmer führte, und zählte alle Augenblicke, die sie mit dem Gegenstande ihrer schüchternen Wünsche vereinen sollten. Jezt schlug es ein Uhr, die bestimmte Stunde.

Richelieu erschien, und die Schöne empfand schon ihre Seligkeit, erstaunt den Geliebten in ihre Arme zu schließen. Unruhig bat Aimée, er möchte ihr die zwei Ausdrucksvollen Briefe zurückgeben. Ungern schien Richelieu dieses Opfer bringen zu wollen, als in eben dem Augenblicke die Prinzeßin eintrat. Man kann sich vorstellen, was für einen Eindruck ihre Gegenwart auf das arme Kammermädchen machen mußte.

Auch Richelieu stellte sich im höchsten Grade erschrocken, und ließ absichtlich die Briefe fallen, welche er in Händen hatte. Die Prinzeßin Valois bemächtigte sich derselben, stellte sich äußerst erzürnt, und sagte zu Aimée, „sie könne kaum „ihren Augen trauen, es wundere sie nicht mehr, „daß sie nicht komme, wenn man ihr auch mehrmalen läute; denn eine solche Gesellschaft sey „fähig genug, sie ihrer Pflicht vergessen zu machen; „sie sey so herablassend gewesen, selbst auf ihr Zimmer zu kommen, weil sie geglaubt, sie sey unpäßlich; aber wie sehr müße sie sich entrüsten, „daß sie dieselbe in der Gesellschaft einer Mannsperson finde.“ Sie sezte noch alles hinzu, was sie für geschickt hielt, dem armen Mädchen Furcht einzujagen, und beschloß mit der Drohung, alles der Regentin zu entdecken. Die Briefe, welche sie in Händen hatte, waren überzeugende Beweise von ihrer Schwachheit.

Aimée zerfloß also in Thränen, und strengte alle Kräfte an, die verlorne Sprache wieder zu

gewinnen, und die Prinzeßin zu bitten, sie nicht ganz unglücklich zu machen. Richelieu stellte sich wüthend über den Entschluß der Prinzeßin, sprang auf, und schloß sie schnell in seine Arme: „Nein, Prinzeßin, schrie er, sie dürfen Aimée nicht unglücklich machen; ist das rechtschaffne Mädchen strafbar, so sollen auch Sie es bald seyn.“

Mit diesen Worten trug er die Prinzeßin in ein anstoßendes Zimmer, wo beide Liebende sich ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit überließen. Ihr Vergnügen war um so voller, als es so original war. Aber sie mußten es unterbrechen, damit die Prinzeßin die Rolle fortspielen konnte, welche sie übernommen.

Sie kam mit Thränen in den Augen zurück, und gab ihrem Kammermädchen alle Schuld des Unglücks, welches sie erfahren. Dieses wußte noch nicht, wie die Sache ausgehen würde, und war also erschrockner als jemals. Der Herzog bat die Prinzeßin tausendmal um Vergebung, daß er so verwegen gewesen, und entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, in der er sich befunden, so und nicht anders zu handeln, um das Kammermädchen vor Unglück zu sichern. Er erklärte aber zu gleicher Zeit der Prinzeßin, daß seine Liebe zu ihr noch weit stärker sey, als seine Reue, und daß es jezt blos von ihr abhänge, glücklich zu werden. Ueberdieß versicherte er, er kenne die gute Aimée so sehr, daß er gänzlich auf ihre Verschwiegenheit, und auf getreue Begünstigung ihrer Zärtlichkeit

zählen könne. Die Prinzeßin seufzete, und schien zu vergeben. „Ich muß Sie nun wohl lieben, sagte „sie; aber deine Schuld ist es, Aimée, und du „kannst sie nur durch ein ewiges Stillschweigen „gut machen. Ein einziges Wort macht dich un„glücklich, denn du weißt wohl, daß ich deine „Briefe an Richelieu in Händen habe.“

Richelieu näherte sich dem Mädchen, sagte, was er für dasselbe gethan, und versprach ihm einen Theil seiner Zärtlichkeit. Aimée schäzte sich glücklich, auf eine so wohlfeile Art aus dem Handel zu kommen, und versprach alles zu thun, was man von ihr verlangen würde. Den ersten Gebrauch, den die Liebenden von diesem guten Willen machten, war, daß sie die ganze Nacht beisammen blieben, in welcher das fromme Mädchen so glücklich zu seyn gewähnt hatte.

Dieses Mittel, sich zu sprechen, war der Prinzeßin äuserst angenehm. Ihr guter Name wurde so geschont, und ihr Liebhaber war keiner Gefahr ausgesezt. Wären ihre Zusammenkünfte auch von ungefähr entdeckt worden, so fiel alle Schande auf Aimée. Beide Liebende nüzten daher geraume Zeit diese bequeme Gelegenheit. Freilich ließ sich Aimée dann und wann den Durchgangszoll zahlen, und Richelieu, als wahrer französischer Ritter, säumte nicht, durch einen leichten Angriff sich zu einem seiner würdigeren Streite vorzubereiten.

Der Regent, der Richelieu immer in seinen Gärten fand, bezeugte, wiewohl zur Eifersucht we-

nig geneigt, doch manchmal über ihn sein Mißvergnügen. Aber sein Zorn legte sich gar bald, da der junge Herzog ein so reizender Gesellschafter war. Er schmollte über ihn, und nahm ihn doch in seinen vertrautesten Gesellschaften auf. Eines Tags spielten sie zusammen Federball, und der Regent gab sich mit dem Racket einen Schlag in das Auge. Da sein Gesicht ohnehin schwach war, so wurde das Spiel unterbrochen, und er sagte im weggehen: „ich habe doch niemals Glück mit dem verteufelten Menschen.“

Auch der Abbé Dubois war über ihn aufgebracht; Richelieu verführte alle seine Mätressen, oder hinderte ihn, bei den Mädchen glücklich zu seyn, auf die er seine Augen geworfen. Doch gieng er ihm aus dem Wege, und bezeugte blos sein Mißfallen über einen glücklichen Mitbuhler, der in einem so großen Ansehen stand. Indessen war die Prinzeßin Valois ein Gegenstand der wollüstigen Verfolgungen ihres Vaters geworden. Anfangs verbarg sie sorgfältig ihrem Geliebten diese beunruhigende Anträge; aber als die Verfolgungen des Herzogs von Orleans zu lebhaft wurden, entlasteten sie sich in seinem Busen ihres Kummers und Verdrusses. Man beschloß nun, Richelieu solle nur selten im Palais Royal erscheinen, und beide Liebende wollten sich nur unter Aimées Begünstigung sprechen.

Aller dieser Vorsicht ungeachtet, merkte doch der Regent, daß seine Tochter in Richelieu ver-

liebt sey, und verwunderte sich nun um so weniger über ihren Widerstand. Dabei blieb aber Richelieu nicht stehen. Bei einer Feierlichkeit zu Auteuil hatte er die Verwegenheit, die so schöne Souris zu verführen, mit welcher der Regent öffentlich lebte.

Der Herzog von Orleans bewies nicht den geringsten Wunsch, sich für diese Unverschämtheit zu rächen; indessen war er doch nicht böse, bald darauf eine Gelegenheit zu finden, seinen Nebenbuhler zu züchtigen. Die Verschwörung des Prinzen Cellamare, spanischen Gesandten am französischen Hofe, in welche auch Richelieu verwickelt seyn sollte, war das Mittel.

Alberoni, dieser Mann, der ein so ausserordentliches Glück in Spanien machte, aus einem gemeinen Pfarrer, Kardinal und erster Minister, mächtiger als König Philipp der Fünfte selbst wurde, der ein träger, grillenfängerischer Prinz war, welcher weder die Stärke hatte, die Ruder des Staats zu steuern, noch Kopf genug, sie steuern zu lassen. Alberoni, erklärter Feind von Frankreich, der so sehr wünschte, dem Herzoge von Orleans durch eine Revolution die Regentschaft zu entreissen, hatte alle Mißvergnügten Frankreichs für die spanische Absichten zu gewinnen gewußt. Gedrängt von den Engländern, die Spanien angegriffen, und schon die Flotte geschlagen hatten, welche Hülfstruppen nach Sicilien zum Heere führen sollte, bedroht von Frank-

reich, schrieb er an Callamare, die Minen springen zu lassen.

Callamare war überzeugt, daß der Haß, welchen man gegen den Regenten hatte, und die Liebe zu Neuerungen, welche immer die Franzosen so sehr verführt, eine Menge Mißvergnügte vereinigen würde. Er sah richtig, und wahrscheinlich würde es ihm gelungen seyn, den Regenten zu St. Cloud aufzuheben, wo er oft mit seinen Mätressen und Günstlingen zu Nacht speiste, wenn der Sekretär des Gesandten vorsichtiger gewesen wäre.

Dieser Sekretär speiste bei einer durch ihre Ausschweifungen bekannten Frau (Fillon) zu Nacht. Um sich zu entschuldigen, daß er so lange habe auf sich warten lassen, sagte er, er habe zu viel Briefe nach Spanien ausfertigen müssen, wohin der Abbé Porto Carero, Vetter des Kardinals gleichen Namens, in Gesellschaft mit Monteleon, dem Sohne des spanischen Gesandten am englischen Hofe, abgegangen sey.

Fillon, welche mit dem Regenten in Verbindung stand, glaubte, diese Nachricht könne für ihn von Nutzen seyn, und eilte also, sie ihm mitzutheilen. Dem Herzoge von Orleans war schon die Aufführung des spanischen Gesandten verdächtig gewesen; er fertigte also einen Kourier mit dem Befehle ab, die Briefschaften der Reisenden zu durchsuchen. Der Gesandte hingegen, frühzeitig unterrichtet, hatte die Vorsicht, ihnen vorher zu sagen, die verdächtigsten Papiere zu verbergen; er forderte sogar die Papiere zurück, deren man sich

bemächtigt hatte. Aber statt seine Bitte zu erhören, ward er vielmehr im eigenen Hause arretirt, und darauf nach Blois gebracht, wo er so lange bleiben mußte, bis der französische Gesandte am spanischen Hofe nach Frankreich zurückgekommen war.

Unter den Theilhabern, für welche der Gesandte am meisten besorgt war, befand sich ein gewisser Abbé Brigant, der die Briefe getragen hatte; der Gesandte schickte ihm zwar hundert Louisd'or und sein bestes Pferd, um sich mit der Flucht zu retten; aber er ward zwischen Nemours und Montargis in Verhaft genommen.

Der Lärm kam nach Paris, und bald hörten die Theilnehmer, daß ihre Namen auf der Liste der Verschwornen standen. Die Bastille ward mit Gefangenen angefüllt. Die Herzogin von Maine, die sich ganz gleichgültig stellte, war doch in geheim äuserst unruhig. Sceaux war der Versammlungs-Ort von einem Theile der Verschwornen gewesen, und wiewohl sie nur Abends und verkleidet bei der Herzogin sich eingefunden hatten, so war es doch möglich, daß sie erkannt worden.

Ihre Besorgniß war nicht lange ohne Grund. Denn am 29ten December 1718, wurde sie zu Sceaux und ihr Gemahl zu Paris in Verhaft genommen. Sie wurde auf die Citadelle von Dijon, der Herzog aber auf das Schloß von Dourlens gebracht. Ihr Sohn, der Prinz von Dombe, und der Graf von Eu wurden nach Eu, die Prinzeßin

von Maine in das Kloster der Heimsuchung zu Chaillot, und der Kardinal von Polignac in seine Abtei nach Flandern verwiesen. Da man also die Vornehmen so weit entfernte, so schien man weniger auf ihre Geständnisse, als auf jene ihrer Subalternen zu zählen.

Die Herzogin von * * * ward eine mit von den ersten, welche von den Befehlen des Regenten gegen den Gesandten unterrichtet wurden. Ihre Freundschaft für Richelieu zwang sie, ihn augenblicklich vom Vorfalle zu unterrichten. Sie wußte, daß er fähig sey, die ausserordentlichsten Dinge zu unternehmen; und da er ihr vertraut hatte, wie aufgebracht er gegen den Regenten sey, so fürchtete sie mit Recht, er möchte sich in diese Verschwörung gegen ihn eingelassen haben.

In der That war Richelieu zwar nicht einer der ersten Verschwornen, hatte sich aber doch von Alberoni, der seinen thätigen Geist kannte, hinein ziehen lassen. Er glaubte indessen, man werde nicht so viel Beweise gegen ihn finden, um ihn in Verhaft nehmen zu können. Auch schien die Flucht ein öffentliches Geständniß der Theilnahme zu seyn. Er wollte sich daher lieber der Gefahr aussetzen, seine Freiheit zu verlieren, als öffentlich durch seine Flucht für einen Mitverschwornen erklärt zu werden. Er erwartete also den Ausgang, der sich bald zeigte. Denn er ward auf Befehl des Regenten zum drittenmale in die Gefängnisse der Bastille gesetzt.

Der

Der Abbé Dubois hatte den Auftrag, diesen Befehl in Vollziehung zu bringen, und war entzückt, eine Gelegenheit zu finden, sich an einem Manne zu rächen, der glücklicher in der Liebe als er war. Polizeibediente und ein Polizei-Lieutenant begleiteten den Herzog in eines der ungesundesten Gefängnisse in der Bastille, und man säumte nicht, auszustreuen, daß er bald werde enthauptet werden. Anfangs hatte selbst der Regent Freude daran, von einem so gefährlichen Nebenbuhler befreit zu seyn; aber da sein Herz nicht fähig war, lange den Eindruck vom Haß zu erhalten; so ward er doch bald gütiger gegen ihn gesinnt.

Die Prinzeßin von Valois, die durch einige ihrer Frau Mutter entfallene Worte erfahren hatte, was mit ihrem Liebhaber vorgieng, hatte ihm ebenfalls sogleich davon Nachricht gegeben. Aber zu ihrem Verdrusse mußte sie erfahren, daß Richelieu keinen Gebrauch davon gemacht, und wirklich in Verhaft genommen worden sey. Ihre Betrübniß war ihrer Liebe gleich, besonders da sie erfuhr, daß ihr Vater einen Brief von Alberoni an den Herzog, hatte auffangen lassen, und dieser Brief sich in den Händen des Kardinals Dubois, Richelieu's Feindes, befand.

Richelieu war mit dem Herrn von Nangis, wegen des Regiments Roi, im Handel gewesen. Da dieser nicht zu Stande gekommen, so war er an der Spitze des seinigen geblieben, das seinen Namen führte, und ihn anbetete. Dieses Regiment

lag zu Bajonne, dem wichtigsten Platze für Alberoni. Der Herzog hatte den Obersten Soillant vom andern Regimente zum vertrauten Freunde, und diese Vertraulichkeit gieng sehr weit, denn wir haben schon erinnert, daß er auch ein Freund vom nemlichen Geschlechte war. Es war also blos von ihnen abhängig, den Spaniern diesen wichtigen Grenzplatz des Reichs zu öffnen. Und das war der Gegenstand der Wünsche von Alberoni, der in dieser Angelegenheit an Richelieu geschrieben hatte. Dieser Brief, der, wenn er nicht vollen Beweis, doch die größte Vermuthung gegen Richelieu gab, war in den Händen des unerbittlichen Abbé Dubois.

Die zur Untersuchung der Sache niedergesezten Kommissarien waren der Siegelbewahrer D'Argenson, der Staats-Sekretär le Blone und Dubois. Frau von Staal, die ebenfalls mit der Herzogin von Maine in Ungnade und wie Richelieu in der Bastille war, verglich diese Herren, bei ihrem Eintritte in die Bastille sehr artig mit den drei Höllen-Richtern Anacus, Minos und Rhadamantus.

Glücklicherweise fielen die Briefe, deren man sich mit der Person des Abbé Portocarero bemächtigt hatte, den Verschwornen weniger zur Last, als dem spanischen Gesandten, der seine Sendung mißbraucht hatte. Selbst der Herzog von Maine, den man so gern schuldig gefunden hätte, konnte keines einzigen Schrittes gegen den Regenten überführt werden; wiewohl er ohne Zweifel nebst seiner Gemahlin den Fall des Regenten ge-

wünscht hatte. Der Herzog von Orleans, ganz dem Vergnügen ergeben, von Natur nicht böse, war zur Strenge nur von seinen Lieblingen vermogt worden; aber sein Karakter neigte ihn zur Nachsicht; und er bewies es in diesem Handel, wo ein anderer an seiner Stelle, im Genusse der unumschränkten Macht, zuverläßig Menschenblut vergossen haben würde. Drei oder vier Angeklagte in Bretagne ausgenommen, die einige Zeit nachher hingerichtet wurden, erhielten alle Verschworne ihre Freiheit wieder. Man kann dem Prinzen in diesem Zeitraume nichts vorwerfen, als daß er aus persönlichem Hasse gegen Alberoni, Frankreich gegen Spanien in Waffen gebracht, und den Rath von Dubois zu sehr hörte, der den Engländern ganz ergeben war, von denen er einen Jahrgehalt von vierzigtausend Pfund Sterling bezog.

Die Liebe, welche dem Herzoge von Richelieu immer so günstig gewesen, wachte auch dießmal über ihn. Eifersucht, diese dem Frauenzimmer so natürliche Leidenschaft, hatte die Prinzeßinnen Charolois und Valois zu wechselseitigen Feindinnen gemacht. Es hatte ihnen nicht unbekannt bleiben können, daß sie Nebenbuhlerinnen waren, und in Spottgedichten, ja selbst in Pasquillen, ward von ihrer Feindschaft gesprochen. Vergeblich hatte man versucht, sie auszusöhnen; ihr verwundetes Herz erlaubte keine Näherung. Aber die Gefahr des Geliebten bewirkte dieses Wunder in einem Augenblicke. Es kam nur darauf an, welche von beiden

den ersten Schritt thun sollte. Ihr Interesse war gleich; sie hatten den nemlichen Zweck, und sie waren überzeugt, gemeinschaftliche Bemühung müsse einen um so gewissern Erfolg haben. Der Gedanke an Richelieu's Gefahr ließ sie also ihrer Eigenliebe vergessen. Wenn er nur lebte, so war das schon genug, und jede wollte gern der Nebenbuhlerin ihn abtreten. Die Prinzeßin Valois wußte, daß, als Richelieu zum zweitenmale, wegen seines Zweikampfs mit dem Grafen Rocé, in der Bastille saß, die Prinzeßin Charolois Mittel und Wege gefunden hatte, in dieses Gefängniß zu kommen, und ihn zu trösten. Jezt bedurfte sie eines Wegweisers, damit auch sie in diesen schrecklichen Ort kommen könnte. Die Prinzeßin Charolois hingegen wußte, wie viel Gewalt ihre Baase über ihren Vater hatte. Und dieses wechselseitige Bedürfniß bewirkte, daß sie gemeinschaftliche Sache machten.

Geld hatte 1716 Richelieu's Wächter verführt; und 1718 hatte es von seiner Kraft nichts verloren. Es öffnete beiden Prinzeßinnen die Pforten der Bastille, wohin sie sich verkleidet begaben. Ein gewisser de la Launay, damaliger Befehlhaber, war nicht taub zu den Bitten der Prinzeßin Valois. Sie hatte dieselben mit einer Menge Banko-Billets begleitet, welche sie von der Freigebigkeit ihres Vaters erhalten. Dieser Vater verschwendete sie an seine Tochter, welche sie nicht sparte, sondern damit den Geiz des de Launay befriedigte, um nur

den unglücklichen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit umarmen zu können.

In der ersten Zusammenkunft des Herzogs mit den Prinzeßinnen, versicherte man sich blos wechselseitiger Freundschaft. Er schloß beide in seine Arme; keiner gab er einen ausgezeichneten Vorzug, und die Liebe, welche die Schlösser des Gefängnisses gesprengt hatte, begnügte sich mit geringen Liebkosungen, um sich nicht verdächtig zu machen. Die Prinzeßinnen hatten alles mit sich genommen, um das Schicksal des Gefangenen zu erleichtern, dessen Gefängniß sehr feucht war.

Es ward verabredet, die Prinzeßin Volois solle ununterbrochen um die Loslassung des Herzogs anhalten, und sich alles Ansehens, welches sie über das Herz ihres Vaters hatte, bedienen, um seine baldige Befreiung zu erwirken. Man mußte sich bald trennen, und dieser Augenblick war grausam für Richelieu. Er kam in die stillste Einsamkeit zurück, und fühlte schon vorher den Schmerz dieser Verlassung.

Die Prinzeßin Valois, welche anfangs gezwungen war, sich der Prinzeßin Charolois zu bedienen, um ihren Geliebten zu sehen, hatte nun keinen angelegentlicheren Wunsch, als ihn allein zu trösten. Die Gegenwart der Prinzeßin Charolois hatte die Ergießung ihres so zärtlichen Herzens gehindert. Nach einer Trennung von mehr als einem Monate, was hatten sich da nicht beide zu sagen! Der eigennützige de Launay übertrieb bei

der Prinzeßin die Gefahren, deren er sich durch seine Gefälligkeit aussezte, aber er schien die Verminderung derselben beim Anblick der angebotenen Bank-Noten zu fühlen. Seine Furcht richtete sich nach der Zahl derselben.

Dieses finstere, feuchte, unreinliche und ungesunde Loch, in dem Richelieu eingeschlossen war, wurde durch die Gegenwart der Prinzeßin Valois zum herrlichen Aufenthalte. Alle Unbequemlichkeiten verschwanden, und die Liebe schuf das Loch zum Kabinet. Niemals noch waren hier so zärtliche Schwüre gehört worden. Jezt flossen keine Thränen der Verzweiflung; die glückliche, befriedigte Liebe, ließ weit sanftere fließen. Richelieu war der erste, welcher hier eine so vollkommene Veränderung bewirkt hatte. Sein Glück verfolgte ihn überall; und der gehäßigste Aufenthalt der Leiden und Reue, ward für ihn zum Tempel der Wollust.

Beide Liebende, fremd für alles was sie umgab, fremd für die ganze Welt, fanden in dieser Vestung die Vergessenheit aller ihrer Leiden.

Die Prinzeßin Charolois hatte ihrerseits auch nicht ermangelt, ihn allein zu besuchen, und hatte in seinem Zimmer fast eben so viel Freude verbreitet. Aber der Befehlshaber, der dann und wann zugab sich seine Gefälligkeit zu Nutze zu machen, erlaubte seiner eigenen Sicherheit wegen nicht, sie zu mißbrauchen. Sie durften den Gefangenen daher nicht so oft besuchen, als die Verliebten wünsch-

ten. Die beiden Prinzeßinnen waren übereingekommen, ihn immer in Gesellschaft zu besuchen; aber sie hielten ihr Wort nicht, wie wir gesehen haben. Nur an einem Tage trafen sie sich unverhoft. Die Prinzeßin Valois war zuerst gekommen, und glaubte einen so glücklichen Augenblick benutzen zu müssen; aber die Prinzeßin Charolois, die in der nemlichen Hofnung kam, unterbrach ihre Unterhaltung. Beide, in geheim ärgerlich, machten sich keine Vorwürfe, sondern entschuldigten sich über den unvermutheten Vorfall, daß sie einander keine Nachricht davon gegeben.

So herrschte also Friede zwischen beiden Prinzeßinnen, weil die Gefahr ihres Geliebten sie beide beunruhigte. Indessen bekam Richelieu ein bequemeres Zimmer, und sogar in Rücksicht seiner zerrütteten Gesundheits-Umstände die Erlaubniß, eine Stunde lang um die Thürme der Bastille spazieren zu dürfen. Bald verbreitete sich diese Nachricht unter seinen Bekannten, und jedermann eilte in die Antons-Straße, um ihn zu sehen. Die Frauenzimmer vorzüglich, deren gefühlvolleres Herz sich so leicht für Liebeswürdige Unglückliche interessirt, versäumten nicht, von fern einen so berühmten Mann zu betrachten. Selbst seine verlassenen und von ihm sogar beleidigten Geliebten vergaßen bei seiner Gefahr der Vorwürfe, die sie ihm zu machen hatten, und waren die ersten, welche diesen ausserordentlichen Spaziergang besuchten. Dieser bestand darinn, daß sie den Wagen vom untersten Thore bis

an St. Antons-Thor fahren ließen, dann den Weg zurück, und hin und her zu Fuß machten, bis der Herzog hinweg war. Sie grüßten sich, und der Herzog ermangelte nicht, ihre Höflichkeit zu beantworten. Sie sprachen durch Gebärden, und diese stumme Sprache entschädigte in etwas den Gefangenen für den Verdruß, daß er sich nicht besser ausdrücken konnte. Nach und nach lernten sie ihren Gebärden einen gewissen Ausdruck zu geben. Diese bedeutete das, diese jenes. So drückte die Schwenkung des Huts in der Luft aus: ich liebe Sie, und die Antwort des Frauenzimmers war, daß sie die Hand aus dem Wagen reichte. Die Hand am Halse bedeutete die Gefahr u. s. w. Auf diese Art konnten sich, der Entfernung ohngeachtet, die Liebenden verstehen.

Die Herzogin * * *, diese zärtliche beständige Freundin des Herzogs, hatte nicht ermangelt, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, ihn zu sehen. Sie war ausserordentlich in Sorgen, besonders da sich das Gerücht verbreitete, er werde das Leben verlieren. Sie hätte das ihrige hingegeben, wenn sie ihn dadurch der bedrohten Gefahr hätte entziehen können; überhaupt lebte sie fast nicht seit der unglücklichen Verhaftnehmung.

Die Prinzeßinnen, welche ihn von Zeit zu Zeit sprechen konnten, machten nur selten diesen Spaziergang in die Antons-Straße. Sie scheuten sich, ihre Ehre aufs Spiel zu setzen, und giengen daher, wenn sie der Begierde, ihn zu sehen, durchaus nicht

widerstehen konnten, nur verkleidet dahin. Die Anzahl der Neugierigen, der Freunde des Herzogs und der Frauenzimmer, war dann und wann so groß, daß die Wagen den Durchgang am Antons-Thore hinderten, und ein Gedränge verursachten. Diese Thatsache ist uns von einem alten Augenzeugen dieses Auftritts versichert worden; ein Auftritt, der nur für diesen einzigen Mann Statt gefunden.

Der Herzog hatte einige Monate vorbeigehen sehen, ohne das nähere Ende seiner Erlösung gewahr zu werden. Die Hofnung, diese tröstende Freundin des Unglücklichen, fieng an, sich von ihm zu entfernen. Zwar tödteten die Besuche der Prinzeßinnen für einen Augenblick die Langeweile, die ihn verzehrte; aber sie kamen nicht so oft, daß er seines Kummers ganz hätte vergessen können. Die Prinzeßin Valois sezte daher alle nur mögliche Triebfedern in Bewegung, um ihren Vater zum Nachgeben zu bringen. Er war unerbittlich. Die Prinzeßin, bei der der Regent jezt seine verliebten Verfolgungen verdoppelte, bewies nun aber auch ihrerseits mehr Grausamkeit.

Der Regent, der nun ein für allemal, unter was immer für Bedingung, seinen Zweck erreichen wollte, söhnte sich mit seiner Tochter aus, und versprach ihr die Freiheit ihres Geliebten, wenn sie die Bedingung erfüllte, die er nicht undeutlich merken ließ. Nebstdem ward sie stets von den Frauenzimmern bestürmt, die Befreiung des Her-

zogs zu erwürken, und sie war zu schwach, als ihren anhaltenden Bitten widerstehen zu können. Die Prinzeßin war anfangs unschlüßig, was sie thun solle; aber endlich siegte die Sicherheit ihres Geliebten über ihr Gewissen. Sie fand bald Mittel, ihm zu schreiben, daß er bald frei seyn werde. Seine Traurigkeit, die schwarzen Ahndungen, die er bei ihrem lezten Besuche hatte blicken lassen, hatten sie ganz niedergeschlagen gemacht. Sie schrieb ihm daher folgendes Briefchen: „Ich „bitte Sie, beruhigen Sie Sich. Sie sind zu „lebhaft, aber Sie müßen Gedult haben. Ich „glaube, daß Sie sehr bald den verabscheuungs„würdigen Ort verlassen, wo derjenige seufzet, „welcher mir das schönste Gut auf der Welt ist. „Ich sprach so eben mit demjenigen, der Ihnen, „wie Sie wissen, Ihre Freiheit wieder geben „kann. Er sezt einen Preis darauf, der mich viel „kostet. Ich selbst muß das Opfer für Ihre Erlö„sung werden. Beklagen Sie mich; aber hören Sie „ja nie auf, Ihre zärtlichste Freundin zu lieben.“

Der Regent hielt genau Wort; und ließ dem Herzoge die Pforte des furchtbaren Schlosses öffnen. Aber da ihm seine Gegenwart zu Paris noch mißfiel; so ließ er ihm befehlen, nach Charenton zu gehen. Zehen Tage darauf ward er durch einen neuen Befehl nach St. Germain-en-Laye verwiesen, wo er drei Monate blieb. Die Prinzeßin Valois, deren Heurath mit dem Herzoge von Modena geschlossen werden sollte, wollte nicht eher

in diese Vermählung einwilligen, bis der Herzog ganz frei sey; und sie hatte als eine Entschädigung für den Verdruß über ihre bevorstehende Abreise den Trost, daß sie ihrem Geliebten noch hatte nüzlich werden können.

Beide Liebende trennten sich nicht, ohne vorher noch des Glückes zu genießen, einige Augenblicke mit einander zuzubringen. Sie versprachen sich, zu schreiben, und die zukünftige Herzogin von Modena verlangte von ihm, daß er sie in ihrer Residenz besuchen solle. Unglücklicherweise ward der Herzog von Modena einige Zeit nach seiner Vermählung von der Liebe unterrichtet, welche seine Gemahlin für den Herzog von Richelieu beibehielt, und sezte ihrer Zusammenkunft, wie wir in der Folge hören werden, mehrere Schwierigkeiten entgegen.

Siebentes Kapitel.

Tod der Frau von Maintenon und der Herzogin von Berri. Ungnade des Kardinals Alberoni.

In eben diesem Jahre 1719, starb Frau von Maintenon am 15ten April zu St. Cyr in einem hohen Alter. Es ist eben nicht befremdend, daß eine Frau, Oberin eines Stiftes, das ihr seine Entstehung zu verdanken hatte, hier so gelobt

wurde. Ihr hohes Alter, ihre Gottesfurcht, die so traurige Folgen für den Staat hatte, so lange sie die Ruder desselben steuerte, hatten ihr Achtung und Verehrung erworben. Diese Gottesfurcht bestand damals in Andachtsübungen, die niemand schädlich waren. Da ihr Ehrgeiz ausserhalb keine Befriedigung fand; so beschränkte er sich auf ein Kloster, wo Andacht für das einzige Verdienst gilt. Sie starb geliebt und ruhig in der Ueberzeugung, so sehr viel zum Seelenheil Ludwigs des 14ten dadurch beigetragen zu haben, daß sie ihn bewogen, die Ketzer aus dem Reiche zu vertreiben, in der Ueberzeugung, der Religion einen wesentlichen Dienst durch die Vertreibung der Nichtkatholiken aus Frankreich, geleistet zu haben. Man sieht hieraus, wie viel die abscheulichste Handlung dazu beigetragen, Gewissensbisse zu ersticken, die in diesem unglücklichen Zeitpunkte bei dem Könige sowohl, als seiner Geliebten, hätten entstehen konnen.

Einige Monate darauf, am 20sten Julius, starb auch die Herzogin von Berri, mitten in ihren Ausschweifungen. Sie war eine sehr artige Person, wiewohl etwas klein und dick; aber ihre vielen und veränderten Ausschweifungen hatten ihre Züge entstellt. Der Herzog von Orleans, der nur zu viel Antheil an den Unordnungen seiner Tochter gehabt, bewies sich nach ihrem Tode weit strenger gegen die Vertrauten ihrer Vergnügungen, als er bisher gewesen. Die Ehrendame dieser Prinzeßin wurde verwiesen, und der Graf Riom gezwungen,

Dienste im spanischen Kriege zu nehmen. Vorher nahm ihm der Regent die Statthalterschaft Meudon, und alle seine Aemter.

Diese Prinzeßin ward von niemand betrauert. Keine Thräne floß für sie, selbst nicht von ihren Geliebten. Eigensinnig, böse von Natur, hingerissen von einer unordentlichen Leidenschaft, hatte sie sich keinen einzigen Freund erworben. Der Pöbel sah ihren Tod für eine Rache des Himmels an, und die beissendsten Spottgedichte wurden auf sie gemacht. Es ist bekannt, daß sie, wenn man ihr vorstellte, wie nachtheilig ihre Lebensart ihrer Gesundheit sey, zu antworten pflegte: kurz und gut. Dieser Wunsch wurde erfüllt, und sie in der Blüthe ihrer Jahre hinweggeraft.

Damals war das Reich der Abentheurer. In Spanien waren die Söhne eines Kutschers und Gärtners, Kardinäle. In Frankreich war ein gewesener Apotheker Dubois, Erzbischoff, nachher Kardinal; und ein Goldschmidt, Law, General-Kontroleur. Ausser diesen beiden Beziehungen von Geburt und Glück, hatten die beiden leztern noch eine in der Kirchengeschichte nicht unbemerkte Aehnlichkeit. Nemlich die Weihung des erstern zum Erzbischoff von Cambrai, und die Glaubens-Veränderung des leztern. Man behauptete, diese Ceremonien haben aus dem einen eben so wenig einen würdigen Bischoff, als aus dem andern einen guten Katholiken gemacht.

Einer von diesen Herren ward bald das Opfer des Hasses, den Frankreich, England und das Reich gegen ihn hatten. Es war Alberoni. Sein Entwurf, den Regenten zu stürzen, war mißlungen, und er konnte nun der Königin von Spanien nicht mehr mit der so gewünschten nahen Hofnung, bald Königin von Frankreich zu seyn, schmeicheln. Er mußte daher sehen, wie man frühzeitig seiner Dienste vergaß, als man ihn nicht mehr nothwendig zu haben glaubte. Die Undankbarkeit der Großen wird beschleunigt oder verschoben, je nachdem es ihr eigener Vortheil erfordert. Die Königin, deren treuester Diener er gewesen, opferte ihn politischen Rücksichten auf. Er erhielt, in einem Augenblicke wo er es am wenigsten vermuthete, den Befehl, Spanien binnen zwei Tagen zu verlassen, ohne vorher den König und die Königin zu sprechen, oder ihnen zu schreiben.

Dieser Mann hatte wahre Minister-Talente, die man von seiner Geburt und Erziehung nicht hätte erwarten dürfen. Er zeigte, während seines Ministeriums, was Spanien unter einer guten Regierung vermag. Er wollte seinem Herrn die nemlichen Dienste leisten, wie Richelieu in Frankreich; aber Zeit, Ort, selbst der Regent waren verschieden. Richelieu starb mit dem Staatsruder in der Hand. Nur der Tod konnte es ihm entreißen. Alberoni, gegen den sich die Königin bei weitem nicht so dankbar bewies, als seine Ergebenheit verdient hatte, ward mehr aufgeopfert, als

verbannt, ward das Opfer von Umständen, ohne sich einen Fehler in seinem Betragen vorwerfen zu dürfen. Er durchreisete Frankreich, nachdem er Spanien verlassen, begleitet von einem Offizier, dem der Regent den Auftrag gegeben hatte, seine Person zu beobachten. Genua schlug ihm eine Freistätte aus; Rom nahm ihn nicht auf, und er hielt sich einige Zeit in den Staaten des Kaisers auf. Endlich rief ihn der Pabst zurück, und machte ihn zum Legaten von Romanja. Ein auffallendes Beispiel von der Veränderlichkeit menschlicher Dinge.

Achtes Kapitel.

Sistem von Law. Liebschaft des Herzogs von Richelieu mit den Herzoginnen von Villeroi und Duras. Er wird Mitglied der französischen Akademie.

Johann Law, ein Schottländer, verbannt aus seinem Vaterlande, floh erst nach Italien, dann nach Frankreich, und bewirkte mittelst allerlei Ränke, daß sein Entwurf einer Generalbank, welchen er schon in Schottland angetragen hatte, der aber verworfen worden war, in Frankreich angenommen, und am 5ten März 1716 ausgeführt wurde. Die Neuheit der Sache, der Mißkredit

der Staatspapiere und Schuld-Scheine Ludwigs des 14ten, alles kam dieser neuen Bank zu Statten. Die Staatspapiere verloren 78½; die Aktien der Bank aber gewannen 15 vom Hundert. Man nahm im königlichen Schatze die ersteren an, in dem Werthe, in welchem sie standen, und bezahlte sie mit Aktien auf den Fuß ihres Gewinns. So nahm also der Staat die erstern mit geringen Kosten zurück, und bereicherte sich durch die Entlassung derselben; aber Privatpersonen richteten sich zu Grund, da sie mehr als zwei Drittheil von ihrem Vermögen verloren. Das war in der That ein wirklicher Bankerot. In diesem Zeitraume entstand das Agiotiren, dieses Ungeheuer, das sich vom Schweiße, von den Früchten der Arbeit des Volkes mästete, ein Ungeheuer, das so unendlichen Schaden dem Reiche zugefügt, und, wie wir gesehen, in unsern Tagen so viel Vermögen verschlungen, um einige einzele Personen zu bereichern, die geschicktere Diebe waren, oder vollständige Kenntniß von den Finanz-Operationen der Minister hatten.

Die Wuth bemächtigte sich aller Menschen, da sie das ungeheure und schnelle Glück vor Augen hatten, das man zu dieser Zeit machen konnte. Der, welcher mit dem Tausche eines Staatspapiers gegen Geld, Aktien oder andere Effekten angefangen hatte, sah sich nach Verlauf von einigen Wochen im Besitze von Millionen. Aller Handel, alle gesellschaftliche Verbindung war von Paris verschwunden.

Handwerker,

Handwerker, Kaufleute, Magistratspersonen, Gelehrte bekümmerten sich um nichts, als um den Preis der Aktien. Die Neuigkeit des Tags war ihr Gewinn oder Verlust, und man fragte darnach, ehe man miteinander ein Wort sprach. Das größte Uebel, welches durch dieses Sistem entstand, war ein gränzenloser Aufwand, der sich in allen Ständen einschlich, war die Verlosung der Landgüter, und das ungeheure Steigen des Handwerklohns und der Lebensmittel. Die Städte steckten die Dörfer an. Die prachtvollen Feste Ludwigs des 14ten hatten Geschmack an Pracht eingeflößt, aber man kannte ihn nur am Hofe. Das Beispiel der so neu reich gewordenen, die Leichtigkeit, Gold zu verschwenden und Palläste zu bauen, vermogte durch den romantischen Reiz die Landleute, das nemliche Glück zu versuchen.

Die Täuschung war von kurzer Dauer. Am 21ten Mai 1720 erschien ein Edikt, wodurch die Aktien auf die Hälfte herabgesezt wurden. Diese traurige Operation war nothwendig, denn Law hatte weit mehr Papier in Umlauf gebracht, als durch alles Geld in der Bank realisirt werden konnte. Die Bestürzung war allgemein; und man kam gegen den Urheber in Harnisch. Der Regent versprach, ihn zu verabschieden; aber Tags darauf war er schon wieder an seiner Stelle. Der Fluch war über dem Königreiche, und man hörte von nichts mehr als Elend und Eigenmacht. Man verbot jeder Privatperson, mehr als fünfhundert Livres

baares Geld im Hause zu haben. Das Parlament, welches der Herzog von Orleans Anfangs mit so viel Schonung behandelte, so lange er desselben zur Erlangung seiner Rechte benöthigt war, dem er selbst das Recht, Gegenvorstellungen zu machen, gegeben hatte; eben dieses Parlament ward jezt von ihm, da er Regent war, mit herrischen Augen betrachtet, und nach Pontoise verwiesen. Innerhalb acht Monaten erschienen dreißig Edikte, Deklarationen und Arrets. Bald wurde der Werth des Geldes und Silbers bestimmt, bald die silbernen Geräthschaften und Kostbarkeiten eingeschränkt; jezt sollte das baare Geld vermehrt werden. Ein andersmal zeigte man, wie die Aktien getheilt, wie sie verrichtet, wie sie übertragen werden sollten; jezt gab man Nachricht, wie man darüber Buch halte; wie die Rechnungen der Bank angefangen und geschlossen würden u. s. w. Alles dieß konnte das allgemeine Unglück nicht zurückhalten. Die Bestürzung in der Hauptstadt drang frühzeitig in die Provinzen, und noch andere Plagen kamen zu diesem Unglück. Die Pest wüthete in Marseille, und halb Rennes war abgebrannt. So viel unglückliche Vorfälle mußten nothwendig den Ruin von einem Theile des Reiches nach sich ziehen. Frankreich erhielt Wunden, die, den ausserordentlichen Quellen ohnerachtet, lange Zeit nicht geheilt werden konnten. Der Urheber von so viel Elend, den das Volk zum Opfer seiner schiefen Operationen zu machen wünschte, Law, stand unterm Schutze des

Regenten, und hatte das Glück, der Strafe zu entgehen, und aus dem Königreiche zu kommen.

Der Herzog von Richelieu, der reich an liegenden Gründen war, erlitt wenig durch dieses allgemeine Unglück, und nichts war vermögend, den Lauf seiner verliebten Händel zu hemmen. Nach der Abreise der Prinzeßin Valois, Herzogin von Modena, schmeichelte sich die Prinzeßin Charolois, wenigstens einige Zeit lang ohne Nebenbuhlerin zu seyn. Seine Leidenschaften schienen damals in etwas abgekühlt; der neue Aufenthalt in der Bastille hatte die Wuth seiner Begierden gemäßigt. Da er die Gunst des Regenten wieder gewonnen hatte, so versprach er sich selbst, künftig keine Ehre mehr in die Verführung seiner Mätressen zu setzen. Kurz, Richelieu schien ein neuer Mensch zu seyn. Aber nicht leicht kann man die Natur verläugnen. Nach und nach gewannen seine erstern Neigungen ihre vorige Stärke; der Anblick schöner Weiber brachte die nemliche Wirkung auf sein Herz hervor, und er überzeugte sich immer mehr und mehr, daß es eine Thorheit sey, die Zahl seiner Eroberungen beschränken zu wollen.

Die stets nachsichtsvolle Herzogin * * *, die Richelieu mit allen seinen Fehlern liebte, war noch immer seine Freundin, der er seine Geheimnisse anvertraute. Sie war gewohnt, oft auf dem Lande zu leben, und Richelieu floh nach Mantes, um sich bei ihr über seinen Verdruß zu trösten, und Freuden zu genießen, die zwar oft durch andere

Verbindungen unterbrochen wurden, aber deßhalb für sie keinen geringeren Reiz hatten, so oft sie sich denselben überließen.

Ueberdieß hatte die Herzogin * * * gute Gesellschaft, vorzüglich von Frauenzimmern, und ihr Geliebter fand also da Gelegenheit, eine neue Wahl zu treffen. Sie hingegen, wollte ihn lieber auf diese Art bei sich beschäftigt, als ganz und gar nicht sehen.

Daselbst machte er Bekanntschaft mit der jungen Marquisin von Duras *), die schön, lebhaft, munter, und besonders verliebt in ihren Gemahl war. Dieser Sieg dünkte Richelieu seiner würdig, und wiewohl er auf dem Punkte stand, seine Absichten bei der Herzogin von Villeroi zu erreichen, so glaubte er doch, ein Sieg schließe den andern nicht aus. Das war seit langer Zeit sein Sistem, und er befand sich wohl dabei. Er gieng also sehr oft zur Herzogin * * *, bei der sich die Marquise einen ganzen Monat aufhielt. Allen seinen Künsten der Verführung bot er auf, und die junge Duras, die von ihrem Gemahl sehr vernachläßigt wurde, gewöhnte sich daran, die Aufwartung eines so liebenswürdigen und anhaltenden Anbeters gut aufzunehmen. Sie glaubte, es sey nichts als Freundschaft. Freundschaft ist unschuldig; und man überläßt sich Gefühlen, die unschädlich scheinen; aber bald merkt man, daß man sich liebe; aber dann

*) Mutter des Marschall von Duras, der 1780. starb.

steht es nicht mehr in unsrer Gewalt, die Gefühle zu unterdrücken, welche man nicht haben wollte. Die Marquise von Duras wurde nicht eher ihrer Liebe gewahr, bis sie Eifersucht empfand. Richelieu war zu klug, als daß ihn die Hofnung eines glücklichen Erfolges irgend etwas hätte vernachläßigen lassen sollen. Er gieng sehr oft nach Paris, um seinen andern Roman mit der Frau von Villeroi zu beendigen. Man kannte die Ursache seiner kleinen Reisen nach der Hauptstadt nicht, und scherzte blos darüber, ohne die Beweggründe zu seiner Abwesenheit errathen zu können.

Allein, Frau von Egmont, welche eine Zeitlang sich bei der Herzogin * * * aufhielt, entdeckte, was die Veranlassung dazu gab. Sie versicherte, sie habe den Herzog mehrmalen mit der Frau v. Villeroi in der Oper gesehen; sie betheuerte, daß sie ihn oft mit ihr bei der Frau von Villars, und bei ihrem Schwiegervater, dem Marschall von Villeroi, angetroffen; und, troz aller Sorgfalt mit der sie ihr Einverständniß zu verbergen suchten, sah sie so viel, daß sie daran gar nicht mehr zweifeln konnte.

Jedes Wort war ein Dolchstich in das Herz der nur zu gefühlvollen Marquise von Duras. Sie sah nun, daß er sie nicht allein liebe, und daß die Eidschwüre, welche er täglich bei ihr verschwendete, nicht so aufrichtig waren, als er behauptete. Sie kannte die Frau von Villeroi, und bald lieh ihre Eifersucht derselben jene Reitze, die den Herzog

verführen mußten; bald sprach sie ihr alles bis auf den geringsten Grad von Gefallen ab; aber alle ihre Bemerkungen endigten sich stets mit ihrer Verwünschung. Sie hofte, zugestandene Gunstbezeugungen würden ihren Geliebten fesseln. Sie war hübsch, ganz Weib, und ihre Eigenliebe verschönerte sie in ihren Augen. Ihr Spiegel versicherte sie, sie könne keine Nebenbuhlerin haben, und Richelieu müsse ihren vollkommenen Schönheiten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn er sie nur besser kennen würde. Sie beschloß also, nichts unversucht zu lassen, um ihn zu fesseln.

Die Herzogin * * *, welche die Leidenschaft der jungen Duras bemerkte, versuchte anfänglich, sie aus der Gefahr zu retten, der sie selbst nicht hatte entgehen können. Sie stellte ihr vor, Richelieu sey flatterhaft und unbeständig, und beschäftige sich mit nichts, als der Verführung aller Weiber, ohne Unterschied. Unglücklicherweise kam ihr Rath zu spät; die Liebe hatte in ihr Herz zu tiefe Eindrücke gemacht, und der kluge Rath diente zu nichts, als ihr Herz zu verwunden, ohne es heilen zu können. Die Herzogin sah bald, daß ihre Einwendungen fruchtlos seyen, und urtheilte aus eigner Erfahrung, daß der Fall der Marquise nicht weit entfernt sey. Sie fühlte, daß alle ihre Bemühung, denselben zu hindern, unzureichend sey, und gewöhnte sich also nach und nach daran, in ihrer Freundin eine neue Nebenbuhlerin zu erblicken.

Die Marquise von Duras, entschlossen, sich Richelieu ganz hinzugeben, um ihn durch Erkenntlichkeit für eine so ausgezeichnete Wohlthat zu fesseln, konnte sich nicht enthalten, der Herzogin * * * ihren Entschluß zu eröffnen. Sie war ihre Vertraute, denn, der Hindernisse ohngeachtet, welche sie ihrer Liebe entgegen zu stellen schien, hatte die Marquise doch nicht aufgehört, sie um Rath zu fragen. Man kann sich vorstellen, daß die Herzogin mit aller Gewalt einen Entschluß widerrieth, den sie für Thorheit hielt. Sie sagte der Marquise geradezu, ihr Entschluß diene zu nichts, als desto früher ihren Geliebten von sich zu entfernen; seyen seine Wünsche befriedigt, so werde ihn nichts mehr an sie fesseln; sie müsse ihn recht lange wünschen lassen, damit der Reiz der Neuheit ihn um so verliebter und zudränglicher mache. Kurz, sie überzeugte die Marquise, daß diese versprach, ihre Neigung zu bekämpfen, und den Augenblick weiter hinauszurücken, den sie zu beschleunigen anfangs beschlossen hatte.

Aber sie hatte mit einem Manne zu thun, der zu geschickt in der Kunst zu verführen war, als daß er nicht den größten Vortheil aus der geringsten Blöse hätte ziehen sollen, die man ihm gab. Er konnte nicht mehr zweifeln, daß er geliebt war, und diese Gewißheit bestärkte ihn in der Zuverläßigkeit seines Siegs. Er wußte wohl, daß es ihm nur an einer Gelegenheit gebrach, um glücklich zu seyn, und da ihm das Glück jederzeit so günstig

war, so glaubte er, sie werde nicht lange ausbleiben.

Wirklich kam sie. Es entstand im Küchen-Schornsteine ein Feuer, das zwar wenig bedeutend war, doch aber alle Frauenzimmer erschreckte, die im Schlosse wohnten. Die Marquise von Duras war am meisten erschrocken. Richelieu eilte also, sie wieder zu beruhigen. Seine anhaltende Bemühung bei dieser Gelegenheit war so natürlich, daß sich niemand darüber verwunderte. Das Feuer entstand nach dem Abend-Essen. Gewöhnt, alle Umstände zu benützen, sah er wohl ein, daß dieser ihm seinen Zweck würde erreichen helfen.

Die Marquise von Duras war vom gehabten Schrecken etwas unpaß, und gieng daher frühzeitig in ihr Zimmer. Sie hatte die Gewohnheit, dem ihr furchtbaren Herzog den Eintritt zu versagen; aber jezt hatte er so viel Theilnahme bewiesen, daß sie dieses nicht konnte. Es wäre eine Art von Grausamkeit gewesen, und die Marquise hatte jezt den Muth nicht, grausam gegen einen Mann zu seyn, der sich so lebhaft bemüht hatte, sie zu beruhigen. Er blieb also bei ihr, und bewies ihr so viel Liebe, daß sie, hingerissen von der ihrigen, des treflichen Raths vergaß, welchen ihr die Herzogin * * * gegeben. Ihr Verstand schwieg, und ihr Herz sprach für ihren Geliebten, der der Mann gar nicht war, welcher eine so herrliche Gelegenheit ungenüzt hätte vorbeigehen lassen sollen. Er ergrief sie also sehr geschickt, und wollte sogar die

ganze Nacht bei der Marquise bleiben. Allein, darein willigte sie nicht, weil sie die Kammerfrau nicht zur Vertrauten machen wollte, die neben dem Vorzimmer schlief, und jedermann konnte ein- und ausgehen hören. Der Herzog hatte nun einmal beschlossen, diese Nacht in seinem Zimmer nicht zu schlafen. Aergerlich über diese abschlägliche Antwort, gieng er mit seinem Hauptschlüssel in das Zimmer der Herzogin * * *, versicherte sie, die vom Vorfalle nichts wußte, seiner ganzen Zärtlichkeit, und brachte derselben ihr nicht bestimmte Opfer.

Die Marquise von Duras, die Abends so schüchtern gewesen, ward am andern Morgen um so leidenschaftlicher. Die wenigen Augenblicke, welche sie miteinander zugebracht, schienen ihr nur Vorboten von tausend andern ähnlichen seyn zu müssen, und sie hofte in der Zukunft für diejenigen entschädigt zu werden, welche die Kürze der Zeit ihr entzogen hatte. Aber Richelieu, der Nutzen von ihren guten Gesinnungen gezogen, war gar nicht geneigt, ihre so günstige Neigungen zu befriedigen. Er war überzeugt, daß Ruhe dermalen seinem Körper am zuträglichsten sey, und hütete sich also, die Lockungen der jungen Marquise zu verstehen. Sie hingegen glaubte, er sey böse über ihre abschlägliche Antwort, und suchte alle nur mögliche Mittel hervor, ihn zu besänftigen, während er sich von ihr entfernte, und deßhalb auf alle Art mit ihr zu sprechen vermied.

Als sie wieder in ihrem Zimmer war, hofte sie, er werde zu ihr kommen, und seine Klagen vortragen. Die Augenblicke schienen ihr von ausserordentlicher Länge; alle Minuten sah sie nach der Uhr, und ach! wie langsam drehte sich, zu ihrem großen Verdrusse, der Zeiger. Aber er zeigte keinen Augenblick des Glücks. Richelieu erholte sich in Morpheus Umarmungen von den Beschwerlichkeiten der vergangenen Nacht, und war weit davon entfernt, an die Unruhe, an den Kummer zu denken, den er verursachte. Die Marquise, ungeduldig, wüthend, müde zu warten, glaubte im Bette den Schlaf zu finden, dessen ihr Geliebter so sanft genoß. Aber er floh sie, und der Tag brach an, ohne daß sie die Augen hatte schließen können. Müdigkeit brachte ihr endlich einige von schreckenden Träumen unterbrochene Ruhe.

Richelieu hatte seine Kräfte wieder hergestellt, und empfand wieder Liebe. Er besuchte nun die Marquise, welche sich vorgenommen hatte, ihn die Würkungen ihres Mißvergnügens fühlen zu lassen, der aber, glücklich ihn zu sehen, die Worte auf den Lippen erstarben, und deren ganzer Zorn verschwand. Sie getraute sich nicht einmal, ihn zu fragen, warum er an jenem Abend nicht zu ihr gekommen. Erst nach vielem Umschweif sprach sie von ihrer Kammerfrau. Der Herzog ermangelte nicht, sich zu beklagen, und ihr zu verstehen zu geben, daß, wenn man aufrichtig liebe, man schon Mittel finde, dieses zu beweisen. Nun bat sie ihn

selbst, ihr diese Mittel anzuzeigen, mit dem Zusatze, es mangle bei ihr nicht an gutem Willen; aber sie könne keine scheinbaren Ursachen finden, ihre Kammerfrau zu entfernen. Der erfindungsreiche Richelieu versicherte sie dagegen, nichts sey leichter; sie dürfe ja nur sagen, ihre Kammerfrau sey seit einiger Zeit Somnambule, sie spreche im Schlaf, und stehe sehr oft auf, und noch in verwichener Nacht sey sie von ihr im Schlafe gestört worden.

Die Marquise von Duras konnte sich nicht enthalten, über diese artige Erfindung zu scherzen, und versprach, sie zu benutzen. Wirklich beklagte sie sich auch bei ihrer Kammerfrau selbst über ein Gebrechen, das sie nicht hatte, und welches sie in großes Erstaunen versezte. Das arme Mädchen entschuldigte sich bei ihrer Gebieterin, und versicherte, sie sey niemals dieser Krankheit gewahr geworden. Die Marquise, welche ihren Kummer bemerkte, mußte sie trösten, und versichern, daß ihr diese Krankheit bei ihr nicht nachtheilig seyn solle, daß sie mit ihrem Dienste zufrieden sey; nur daß sie in einem entferntern Zimmer schlafen müsse.

Die Marquise von Duras schien äuserst ermüdet; aber weit davon entfernt, Richelieu'n diese Schlaflosigkeit zuzuschreiben, welche ihre Züge entstellt hatte, erklärte sie öffentlich die Kammerfrau für die einzige Ursache. Zu ihrer Verstellung fügte sie eine Erzählung alles dessen hinzu, was die Kammerfrau in der verwichnen Nacht geplaudert, und wie sehr sie von ihr in Furcht gesezt

worden. Jedermann rieth ihr daher, eine so gefährliche Somnambule von sich zu entfernen, und die Herzogin von * * * war die erstere, welche ein abgelegenes Zimmer für sie anwies, wo sie nach Herzenslust Lärm machen könnte. Die arme Person war untröstlich; sie schwur hoch und theuer, daß sie von nichts wisse, und fürchtete einen so sehr guten Platz zu verlieren. Die Marquise, zufrieden mit ihrer Bedienung, machte ihr aber mehrere Geschenke, um sie wieder aufzumuntern.

Unsere beiden Liebenden, die sich nun ihres Argus entledigt sahen, richteten die Sachen so ein, daß sie ihre Abwesenheit benutzen konnten. Diese Nacht war für die Marquise ganz ausserordentlich verschieden von der vorherigen. Damals schien es ihr ein Jahrhundert zu währen, bis der Tag erschien; jezt war sie erstaunt, so bald die Morgen-Röthe zu erblicken. Richelieu war glücklich mit der Marquise von Duras, und vergewissert, es bald bei der Herzogin von Villeroi zu werden. Alles war zwischen ihr und ihm verabredet, und die Abwesenheit des Herrn von Villeroi sollte der Augenblick ihrer Vereinigung seyn. La Fosse, der vertraute Bediente des Herrn von Villeroi, brachte ein Briefchen von der Herzogin nach Mantes, worinn sie ihm den übermorgenden Tag als den glücklichen Augenblick ankündigte. Die Zusammenkunft sollte Abends eilf Uhr seyn; die kleine Garten-Thür sollte er geöffnet finden, und von da würde er auf einer geheimen Stiege in das Zimmer der

Herzogin geführt werden. Indessen mußte Richelieu diesen neuen Liebeshandel mit jenem mit der Marquise von Duras vereinbaren. Richelieu, den niemals Hindernisse schreckten, glaubte anfänglich, sich mit einer Krankheit entschuldigen zu können; aber er wollte sich nicht einmal dieser gemeinen Ausflucht bedienen, überzeugt, beide Weiber, die so sehr in ihn verliebt waren, würden sich das Vergnügen streitig machen, seiner zu pflegen, wie das geschehen war, als er mit der unglücklichen Prinzeßin von * * * in Verbindung stand.

Der Herzog erfuhr zur nemlichen Zeit, daß der Marquis von Dangeau gefährlich krank sey. Da ihm nun mehrere Akademiker die erste erledigte Stelle bei der französischen Akademie versprochen hatten, so glaubte er, es sey seine Schuldigkeit, diese Neuigkeit der Herzogin * * * und der Marquise Duras mitzutheilen, um desto freier nach Paris gehen zu können. Der Name, welchen er führte, öffnete ihm, als Bruders-Enkel des Stifters, ohne Zweifel die Thür zur Akademie; aber dieses machte doch den Akademikern es nicht zur unumgänglichen Pflicht, ihn zu ernennen. Seine natürlichen gesunden Einfälle hatten ihn bekannt gemacht; er war ein großer Herr; er suchte die Stelle eines Akademikers; also hatte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede bestimmt. Zwar hatte er erst das vier und zwanzigste Jahr erlebt; aber die neun und dreißig Vertheiler des litterarischen Ruhms, hatten ohne Zweifel den Grundsatz des

Corneille vor Augen, daß sich nemlich bei natürlich guten Anlagen der Verstand nicht nach den Jahren richte.

Richelieu schien ungeduldig, unter diesen vierzig Unsterblichen zu sitzen, und diese Ruhmbegierde gab ihm neues Verdienst in den Augen seiner Geliebten. Beide ermunterten ihn, nichts zu versäumen, um sich des Wortes der Akademiker zu versichern, im Falle der Marquis Dangeau sterben sollte. Die Marquise von Duras fühlte vorzüglich die Größe des Opfers, wenn sie dem Herzoge nach Paris zu gehen, erlauben würde; aber sie konnte einer Bewegung von Eigenliebe nicht widerstehen, wenn sie bedachte, daß es geschehe, um aus dem Geliebten ein Mitglied der Akademie zu machen. Die Jugend des Kandidaten vergrößerte den Werth des Titels; und sie selbst glaubte Theil an den Ehren-Bezeugungen zu haben, die nicht ausbleiben konnten. Sie sah aber nicht vorher, daß sie durch diese ihm zugestandene Freiheit sich eine Nebenbuhlerin mehr gab.

Richelieu flog nun, nach weggeräumten Hindernissen, nach Paris, um doppelt neue Lorbeere zu sammlen. Die Herzogin von Villeroi, die durch die Abwesenheit ihres Gemahls ganz frei war, überließ sich allen nur ersinnlichen Freuden. Je größer der Zwang war, unter dem ihre Leidenschaft bisher schmachtete, um so lebhafter waren ihre Begierden geworden; und der Herzog war mit aller Kunst, mit der er sich im Nothfalle zu

bewafnen pflegte, kaum vermögend, so viel bewiesene Liebe zu befriedigen. Indessen wußte Richelieu der Herzogin darzuthun, daß er nicht eher das Schlachtfeld verlassen, bis man ihm vollkommen die Waffen wieder gegeben.

Immer liebenswürdiger nach dem Siege, ward er von der Ueberwundenen angebetet. Sie glaubte, ihn von Tag zu Tag mehr zu lieben; sie sah ihn, wo er nicht war; sie hätte mit allen Wesen, auf die sie stieß, von ihm sprechen mögen; und nichts schien in ihren Augen mit solch' einem Liebhaber verglichen werden zu können. Richelieu war ihr Held, ihr Gott, und sie erlaubte sich tausend Ausschweifungen, die früh oder spät ihre Ehre aufs Spiel setzen mußten.

Die Prinzeßin Charolois, die noch immer mit ihm in gutem Verhältnisse stand, schrieb dem Herzoge, sie hoffe ihn auf einem Balle im Condeischen Hause zu sehen. Er kam, und die Prinzeßin, die ihm oft Vorwürfe zu machen hatte, vergaß ihrer, um sein Benehmen, seine Reitze zu bewundern. Da kein Mondschein war, so ward der folgende Abend zu einer Zusammenkunft bestimmt, wo der Herzog sich so artig benahm, daß die Prinzeßin sich immer mit Entzücken daran erinnerte.

Der Marquis von Dangeau starb, und der Herzog von Richelieu ward einhällig zu seinem Nachfolger erwählt. Sogleich erhielten mehrere schöne Geister den Auftrag, seine Antritts-Rede zu verfertigen. Fontenelle, der keine Gelegenheit ver-

säumte, den Großen den Hof zu machen, ergrief für ihn die Feder; des Touches und Campistron khaten das nemliche, und er war nun über die Auswahl verlegen. Er selbst verbesserte, was er in diesen Abhandlungen Fehlerhaftes fand, und geleitet vom natürlichen Gefühl, war er zwar minder beredt, als diese Herren, schrieb aber gedrängter, und sagte, da er blos auf Sachen dachte, gerade so viel, als man sagen mußte. Seine Rede ward so sein eignes Werk, und machte ihm Ehre. Indessen findet man in den hinterlassenen Materialien nur hingeworfene Gedanken, wenig Logik, und gar keine Rechtschreibung.

Mit Begierde ergrief er bei dieser Rede die Gelegenheit, Ludwig den 14ten zu loben. Einige Stellen werden zeigen, daß er ihn für den größten König hielt. Wir behalten die Rechtschreibung des Akademikers bei. *)

„Noch gieng zur Ehre der Akademie, sagte er, „und zur Vervollkommung der beglückenden Absich„ten des Herrn Kardinals von Richelieu, ab, daß „der gröste König auf Erden sie mit seinem Schutze „beehrte. Es war in der That auch billig, daß „ein König, unter dessen Regierung die Künste „und schöne Wissenschaften einen so hohen Grad von „Vollkommenheit erreichten, das Haupt einer Ge„sellschaft ward, die so fähig ist, und so sehr „verdient, Beurtheilerin derselben zu seyn. Ludwig „der

*) In der Uebersetzung konnte diese nicht bemerkt werden.

„der Große, wollte überall groß seyn; wollte, „daß Verstand und Geschmack in seinem Reiche eben „so herrschten, als seit langer Zeit seine Waffen „ausserhalb siegten. Er hatte das Kriegsfeuer ange„zündet, und Schrecken bei seinen Feinden verbrei„tet; aber zu gleicher Zeit wünschte er, seine Erobe„rungen möchten die Ordnung und Ruhe im Reiche „selbst nicht unterbrechen.“

In der Folge sagte er vom nemlichen Könige: „Ich füge nur das noch hinzu, wie ich selbst gese„hen, daß er mit jenem Muthe, der seinen Fein„den so furchtbar war, die Güte eines Hausvaters „verband. Sein Hof war der Zufluchtsort unglück„licher Fürsten. Nie hatte ein König den Thron „mit größerer Majestät bestiegen; aber zu keinem „war zugleich der Zutritt so leicht als zu ihm. Er „war alle Stunden bereit, den geringsten seiner „Unterthanen anzuhören, und ihm Gerechtigkeit „wiederfahren zu lassen, und entzückt, wenn er „sich ihm gnädig bezeigen konnte. Geneigt, Wohl„thaten auszutheilen, wußte er sie mit so viel „Güte zu geben, daß dadurch nur der Werth der„selben verdoppelt wurde. Geschäzt von seinen Un„terthanen, gefürchtet von seinen Feinden, angebe„tet von seinen Dienern, starb er mit dem Muthe „eines Helden und Christen, betrauert im ganzen „Königreiche, bewundert von ganz Europa.“

Was hätte man mehr von einem Monarchen sagen können, der ohne Unterlaß beschäftigt gewesen wäre, das Wohl seines Volkes zu befördern?

Richelieu sprach, wie er dachte. Ludwig war für ihn der größte König, und es ist in der That ein Widerspruch mit seinen Grundsätzen und seinem Betragen, wenn man ihn diese Regierung tadeln läßt.

Alle Frauenzimmer, die sich für ihn interessirten, und ihre Zahl war nicht klein, wollten bei seiner Aufnahme in die Akademie, gegenwärtig seyn. Seine Rede, die man für sein eignes Werk hielt, war in ihren Augen ein neuer Beweis seines Verstandes. Bei einem Geliebten ist alles schön. Diese Frauenzimmer, zur Bewunderung so sehr geneigt, waren entzückt über die Lobeserhebungen, welche an dem Neuangenommenen verschwendet wurden. Und nun schien er ihnen eine um so würdigere Bekanntschaft.

Oft fällt zu viel Verdienst zur Last. Der Herzog von Richelieu machte noch am nemlichen Abend diese Erfahrung. Er hatte litterarische Lorbeere errungen; jezt bestimmte ihm die Liebe noch eine dreifache Krone. Er erhielt von der Prinzeßin Charolois, der Marquise von Duras und der Herzogin von Villeroi drei Briefchen, die eben so viel Einladungen zu einer Zusammenkunft waren.

Noch andere Briefe gaben zwar keine gewisse Stunde, enthielten aber den sehnlichen Wunsch, ihn zu sprechen. Richelieu entschloß sich sogleich, keine seufzen zu lassen. Alle Mittel standen ihm zu Gebot, und er wußte sich geschickt derselben zu bedienen. Mit so schonen Eigenschaften glaubte er

ohne Gefahr die drei Zusammenkünfte annehmen zu können. Die Herzogin von Villeroi, als die neueste Geliebte, sollte den lezten Besuch erhalten. Das war ein Vorzug. Er fand nun für räthlich, die Stunden zur Zusammenkunft zu verändern, um nicht entdeckt zu werden. Die Prinzeßin Charolois war die erste, welche ihm zum guten Erfolge Glück wünschte. Sie war vor Freuden ganz ausser sich, und der Akademiker war gezwungen, die Heftigkeit ihrer Leidenschaft zu mäßigen. Richelieu, mit so viel gutem Willen, sich die Schönen verbindlich zu machen, goß Balsam in ihr verwundetes Herz. Am nemlichen Tage empfieng er die Glücks-Wünsche der Marquise von Duras, und endigte mit einer sehr beredten Antwort auf die Komplimente der Herzogin von Villeroi.

Nach diesen akademischen Arbeiten brachte er einige Tage ganz in geheim in seinem Hause zu, um seine Kräfte zu sammeln. Doch ließ er seinen Wagen in Paris herumfahren, und an den Thüren halten, die er bezeichnete, um glauben zu machen, daß er stets beschäftigt sey, und gar nicht ausruhe.

Neuntes Kapitel.

Reise des Herzogs von Richelieu nach Modena. Abentheuer im Kloster, wo er die Herzogin von Villeroi, als Abbé verkleidet, besucht.

Er hatte von der Frau Herzogin von Modena mehrere Briefe erhalten, die voll von Liebesversicherungen und Betheuerungen waren, seiner nie zu vergessen. Zugleich gab sie ihm die Nachricht, daß ihr Gemahl von ihrer ältern Bekanntschaft unterrichtet sey, und daß man also ausserordentlich vorsichtig seyn müsse. Indessen bat sie ihn doch, sie, aber unter einer Verkleidung, zu besuchen. Richelieu, der so gern Schwierigkeiten überwand, und für den jede Art von Hinderniß nur immer zum stärkern Antrieb diente, beschloß, sogleich nach Modena zu reisen.

Er reißte ohne Gefolg, unter einem fremden Namen, und kam in Italien an. Sein Gesellschafter hatte fliegende Blätter und Bücher von der Geschichte der Zeit mitgenommen. Er steigt in Modena in einem Wirthshause unter dem Namen Gasparini ab, und gibt sich für einen Bücher-Tröd, ler aus; so wie Fosse, sein Vertrauter, der jezt Romano hieß. Am ersten Tage liefen sie blos in der Stadt herum, um den Leuten im Wirthshause glauben zu machen, daß sie vom Schachern leben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0160
DFG

Sie weilten nicht, sich in den Pallast der Herzogin zu begeben, welche von der Ankunft des Herzogs Nachricht hatte. Romano und Gasparini legten ihre Bücher an einem Orte aus, wo die Herzogin vorbeigehen mußte, wenn sie Messe hören wollte. Neugierige stellten sich um sie herum, und Romono fand seine Rechnung bei seiner Verkleidung. Gasparini wählte die Zeit, wo die Prinzeßin in die Kirche zu gehen pflegte. Sie kam. Er breitete seine Waare aus, daß sie dieselbe sehen mußte, und jagte die ungestümmen Menschen hinweg, welche dieselbe den Augen der Herzogin hätten entrücken können. Sie verweilt einige Augenblicke bei den vorgeblichen Kaufleuten, betrachtet ihre Bücher, und geht dann ihres Weges fort in die Kapelle.

Richelieu glaubte, sie habe ihn nicht erkannt. Indessen hatte er doch der Prinzeßin Bücher angeboten, hatte mit ihr gesprochen, und war also sehr niedergeschlagen, daß sie ihn mit nicht mehr Aufmerksamkeit betrachtet hatte. Denn diese Komedie gefiel ihm nur als Mittel zu einer geheimen Zusammenkunft. Er war, wie er sagte, nach Modena gereißt, um dem Herzoge einen Erben zu geben, da seine Gemahlin noch nicht schwanger war. Er hoffte bei der Rückkunft der Herzogin glücklicher zu seyn, und fuhr also fort, seine Waare zu verkaufen, was Romano mit so viel Vergnügen sah.

Die Herzogin von Modena kam endlich zu den Kaufleuten zurück, betrachtete ihre Bücher mit mehrerer Aufmerksamkeit, heftete ihre Augen auf den Herzog, sprach mit Romano, fragte ihn, woher er jezt komme, und ob er mit Büchern gut versehen sey. In der Folge wandte sie sich an Richelieu, und ersuchte ihn, ihr ein gewisses Buch zu verschaffen. Richelieu versicherte, er habe es in seinem Wirthshause, und werde die Gnade haben, es ihr augenblicklich zu bringen. Die Prinzessin schien damit zufrieden, und gab Befehl, in einer Stunde den Bücher-Trödler vorzulassen.

Der Herzog, entzückt über diese versprochne Zusammenkunft, verließ eilig seine Bude, um in dem Wirthshause den glücklichen Augenblick zu erwarten. Er hatte seit acht Monaten die Herzogin von Modena nicht gesehen; ihr Besitz ward also für ihn ganz neu. Ueberdieß gab das Vergnügen, einen eifersüchtigen Prinzen zu krönen, dem Genusse neuen Reiz.

Er begab sich in den Pallast, ward eingeführt, und befand sich allein bei dem angebeteten Weibe. Wir sind ausser Stande, die Freude zu beschreiben, welche sie hatte, ihn zu sehen, und ihm diese zu bezeugen. Sie sagte ihm unendlichen Dank für die Rolle, die er ihrentwegen übernommen, und entschädigte ihn vollkommen für die kleinen Unbequemlichkeiten, denen er sich unterworfen. Sie fand ihren lieben Herzog nun noch reizender als Gasparini. Seine Verkleidung war ihm zwar nicht

vortheilhaft; aber sie geschah aus Liebe, und dieser Gedanke lieh Reitze.

Wiewohl diese erste Zusammenkunft sehr lebhaft war, so wurde sie doch durch die Besorgniß vor Ueberraschung gestört. Klugheit, diese von Liebenden sonst so wenig gekannte Tugend, sagte ihnen, eine lange Unterhaltung könne sie in Verdacht bringen. Die Prinzeßin hatte aus Furcht, Verdacht zu erregen, unterlassen, den Eintritt in ihr Zimmer zu untersagen. Man trennte sich also mit dem Versprechen, sich bald wieder zu sprechen. Zwei Tage darauf wollte der Herzog von Modena auf die Jagd gehen, und dieser Tag ward bestimmt, sich mit desto größerer Sicherheit neuen Freuden zu überlassen. Er erschien, aber weit langsamer als die ungeduldigen Liebenden gewünscht hatten. Der Herzog von Modena gieng, schüchternen Thieren den Krieg anzukündigen, während Richelieu seinen Platz bei seiner Gemahlin einnahm. Er hatte den Auftrag, neue Bücher mitzubringen, und die Herzogin von Modena, verwegener gemacht durch die Abwesenheit ihres Gemahls, befahl, sie allein zu lassen.

Die Herzogin hatte Abends vorher ein Zimmer herrlich einrichten lassen, das, wie sie sagte, zum Lesen bestimmt war. Sinnbilder, die nur Richelieu und sie verstehen konnten, rufen jene erstere Vergnügungen in ihr Gedächtniß zurück, die sie in Paris genossen, und deren Andenken immer so entzückend ist. Ein Büschel Haare, die sie ihrem Ge-

liebten abgeschnitten, lag auf einem kleinen Altare, oben drauf eine Krone, und zwei in einander geschlungene Herzen. Sie zeigte ihm diesen Schatz mit der Versicherung, daß dieser seit ihrer Vermählung ihr einziger Trost sey, daß sie ihn alle Tage besuche, ihn küsse, oft mit ihren Thränen benetze. Sie warf sich hierauf dem Herzoge in die Arme, der wetteiferte, in ihr eine Vergessenheit ihres Kummers, ihrer Leiden zu bewürken.

Es erfolgten hierauf mehrere Zusammenkünfte, die durch keinen Zufall gestört wurden. Unsere Liebenden, frei, ohne allen Zwang, bemühten sich, die verlorne Zeit wieder einzubringen. Die Prinzeßin wünschte nichts so sehr, als ein lebendiges Ebenbild ihres Geliebten zu besitzen. Ungeduldig, von ihm ein Pfand seiner Zärtlichkeit zu haben, beschwur sie ihn, sich von ihr nicht zu trennen, bis er dieses Werk vollbracht. Was für Vergnügen versprach sie sich davon, einen Sprossen von einem Mann zu erziehen, der ihr über alles war!

Der Tag, an welchem der Herzog von Modena von der Jagd zurückkam, ward von beiden Liebenden mit noch mehr Eifer vollbracht, und die Zeit verstrich noch einmal so schnell. Richelieu sollte sogleich abreisen; aber die Herzogin konnte sich nicht entschließen, sich so schnell zu trennen. Immer hatte sie ihm noch tausend Sachen zu sagen, und so verflog die Stunde, ohne daran zu denken. Man hörte endlich ein Geräusch; aber sie bemerkten es erst, als es ganz nahe war. Der Herzog war

früher als gewöhnlich von der Jagd gekommen, und da er glücklich gewesen, wollte er dieß seiner Gemahlin erzählen. Schnell erwachten die Liebenden von ihrer Zerstreuung, und bereiteten sich, dem Sturme Troz zu bieten. Richelieu, der Gegenwart des Geistes hatte, richtete die Prinzeßin auf, und bat sie, unerschrocken zu seyn, und sich ganz auf ihn zu verlassen.

Der Herzog trat in das Zimmer ein, und Richelieu, der ihn hatte kommen hören, hielt die mitgebrachten Bücher unter den Armen. Ehrerbietig nahm er nun von der Herzogin mit der Versicherung Abschied, daß er morgen alle Bücher bringen würde, welche sie die Gnade zu bestellen gehabt. Der Herzog von Modena betrachtete diesen Menschen mit Aufmerksamkeit, der im Begriff war, das Zimmer zu verlassen, befahl ihm, zu bleiben, und erkundigte sich nach seinem Handel. Richelieu antwortete mit Dreistigkeit. Er sprach ein gebrochenes Französisch mit Italiänisch gemischt. Da ihn der Herzog um seinen Geburts-Ort befragte, gab er sich für einen Piemonteser aus.

Nach einigen andern Erkundigungen fragte ihn der Herzog, ob er zu Paris gewesen? der Kaufmann antwortete mit ja, und behauptete, eben in dieser Stadt habe er den besten Handel. Die Satyren gegen das Lawische Sistem, und die Schriftchen von den Liebes-Händeln des Kardinals Dübois, so wie von seiner Weihung zum Erz-Bischoff von Cambrai, da er in einem Tage Priester, Diakon

Subdiakon geworden, und Minores und Torsur erhalten, weßhalb der ungeduldig gemachte Mann gesagt, ob er nicht auch getauft werden müsse, worauf einige Spottvögel erwiedert, daß er an diesem Tage wenigstens zum erstenmal zum Nachtmahle gegangen: alle diese Schriftchen, sagte er, würden sein Glück gemacht haben, hätte nicht der neue Herr Erzbischoff die bestimmtesten Befehle gegeben, alle jene ins Bicetre zu setzen, welche sie verkaufen würden. Auch er sey mit Verhaft bedroht worden, und deßhalb nach Italien geflüchtet, um da seinen kleinen Handel fortzutreiben. Er habe daher Seine Hoheit gebeten, ihm Dero Schuz angedeihen zu lassen. Die Herzogin von Modena war noch nicht ganz beruhigt; aber die Dreistigkeit, mit der ihr Geliebter sprach, der Ton der Wahrheit, welchen er seinen Lügen zu geben wußte, stillte ihre Besorgniß. Der Herzog hingegen fand Vergnügen daran, den vorgeblichen Bücher-Trödler zu hören, forschte nach mancherlei, und erkundigte sich endlich, ob er auch von seinen Büchern an viele Herren von der Gegenparthie des Regenten und des Erzbischoffs verkauft habe. Der Herzog von Richelieu, welcher so vertraut mit den Neuigkeiten des Hofes war, belustigte den Prinzen durch seine Erzählung derselben, so wie aller ihm bekannten Anekdoten. Bei der langen Unterredung fragte er ihn auch, ob er Gelegenheit gehabt, an den Herzog von Richelieu Bücher zu verkaufen. Gasparini versicherte hierauf, Richelieu sey einer seiner besten Kunden, er müsse

ihm alle neue Bücher bringen, und habe mehr als einmal eben so mit ihm geplaudert, wie er jezt die Gnade habe, mit Seiner Hoheit zu sprechen.

Der Herzog von Modena war entzückt, daß der vermeintliche Bücher-Trödler einen Mann kannte, der ihm so verdächtig war, und von dem er so viel hatte sprechen hören. Es ist mir in der That ärgerlich, sagte er, daß ich ihn während meines Aufenthalts zu Paris nicht kennen gelernt habe. Ich habe zwar einmal mit ihm zu Nacht gespeißt; aber er war zu weit von mir, und ich hatte damals auf ihn noch nicht solche Acht. Habt ihr von seinen Liebeshändeln sprechen hören? Ist dann alles in der That so wahr, und hat er so viel verliebte Abentheuer bestanden, als man behauptet? Gnädiger Herr, erwiederte Richelieu, ich habe allenthalben sagen hören, daß er die vornehmsten Frauenzimmer bei Hof genossen; daß ihn verschiedene Prinzessinnen geliebt, und daß er ein ganz eignes Talent besitze, die Frauenzimmer zu verführen. So lange ich in Paris war, fuhr er fort, sprach man von nichts als von den Streichen, die er Männern und Müttern gespielt. Also ist er doch wirklich ein so verführerischer, listiger Mann, erwiederte der Herzog! — So sehr, gnädiger Herr, daß wenn er gewettet hätte, ohne Ihr Wissen in Ihren Pallast zu kommen, um da etwas Ausserordentliches zu versuchen, ich gleich Theil an der Wette nehmen wollte. — Oho! das wäre ein bischen zu viel; mit aller seiner List traue ich ihm

nicht zu, daß er mir einen solchen Streich spielen könnte.

Richelieu entfernte sich, nachdem ihm zuvor der Herzog noch befohlen hatte, ihm verschiedene Bücher zu bringen, wenn er der Herzogin die verlangten zustellen würde. Richelieu freute sich herzlich über diesen Auftritt, und konnte sich nicht enthalten, sein glückliches Geschick zu segnen, daß er im Besitz einer so reizenden Prinzeßin war, und auf eine so lustige Art ihren Gemahl betrog.

Er kam auf Befehl des Herzogs, und hatte noch eine ähnliche Unterhaltung mit ihm. Man kan sich leicht einbilden, wie sehr beide Liebende sich über den Vorfall lustig machten, als sie einige Tage darnach sich sprachen. Sie schwuren neuerdings sich ewig zu lieben, und beschloßen endlich, sich zu trennen. Die Herzogin entriß sich nicht ohne Thränen seinen Umarmungen, und versprach, alles zu versuchen, um eine Reise nach Frankreich thun zu dürfen, und betheuerte, nur diese Hofnung erhalte ihren Muth.

Richelieu, den neue Siege in Paris erwarteten, verließ Modena mit Vergnügen. Er fieng an, der Rolle müde zu werden, die er spielte, und welche er nur aus Gefälligkeit so lang gespielt hatte. Er hatte allen Frauenzimmern, mit denen er in Verbindung stand, geschrieben, daß er nothwendig eine Reise nach Richelieu machen müsse. Von Modena aus schickte er alle seine Briefe an einen Mann, der sie nach Richelieu sandte, von wo sie

nach Paris liefen. Mit dieser Vorsicht hatte er allen Verdacht seiner Reise entfernt, und bewirkt, daß alle Frauenzimmer ihn wegen der Langenweile beklagten, die er in Richelieu zu haben vorgab.

Er ward als geliebter Abgott empfangen; Freude funkelte in allen Augen über seine Rückkunft, und er bedurfte aller Kunst, um den guten Willen, mit dem man seine Ankunft zu feiern sich bemühte, zu befriedigen. Er hatte an die Herzogin von Villeroi geschrieben, und dieser Brief war in die Hände ihres Schwiegervaters gefallen, der, wie man behauptete, in sie verliebt war. Er war schon vorher von ihrer Liebe zum Herzog unterrichtet, und suchte nur noch mehr, sich davon zu vergewissern. Dieß war nicht schwer. Eine Frau, die ausschweifend liebte, und von ihrem Geliebten so lang getrennt war, ist natürlicherweise unbesonnen. Die junge Herzogin war es, und der Marschall von Villeroi, der Richelieu ertappte, wie er in einer Nacht von seiner Gemahlin gieng, glaubte aus Ehre diesen Unordnungen ein Ende machen zu müssen, wiewohl man behauptete, es sey aus Eifersucht geschehen. Er ließ die ganze Familie zusammen kommen, und mit Bewilligung beider Verwandten ward festgesetzt, daß die so schwache Herzogin in ein Kloster gehen solle.

Kaum fand sie so viel Zeit, ihren Geliebten davon zu unterrichten, und mußte abreisen, ohne ihn zu sehen; niedergeschlagen über diesen so ver-

drießlichen Zufall. Richelieu war anfangs gerührt über ihre Ungnade, tröstete sich aber bald bei der Frau von Duras und der Prinzeßin Charolois. Damals machte er auch der Madem. le Gendre den Hof. Dieser angenehme Zeitvertreib verscheuchte bald den gelinden Kummer, welchen er über die Entfernung der Frau von Villeroi hatte.

Zwei Monate vergiengen, ehe sie sich das Vergnügen verschaffen konnte, ihren Geliebten zu sehen. Ungedultig wartete sie auf eine Gelegenheit, da sie nur die gefunden hatte, ihm zu schreiben. Richelieu hingegen, den Trennung immer verliebt machte, fühlte die Begierde erwachen, alle Hindernisse, die sie von einander entfernten, zu überwinden. Einem Liebhaber ist es nicht schwer, zu einer Frau zu kommen, die mit ihm einverstanden ist. Er gab hievon bald den Beweis. In dem Kloster, worinn die Herzogin von Villeroi war, befand sich auch eine ihrer Baasen, die in Verbindung mit dem Prinzen * * * stand, und ebenfalls hier eingeschlossen war, weil sie zu reizbare Nerven, und ein zu gefühlvolles Herz hatte. Sie befand sich in der nemlichen Lage, wie die Herzogin; beide brennten vor Begierde, ihre Geliebten zu sehen. Ein klösterliches Fest gab hiezu Gelegenheit. An diesem Tage waren die Nonnen mehr beschäftigt, und die Kostgängerinnen hatten mehrere Freiheit. Sie schrieben also ihren Liebhabern, sich als Abbé's zu verkleiden, und an diesem Tage, den sie für den günstigsten hielten, zu ihnen zu kommen. Man

gewann mit Geld einen Kaplan, bei dem sie abstiegen, und der sie der Abtißin als Vettern des Pfarrers von Joire vorstellte, welcher der Kloster-Obere war.

Dieser Titel verschafte ihnen eine ausgezeichnete Aufnahme. Die Abtißin empfieng sie freundschaftlich, und um so mehr, als ihre Artigkeit schon zur Empfehlung diente. Man hatte an diesem Tage keinen Prediger haben können, und bat sie daher, einer von ihnen möchte eine kurze Rede halten. Dieß sezte sie in große Verlegenheit. Sie behaupteten also geradezu, sie können nicht predigen; aber die Abtißin bat sie innständig darum, es werde ja nur im Sprachzimmer, sagte sie, eine kleine Andachtsübung gehalten, und sie sehe also kein Hinderniß, daß nicht einer von ihnen predigen könnte; überdieß versicherte sie, daß nur wenige Zuhörer zugegen seyn würden. Vergeblich erwiederte Richelieu, er habe keinen Predigt-Entwurf bei sich; man drang in ihn vorzüglich mit solchem Eifer, daß er endlich nachgeben mußte. Er bat also um gütige Nachsicht, und versprach, weil man ihn zwinge, von Reichthum zu predigen.

Er sprach mit Leichtigkeit und Anstand, und seine Figur verschönerte seine Rede. Die guten Nonnen waren herzlich mit ihm zufrieden, und erstaunten, daß er so gut aus dem Stegreif hatte predigen können. Richelieu hingegen erstaunte noch mehr darüber, daß er kein dümmeres Zeug gesprochen. Nach geendigter Rede wurden sie in einen

Saal geführt, wo sie die Herzogin von Villeroi und ihre Baase trafen. Aus Ehrfurcht vor diesen beiden Frauenzimmern hatten sich die übrigen Personen entfernt, und die Abtissin bat um Erlaubniß, sich entfernen zu dörfen, weil sie noch einige Befehle zu geben habe. Der Kaplan glaubte, es sey seine Schuldigkeit, ebenfalls unter irgend einem Vorwande wegzugehen, und so blieben also die vier Liebende allein. Nach einem Augenblicke verabredete man, aus Furcht vor einem Ueberfall, sollte ein Paar an der Thür lauern, während das andere sich unterhielt, und in diesem Dienste wechselten sie mit einander ab. Das Vergnügen, so viele Augen zu betrügen, gab diesem Abentheuer einen nicht geringen Reiz.

Die Abtissin hatte für die jungen Abbé's ein kleines Abend-Essen bereiten lassen. Die Geliebten aßen mit, und die Freude war allgemein. Ein Wort, eine Gebärde, ein Blick, alles rufte in ihr Gedächtniß das Vergangene zurück. Die Abbé's ließen Verstand blicken, und hefteten die Aufmerksamkeit der Abtissin auf sich, die, ohne mehr jung zu seyn, doch ein zärtliches Herz besaß. Der Herzog von Richelieu schien ihr vorzüglich alle Eigenschaften zu haben, ein Kloster zu regieren; sie hätte ihn gern an der Stelle seines vorgeblichen Onkels gehabt. Die Nacht erinnerte endlich die Liebende an die Trennung. Ungern ließen diese Damen die beiden Abbé's aus dem Kloster gehen, so wie die Abtissin, die einen sehr vergnügten

Abend

Abend zugebracht zu haben versicherte. Sie bat dieselben, bald wieder zu kommen. Noch einmal benuzten sie diese Erlaubniß; aber sie getrauten sich nicht, diese Rolle öfter zu spielen, aus Furcht, der Pfarrer von Foire möchte entdecken, daß sie keine Vetter von ihm seyen.

Zehntes Kapitel.

Aufnahme des Herzogs im Parlament, in der Eigenschaft eines Pairs. Folge seiner Liebeshändel. Orgien zu Calais.

Die geringste Handlung von Richelieu erhielt ein berühmtes Ansehen. Was bei einem andern kaum bemerkt wurde, zog aller Augen auf sich, wenn es von ihm geschah. Am 6ten März 1721, ward er wegen des Herzogthums Richelieu im Parlament als Pair aufgenommen, und dieser Tag war ein Fest für die Weiber, selbst für einen Theil des Volks. Als er 1723 zum zweitenmal wegen des Herzogthums Fronsac aufgenommen wurde, befanden sich unter den Zuschauern viele Weiber, denen er entweder schon gehuldiget, oder die nach seiner näheren Bekanntschaft seufzeten.

Die Frau von Flamorens hatte so eben das Schicksal aller andern Weiber gehabt, ohne mehr Kunst zu besitzen, ihn treu zu machen. Sie hatte den Tag seiner Aufnahme zu einer Zusammenkunft

bestimmt, in der Meinung, sie werde vom neuen Pair zuerst beehrt werden. Aber Frau von Duras, Fräulein le Gendre, Frau Villeroi, die mehrere Freiheit genossen, und die Prinzeßin Charolois, machten die nemlichen Ansprüche.

Die Frau von Flamarens hatte eine fromme Schwieger-Mutter, die, ihrer Betschwesterei und ihres Alters ohngeachtet, doch gern den Herzog von Richelieu sprechen hörte. Sie fand an ihm einen lebhaften Kopf, und er betrug sich bei ihr so, daß der Ruf, er sey ein Wollüstling, sich verminderte. Er war klug genug, diese Frau immer auf der schwachen Seite zu greifen, so oft er sie bei der Frau von Flamarens antraf. Er wurde daher auch allezeit sehr gut aufgenommen, und konnte ungehindert seine Geliebte sehen. Eines Tags war er bei dieser zum Thee gekommen; aber da er mit ihr allein, und kein Ueberfall zu besorgen war, so glaubte er, er könne seine Zeit wohl besser als mit Frühstücken zubringen. Frau von Flamarens, geneigt, die geringsten Beweise seiner Liebe zu nehmen, überließ sich jezt ganz denen, welche er ihr zu geben beliebte. Sie wurden wiederholt; aber da der Herzog auch andere Frauenzimmer von seiner Zärtlichkeit hatte überzeugen müssen, so ward er äuserst ermüdet. Er wollte also eben fortgehen, um stärkende Mittel zu nehmen, als die ehrliche Schwieger-Mutter eintrat.

Ihre erste Sorge war, den Liebhaber aufzuhalten, der über Unpäßlichkeit klagte. Er sagte ihr,

da er seit einigen Tagen sich nicht wohl befunden, so habe er sich aushungern wollen, was ihn aber sehr abgemattet habe. Diese ehrliche Alte pflegte immer bei einer Kammerfrau einen kleinen Vorrath von guten Brühen zu haben; sie bot also dem Herzoge eine stärkende Suppe an. Er verbat sich zwar ihren guten Willen, aber sie ruhte nicht, bis er ihr Anerbieten annahm, und sie wollte sie ihm sogar mit eignen Händen geben. Sie gieng also gleich fort, und bat ihn, zu warten. Beide Liebende lachten herzlich, daß eine Betschwester so eifrig war, die Kräfte eines Mannes wieder herzustellen, der sie in den Umarmungen ihrer Schwieger-Tochter verloren hatte. Sie bewunderten die Macht der Frömmigkeit, die so schöne Sachen thun läßt. Die Alte kam zurück, die Suppe ward gegessen, und Richelieu dankte derselben mit dem Zusatze, daß noch nie eine Suppe in einem günstigern Augenblicke angenommen worden.

Um eben diese Zeit war er mit der Frau von Villeroi entzweit, die sich von seiner Untreue überzeugt hatte. Eigenliebe und Zorn, mächtiger als Liebe, hatten diesen Bruch bewirkt. Sie liebte aber den Ungetreuen zu sehr, als daß dieser Haß hätte von langer Dauer seyn können. Zwei Monate waren kaum verflossen, als sie schon bedauert, ihn so mißhandelt zu haben. Sie ließ mit ihm reden, suchte alle Gelegenheiten mit ihm wieder zu sprechen, gieng in alle Häuser, wohin er zu kommen pflegte, und war froh, daß er sich mit ihr aus-

söhnte, sie, die geglaubt hatte, er werde ihre Verzeihung erkaufen müssen.

Die Herzogin von Modena, die sich stets mit Richelieu beschäftigte, sich von ihm mit allen unterhielt, mit denen sie von ihm sprechen zu können glaubte, ohne sich Gefahren auszusetzen, wollte durchaus den Geliebten wieder sprechen, der ihr stets so gegenwärtig war. Sie war eben gefährlich krank gewesen, und sagte nach ihrer Wiederherstellung ihrem Gemahl, daß sie im gefährlichsten Augenblicke das Gelübde gethan, nach Loretto zu wallfahrten, und bat ihn, dieses erfüllen zu dörfen. Der Herzog erlaubte es, wollte sie aber selbst begleiten. Diese Gefälligkeit ihres Gemahls war den Entwürfen der Prinzeßin ganz zuwider; denn sie hatte bereits dem Herzoge von Richelieu geschrieben, daß er nach Loretto kommen solle. Sie schrieb ihm also, daß er nun nicht dahin kommen solle, versprach ihm aber, eine Reise nach Paris zu machen.

Wirklich gab sie sich auch deßhalb alle Mühe bei ihrem Gemahl. Sie betheuerte, die Wallfahrt sey ihrer Gesundheit sehr zuträglich gewesen, und sie werde solche ganz herstellen, wenn sie reisen dürfe. Dem zufolge schlug sie ihm also vor, ihr das Vergnügen zu machen, ihren Vater zu besuchen, und der Herzog, welcher nicht mehr so eifersüchtig war, willigte in die Bitten seiner Gemahlin. Sie schiffen sich zu Ancona ein, bringen dann einige Tage zu Venedig zu, und nehmen den Weg

nach Frankreich. In Bologna trafen sie Chavigny, den Gesandten von Genua, an, der auf Befehl des Hofes Law erwartete. Er machte den hohen Reisenden seine Aufwartung, und die Prinzeßin war in der Unterredung so unvorsichtig, ihm zu sagen, daß sie nach Frankreich gehe. Chavigny, um dem Regenten den Hof zu machen, berichtete ihm diese Neuigkeit, und sogleich fertigte der Prinz einen Kourier an den Herzog ab, welcher ihn beredete, nicht weiter zu gehen. Die Prinzeßin war ausser sich, und bemühte sich auf alle mögliche Art, ihren Gemahl zu bewegen, bei dem ersten Entschlusse zu bleiben. Alles war vergeblich. Sie giengen nach Modena zurück, und die Herzogin verlor auf halbem Wege die Hofnung, Richelieu zu sehen. Der Regent hatte diesen kommen lassen, und ihm befohlen, zu Paris zu bleiben, doch erlaubte er ihm, seiner Tochter zu schreiben. Der Herzog von Richelieu, der nicht mehr so verliebt war, daß er sich über diesen Querstrich hätte ärgern sollen, machte sich aus seinem Gehorsam einen Verdienst bei dem Regenten. Er merkte wohl an ihm, daß er noch immer einen alten Groll gegen ihn hatte, und eifersüchtig über den erhaltenen Vorzug war. Uebrigens wurde er auch von allen Seiten her für den Verlust eines guten Glücks entschädigt, und mußte mehr daran denken, von seinen Arbeiten auszuruhen, als sich mit neuen zu beladen.

Die Marquise von Anceny, die er bei der Frau von Villars hatte kennen lernen, fachte die Begierden

wieder an, welche zu verlöschen anfiengen. Er hatte einige Tage lang Blut gespieen; aber ein wenig Ruhe und Ordnung hatten ihm seine Gesundheit wieder gegeben. Alle seine Geliebten waren ausserordentlich unruhig über diesen Zufall, und baten ihn, sich zu schonen. Die Prinzeßin Charolois war die erste, welche ihm eine Zusammenkunft ausschlug, die er sich von ihr ausbat. Die Frau von Villars, welche Richelieu, von neuen Gegenständen stets hingerissen, nur selten besuchte, freute sich, daß er ihr dermalen fleißiger den Hof machte. Sie vermuthete aber, daß dieses einen andern Beweggrund haben müsse, und es währte nicht lang, so sah sie selbst, daß die Marquise Anceny die Ursache seiner häuffigern Besuche war.

Die Marquise hatte überall behauptet, Richelieu sey ein Mann, der ihr wirklich wenig furchtbar sey; sie kenne ihn zu gut, als daß sie nicht gegen alle seine Verführungen auf ihrer Hut seyn sollte; und sie getraue ihm also nicht zu, daß er sie überwinden könne. Diese Pralerei erfuhr Richelieu, und er suchte nun diese Frau kennen zu lernen, die so sicher auf ihre Kräfte zählte. Da er sie gesehen, ward er nur noch mehr in seinem Entschlusse bestärkt.

Indessen fieng schon die Marquise, die so sicher ihn zu demüthigen glaubte, an, ihre Arme zu reichen, um seine Fesseln zu erhalten. Er nahm einen so überredenden Ton an, daß sie sich beifallen ließ, zu ahnden, sie könne dazu bestimmt seyn, ihn

treu zu machen. Lange wankte sie, es fest zu glauben, aber endlich bewirkten Eigenliebe und Zutrauen in ihre Schönheit, ihren Fall. Sie meinte, es müsse für sie ausserordentlich schmeichelhaft seyn, wenn sie zuerst im Stande wäre, einen Mann Beständigkeit zu lehren, der bisher nur die Liebe zur Veränderung gekannt hatte. Sie dachte aber nicht daran, daß schon zwanzig Weiber vor ihr sich mit dieser chimärischen Hoffnung hintergangen hatten. Die Marquise mußte selbst die Erfahrung machen, um überzeugt zu seyn, daß sie etwas alle menschliche Kräfte Uebersteigendes zu unternehmen wage. Nur zu früh erhielt sie diese traurige, unglückliche Gewißheit.

Unter ihren Augen selbst, war er genöthigt worden, im Vorbeigehen ein neues Band mit der Marschallin von Villars zu knüpfen, die ihm versichert hatte, stets seine Freundinn, seine Vertraute zu seyn, die denn aber doch dann und wann auch die Hauptrolle spielen wollte. Sie hatte immer eine große Gesellschaft; Richelieu konnte bei ihr alle seine Einfälle befriedigen, und sie glaubte daher nicht zu viel zu fordern, wenn sie von ihm bei jeder neu geschlossenen Verbindung einen Zoll für ihre Duldung sich erbat.

Richelieu war ein sehr guter Freund des Marquis de la Fare, und konnte die Liebe der jungen Prinzeßin C[illegible]i zu demselben nicht bemerken, ohne den Wunsch zu hegen, sie mit ihm zu theilen. Er war Zeuge von einem Auftritte gewesen, wo die

Prinzeßin aus Eifersucht eine Empfindlichkeit blicken ließ, die ihn entzückte. Er ergrief den Augenblick, wo sie noch mit einander schmollten, was bei Liebenden eben nicht selten ist. Er bedauerte die Prinzeßin über den gehabten Verdruß, versicherte sie, daß sie einen Mann zu finden verdiene, der ihr alle Frauenzimmer aufopfere, und bemühte sich hauptsächlich, den Marquis de la Fare recht strafbar zu schildern. Die Prinzeßin war in einem Augenblicke, wo man so geneigt ist, alle ungünstige Eindrücke mit Vergnügen anzunehmen. Sie war überzeugt, daß sie den untreuen de la Fare nicht mehr liebe; und Richelieu zeigte ihr, daß Rache unumgänglich nothwendig sey. La Fare versäumte einige Tage, sich mit ihr auszusöhnen; ihr Verdruß ward größer, und Richelieu's Beredsamkeit bewirkte das Uebrige.

Die erstaunte Prinzeßin unterwarf sich einer Neigung, die sie für Liebe hielt. Es war nothwendig, daß die Betäubung ihrer Sinne ihr jedes Andenken an andere Dinge benahm; aber unglücklicherweise störte sehr oft der Gedanke an la Fare ihre Ruhe. Sie fühlte Gewissens-Bisse, die sie nicht unterdrücken konnte, und die sie wider ihren Willen unaufhörlich quälten. Endlich kam la Fare reuevoll, verliebt, und immer liebenswürdig in ihre Arme zurück. Er war es zwar allezeit in ihren Augen geblieben, denn Eifersucht nur hatte ihm einige Augenblicke seine Reize genommen. Das Herz hatte ihm stets zugehört; dieses Herz, verirrt

durch Begierden, die ein listiger Mann hatte entstehen machen; und jezt ward sie lebhafter zum ersten Gegenstande ihrer Wahl zurückgeführt. La Fare ward also mit um so mehrerer Nachsicht angehört, als er Thränen vergoß. Die Prinzeßin ward davon gerührt, vereinigte mit denselben die ihrigen, und sie verziehen sich wechselseitig in der besten Form.

Indessen war die Prinzeßin gegen Richelieu schwach gewesen. Er hatte einen Brief von ihr; er konnte unbescheiden seyn, und sie wollte die Ehre haben, einem Strafbaren zu verzeihen, ohne sich der Demüthigung aussetzen zu müssen, es selbst zu scheinen. Sie schrieb also dem Herzoge, der aber in einiger Verlegenheit war, weil ihn gerade zur nemlichen Stunde die Prinzeßin Charolois bestellt hatte. Da es ihm aber nie an Entschuldigungen mangelte, so gieng er zur Prinzeßin Conti. Er hoffte, sie werde seine Freude mit ihm theilen; aber wie erstaunte er über das, was vorgieng. Die Prinzeßin bediente sich einiger Umschweife, um ihre Eigenliebe nicht kränken zu dürfen, und schloß endlich mit der Versicherung, daß sie sich mit de la Fare ausgesöhnt habe. Sie sagte ihm also, der erste Eindruck verlösche nur selten, und beim Anblicke der Reue ihres Geliebten seyen in ihr Gefühle erwacht, die sie erstorben geglaubt; sie sey überzeugt, daß er viel zu großmüthig denke, als eine Verbindung zu beunruhigen, die ihr Glück ausmache, und daß er vorzüglich ihre Schwachheit

ewig verschweigen werde; ihre Ruhe hänge von seiner Bescheidenheit ab, und sie erröthe nicht, ihn zu bitten, den einzigen Beweis, den er von ihrer Schwachheit in Händen habe, zurück zu geben; er solle dafür in ihrem Herzen den ersten Rang nach la Fare haben, er solle ihr Freund seyn, und die zärtlichste Freundschaft ihm statt Liebe zu Theil werden.

Richelieu war verdrießlich, daß man ihm im Bruche zuvorkomme. Aergerlich über diese Erklärung, die einen so entschiedenen Vorzug für la Fare bewies, bat er die Prinzeßin, ihm eine neue Probe von ihrer Güte zu geben, ehe er ihr Verlangen befriedigte. Sie war unerbittlich, ohne doch einen Mann böse zu machen, den sie fürchtete. Thränen stehen jedem Frauenzimmer leicht zu Gebot; und sie bediente sich also derselben, um ihn zu erweichen. Der Herzog, überzeugt, daß seine Bemühungen vergeblich seyn würden, oder daß sie ihm doch nur sehr wenig angenehme Augenblicke verschaffen dürften, wollte großmüthig scheinen. Er gab also der Prinzeßin den Brief zurück, den sie forderte, und versprach, ihre Liebe geheim zu halten. Er hatte von der Prinzeßin so viel erhalten, daß seine Eitelkeit befriedigt war; sie war untreu geworden zu einer Zeit, wo sie la Fare liebte, und dieser Sieg war zu schön in seinen Augen, als noch mehr zu verlangen. Eine andere Prinzeßin reichte ihm ihre Arme; und er eilte, ihr Beweise

von Liebe zu geben, die so ungetheilt erwiedert wurde.

Sein Regiment lag damals in Calais, und er war genöthigt, daselbst einige Monate zuzubringen. Er verließ Paris nicht, ohne betrauert zu werden. Jedermann wetteiferte, ihn als einen jungen Herrn zu empfangen, von dem man schon sehr viel sprach. Die Schönheiten in der Provinz stritten um sein Herz, und eine große Anzahl konnte der Nothwendigkeit nicht entgehen, Opfer der Neigung zu werden, ihm zu gefallen. Unterm Regimente war ein Offizier, Namens Laboularderin, den der Herzog sehr liebte. Er war ein aufgeräumter Wollüstling, ein herrlicher Gesellschafter, und hatte, wie der Herzog, allerlei Geschmack. Er war ein schöner Mensch, und der innigste Freund des Obersten, was einigen Verdacht machte. Dieser Mensch, stolz auf die Freundschaft seines Obersten, glaubte sich alle Ausschweifungen erlaubt. Der Herzog lud oft seine Offiziers zur Tafel, und die Nacht vom Fastnacht-Dienstag zum Ascher-Mittwoch, ward wegen langer Schwelgerei merkwürdig.

Gegen fünf Uhr Morgens, als sie über den Paradeplaz giengen, in dessen Mitte ein Obelisk mit einem Kreuze steht, geriethen sie auf den Einfall, um denselben herum zu tanzen. Laboularderin, dem man, wie Cäsarn vorwerfen konnte, daß er der Mann von vielen Weibern, und das Weib von mehr als einem Manne sey, schlug eine öffent-

liche Orgie von der seltensten Art vor; ein Beweis, wie ausschweifend diese Leute, und wie betrunken sie waren. Der Antrag wurde angenommen, und das schändliche Fest, das sonst in Griechenland sehr gemein gewesen seyn soll, ward erneuert. Alle sangen das bekannte Rondo aus der Opera des Guinault:

Une chaire si belle
devroit être éternelle.

Der Lärm, den sie machten, zog einige Personen aus der Stadt herbei, die laut über Entheiligung schrieen. Jezt zerstreute sich zwar die Gesellschaft; aber der Prokurator des Königs, Namens Longeville, der vom nächtlichen Vorfalle alsbald Nachricht erhielt, wollte eine förmliche Untersuchung anstellen. Die Zeugen sollten schon abgehört werden, denn er sah diesen Auftritt für ein herrliches Mittel an, sich Geld zu machen, und er betrieb also die Sache mit einem Eifer, daß man glaubte, er werde weiter gehen. Er war der geizigste Mensch von der Welt. Nicht Liebe für öffentliche Ordnung, sondern Geiz bewogen ihn, so zu handeln. Richelieu und seine Gesellschafter ruhten von den nächtlichen Ausschweifungen aus, und träumten nicht von dem Ungewitter, das sich über ihren Häuptern zusammenzog. In der That hätte ihnen dieser Handel sehr nachtheilig werden, und besonders dem Herzoge viel schaden können. Der arme Ritter de la Barre that bei weitem nicht so viel,

und doch ward er zu Abbeville enthauptet. Dieses wird ein ewiger Vorwurf für seine Richter seyn, die ihn verurtheilten, und für die Geistlichkeit, die seinen Tod verlangte.

Glücklicherweise wußte ein daselbst wohnender ehrlicher Mann, Verbrechen von Unbesonnenheit und Trunkenheit zu unterscheiden. Dieß war der Vater des Herrn de la Place, ein vortreflicher Schriftsteller, der noch lebt, der älteste Schriftsteller ist, und Gelegenheit gehabt hatte, den Herzog von Richelieu kennen zu lernen. Dieser eilte zu Longeville, und bat ihn, mit allem Verfahren einzuhalten. Er stellte ihm vor, man könne die Sache übertrieben haben; aber wenn sie auch ganz wahr sey, so erfordere die Klugheit, alles in ewigem Stillschweigen zu begraben; die Leute seyen betrunken gewesen, und man müsse also lieber in der Stadt aussprengen, es sey alles nicht wahr; junge Leute können ja ohne Verbrechen tanzen, und das Daseyn eines Kreutzes untersage erlaubte Freuden keineswegs. Longeville, der bei diesem Vorschlage seine Rechnung nicht fand, lärmte ausserordentlich über die schreckliche Unehrerbietigkeit, behauptete, die Religion sey verlezt, und diese Herren müssen, andern zum Beispiele, gerichtlich verfolgt werden.

Der Herr de la Place, der sah, daß er nichts ausrichten konnte, entsann sich, daß Longeville mit seines Onkels Gelde seine Stelle gekauft hatte. Zu ihm gieng er, und da er von ihm sehr geliebt wurde, so fiel es ihm gar nicht schwer, ihn zu

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0185
DFG

bewegen, seine Absichten dadurch zu unterstützen, daß er von Longeville die vorgeschossenen Gelder zurückforderte. Longeville, ausser Stand sie zurück zu zahlen, sah sich mit dem Verkaufe aller seiner Habseligkeiten bedroht, und versprach also, die Untersuchung zu unterdrücken. Man verlangte, er sollte das ganze schon angefangene Verfahren zerreissen, und das Protokoll ward ins Feuer geworfen.

Der Herzog von Richelieu erhielt Nachricht von diesem Freundschaftsstück des Herrn de la Place, und vergaß es ihm niemals. Er erzeigte seinem Sohne viele Wohlthaten, nnd bediente sich desselben bei allen Gelegenheiten. Er gab ihm unter anderm einen besondern Beweis von seiner Güte, nach dem glücklichen Erfolge des geretteten Venedig. Der Herr de la Place hatte nemlich ein Trauerspiel Adelheid von Ponthieu verfertigt, das mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde. Zwei Jahre nach der Aufnahme desselben, weigerten sich die Schauspieler, die ein neues Stück von Voltaire erwarteten, dieses zu geben, wiewohl die Ordnung daran war. Richelieu erfuhr das, und von Erkenntlichkeit geleitet, nahm er den Herrn de la Place mit sich in die Versammlung der Schauspieler. „Ich höre, sagte er, daß in acht Tagen die Reihe an das Trauerspiel dieses Herrn kömmt. Ich weiß aber auch, daß der Herzog von Villars, der Herr von Argenthal, und unser gegenwärtiger Freund le Kain verlangen, man solle alle andere

Stücke weglassen, um ausschließlich jene des Herrn von Voltaire aufzuführen. Niemand kann diesem mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als ich; niemand liebt den Verfasser mehr, als ich; aber ich wünsche dabei, daß ihm kein ausschließlicher Vorzug eingeräumt werde."

Diesem Befehle mußten sie gehorchen. Die Schauspieler ließen zwar ihr Mißvergnügen blicken, lernten aber doch ihre Rollen, und waren verdrießlich, daß das Stück so viel Beifall fand. Es ward niemals wieder aufgeführt. Die Verfasser hatten damals eine Loge über jener der vornehmsten Edelleute. Der Herr de la Place machte nachstehende vier Verse, und ließ sie, um sich zu bedanken, auf den Kopf des Herzogs fallen:

Ton oncle conquit la Rochelle,
Combla les arts de bienfaits éclatans;
Digne heritier de ses rares talens,
Tu pris Minorque . . . & fis jouer Adèle!

Eilftes Kapitel.

Rückkunft des Herzogs von Richelieu nach Paris. Tod des Kardinals Dubois, und des Regenten.

Der Herzog von Richelieu verließ Calais mit Vergnügen, und war eben so ungeduldig nach Paris zurückzukommen, als man war, ihn wieder zu sehen. Die Prinzeßin Charolois fand vorzüglich, daß kein Liebhaber mit ihm verglichen werden könne. Sie hatte sich dann und wann in den Fall gesezt, über die Verschiedenheit ein Urtheil fällen zu können; aber ihr Herz und die Erfahrung hatten immer für den Herzog gesprochen. Gewöhnt an seine Untreue, war sie glücklich, wenn sie weder in die Zukunft noch in das Vergangene blickte. Die Frau von Villeroi war im Bade zu Bourbonne, und er hatte also eine Frau weniger zu betrügen. Einige Zeit hernach ward Frau von Duras schwanger, und sie eilte, ihrem Geliebten diese Nachricht zuzuschreiben. Der ehrliche Duras, der den Wein mehr als seine Gemahlin liebte, wiewohl er ein großer Wollüstling war, hatte sich seit einigen Monaten von seiner Gemahlin getrennt. Damit ihm nun diese Schwangerschaft nicht ausserordentlich scheine, so war es nothwendig, ihn wieder anzulocken. Die Marquise wendete alle Liebkosungen, alle Schmeicheleien an, deren die Weiber nur zu

fähig

fähig sind, wenn sie am meisten berücken. Der Herr von Duras betrachtete das Kind als eine Frucht der zuvorkommenden Zärtlichkeit seiner Gattin, und erst einige Zeit hernach schöpfte er einigen Verdacht. Es ist wahr, die Frau von Duras war eben nicht vorsichtig. Jedermann sagte, das Kind gleiche dem Herzoge von Richelieu, und wenn ihre Freunde sich darüber verwunderten, so antwortete sie: nichts sey natürlicher, denn das Kind sey von ihm.

Dieß war der ohnlängst verstorbene Marschall von Duras. Jedermann weiß diese Anekdote. Der Herzog von Richelieu, der dieses Kind wirklich für das seinige hielt, bat für ihn bei Ludwig dem 15ten um die erste Kammerherren-Stelle. Der König, welcher gegen den Herrn von Duras eingenommen war, verweigerte es anfänglich, gab aber doch endlich den Bitten des Günstlings nach. Der König schrieb indessen dem Herzoge in ziemlich harten Ausdrücken, als er ihn benachrichtigte, daß er die verlangte Gnade ihm zugestehe: „Ich will zwar, „sagte er, die Stelle dem jungen Duras geben, „von dem Sie mir immer sprechen und schreiben. „Weil Sie es so sehr wünschen, willige ich ein; „aber sagen sie ihm zugleich, er solle sich besser „aufführen, sonst würde ich ihn wieder entfernen.“ Der Herr von Duras hatte nicht sobald die Stelle erhalten, als er in allem dem Herzoge von Richelieu entgegen arbeitete. Daher sagte Richelieu, dem sein eigner Sohn auch immer entgegen war,

mehrmalen, er habe blos mit seinen Kindern Unglück. Die Vermählung Ludwigs des 15ten mit der Infantin von Spanien war verabredet, und beschlossen, daß sie nach Frankreich bis zum Zeitpunkte kommen sollte, wo sie gefeiert werden konnte. Der König war damals ganz anders gesinnt, als er sich nachher zeigte. Er weinte, wenn man ihm sagte, daß er sich vermählen solle, und ward nur getröstet, wenn man ihn versicherte, daß er nicht lang bei seiner Frau schlafen werde. Am 22ten März 1722 kam die Infantin; der König gieng ihr bis Bourg la Reine entgegen. Er umarmte sie, ohne mit ihr ein Wort zu sprechen. Er gieng nach Paris zurück, um sie im Louvre zu empfangen, wo er aber auch noch stumm blieb. Dieß bewog die Prinzeßin, zu sagen, der König sey zwar schön, er spreche aber so wenig als ihre Puppe. Zur Schande der Regierung ward diese Prinzeßin drei Jahre hernach nach Spanien zurückgeschickt, und in der Folge mit dem Prinzen des Königs von Portugall vermählt.

Am nemlichen Tage wollte die Prinzeßin Charolois, überdrüßig der Zusammenkünfte, welche sie im Hotel de Condé gab, den Herzog von Richelieu in seinem Tempel der Wollust sprechen, von dem sie hatte reden hören. Zwei Kammerfrauen waren die Vertraute ihrer Liebe, und durch sie ließ sie dem Herzoge nachstehendes Briefchen schreiben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0190
DFG

„Die Göttin sagt nichts; aber die Nymphen, „ihre Lieblinge, benachrichtigen den Halbgott, daß „er morgen mit dem ungeschickten Prinzen nicht „ins Parlament gehen solle.“

Der Herzog versäumte zwar keine Gelegenheit, sich bei Hofe sehen zu lassen, opferte aber doch diese den Wünschen der Prinzeßin auf, und empfieng sie in seinem geheimnißvollen Tempel, wo man sich alle Mühe gab, ihn für das gebrachte Opfer zu entschädigen. Gewöhnt an mehrere Zusammenkünfte, sprach er abends ein Frauenzimmer, in dessen Besitz sich der Kardinal Dubois wünschte? Alles Ansehens, in welchem der erste Minister stand, ohngeachtet, gab diese Frau dem Herzoge von Richelieu den Vorzug, und der Kardinal wußte nicht, daß ein Nebenbuhler seinen Sieg aufschob.

Richelieu, der sich immer sehr vorsichtig gegen die Prinzeßin Charolois betrug, that es auch bei dieser Gelegenheit. Er gieng hierauf in die Akademie, wo der Kardinal Dubois aufgenommen wurde. Fontenelle entehrte seine Beredsamkeit, da er eine Lobrede auf den neuen Akademiker hielt. Er war niederträchtig genug, ihn mit den größten Ministern zu vergleichen. Man kann ohne Unwillen die Rede nicht lesen, die er bei dieser Gelegenheit hielt. Darf ein Genie seine Beredsamkeit an elenden Menschen verschwenden, weil sie in hohen Würden stehen? Dubois, der verächtliche Mensch, fand Lobredner unter Philosophen!!

Der Herzog verließ die Akademie, um sich in die Arme des Frauenzimmers zu begeben, das ihn erwartete. Dubois kam, sie zu stören. Die Frau von * * * hatte befohlen, niemand vorzulassen; aber der Kardinal, welcher schon Verdacht hatte, und sich über alles hinaussezte, schwur, daß er sie sprechen wolle, daß er von nothwendigen Geschäften mit ihr zu reden habe, und daß er also hineingehen würde. Die Bediente der Frau von * * *, welche den Karakter dieses Mitgliedes des heiligen Kollegiums kannten, übrigens auch Zeugen von der Achtung gewesen waren, welche ihre Gebieterin gegen ihn bewies, und sich vor dem ersten Minister fürchteten, ließen ihn also hineingehen.

Aber was erblickte er, als er im Zimmer der Frau von * * * eintrat? Beide Liebende, welche allein zu bleiben gehofft, hatten gar keine Vorsicht gebraucht. Das Erstaunen des Kardinals kann nur mit dem Entsetzen des Herzogs von Richelieu und der Frau von * * * verglichen werden. Sie hatte dem Prälaten gewissermaßen eine Zusammenkunft an dem Tage versprochen, an welchem er in der Akademie aufgenommen werden würde; und er mußte nun sehen, wie ein anderer den Plaz eingenommen hatte, um welchen er buhlte. Sein Zorn ist unbegreiflich, und gewöhnt, sich mit kraftvollen Worten auszudrücken, schrie er: „F . . . Madame! Sie hatten gar nicht nöthig, „gegen mich die Betschwester zu spielen, und so

„viel Tugend zu heucheln, um die Hure von einem „verteufelten Kerl zu werden, der allenthalben „hinläuft. Mit Ihnen mag ich nichts zu thun haben; „aber Sie sollen mich wahrlich nicht mehr betrügen, „und, ich versichre Sie, bald springen.“

Richelieu wollte den Kardinal besänftigen, der gar keine Maaß kannte. Mit den niedrigsten Scheltworten und Zoten fuhr er die Frau von * * * und den Herzog an. Dieser glaubte endlich, ihm im nemlichen Tone antworten zu müssen; und der Streit würde ziemlich ernsthaft geworden seyn, wenn nicht Frau von * * *, welche die Rache des Ministers fürchtete, ihm versprochen hätte, ihn günstiger zu behandeln. Auch Richelieu, der wohl sah, daß ihn ein solcher Streit nur lächerlich machen würde, trug das seine dazu bei, Ihro Eminenz zu besänftigen. Sie wurden also ausgesöhnt, nachdem der Kardinal alle seine Galle ausgegossen, und neuerdings, wie gewöhnlich, sich verschworen und vermessen hatte.

Der Herzog, welcher in der That wenig Werth auf den Besiz der Frau von * * * sezte, schlug dem Kardinal vor, sie allein zu lassen. Aber dieser war noch zu erbittert, um sogleich dieses verbindliche Anerbieten annehmen zu können. „Ich „brauche Sie nicht, sagte er hierauf, um eine „geheime Unterhaltung zu erlangen. Alles, warum „ich Sie bitte, ist, daß Sie nicht immer allen „hübschen Weibern nachlaufen. Lassen Sie mir „wenigstens eine.“ „Mein lieber Herr Kollege,

„erwiederte Richelieu lächelnd, geben Sie mir „ihre Liste, und ich verspreche, mich darnach zu „richten.“

Dubois fand diese Antwort allerliebst, und ward besserer Laune. Im Grunde war er kein so großer Feind von Richelieu, denn ohngeachtet derselbe alle Mätressen von ihm sowohl als dem Regenten verführte, so besaß er doch die Kunst, bei ihnen eben nicht so schlimm angeschrieben zu seyn. In der Folge machte ihm der Herzog einige Komplimente über seine akademische Rede. Der Prälat erwiederte aber: „ich habe mehr zu thun, „als mit den Leuten zu plaudern. Ich habe meine „Rede so wenig gemacht, als Sie die Ihrige.“ Hierüber gieng er fort, mit den Worten: „Mein „Herr Kollege, weil wir doch Kollegen sind, so „entsinnen Sie Sich immer, daß ich Sie lieber „in der Akademie als hier sehe.“

Der Herzog von Richelieu hatte noch einige ähnliche, lustige Auftritte mit dem Kardinal Dubois; und vielleicht war es ein Glück für ihn, daß Seine Eminenz durch die Menge ihrer Ausschweifungen das Ende ihres Lebens beschleunigten. Sein Privat-Leben ist eine Kette von Ausschweifungen, Irr-Religion, und Spizbubereien. Er glaubte weder an Gott, noch an irgend eine Tugend; er erlaubte sich alles, was zu seinem Zwecke führte, und nichts in der Welt war ihm heilig. Er verschwendete die Gelder des Staats, und verwickelte Frankreich in einen Krieg gegen Spanien, um den Kardinals-

Hut zu erhalten, den er zu tragen so unwürdig war. Er machte, daß der Regent vergaß, daß derjenige, welchen er bekriegte, der Onkel des Königs war, und daß es Frankreich so viel Geld und Blut gekostet hatte, um denselben auf dem spanischen Throne zu befestigen. Ein Jahrgehalt von beinah einer Million, den er von den Engländern bezog, machte, daß er ein Bündniß mit diesem Staate jenem mit Spanien vorzog, das so natürlich war, und das er ohne irgend eine vernünftige Ursache brach. Freigebig aus Pralerei, und geizig von Natur, erschöpfte er den königlichen Schaz, und hinterließ nach seinem Tode eilfmal hunderttausend Livres baar, ohne von seinen Einkünften zu rechnen, die sich auf eine Million und siebenmal hunderttausend Livres beliefen, und welche er noch für ein ganzes Jahr gut hatte. Sein Mobiliar-Vermögen war ungeheuer; er hatte sich ein ganz Service von Gold machen lassen; und während er in so ausserordentlichem Ueberflusse lebte, gab er seiner Frau, die ihn zwanzig Jahre überlebte, kaum so viel, daß sie sich durchbringen konnte.

Es ist allgemein bekannt, daß er verheurathet war, und, um alle Spuren seiner Ehe zu vernichten, dem Intendanten in der Provinz aufgetragen hatte, dieses zu bewirken. Dieser Mann, um dem Minister den Hof zu machen, und sich bei ihm in Gunst zu setzen, gieng zum Pfarrer, der den Kardinal getraut hatte, mischte in dessen Wein einen Schlaftrunk, nahm ihm seine Schlüssel,

und riß aus dem Pfarrbuche das Blatt heraus, wodurch die Ehe des Dubois bezeugt wurde. Als er in den Staatsrath kam, empörte das alle rechtschaffne Menschen, und die Großen verließen denselben. Als Erzbischoff, als Kardinal, als erstem Minister bezeugte man ihm ausserordentlich viel Ehre; aber nach seinem Tode getraute sich niemand, auf ihn eine Leichen-Rede zu halten. Er ward gefürchtet; aber verachtet.

Er starb am 10ten August 1723, und ward da gestraft, womit er gesündigt hatte. Man mußte ihn schneiden, was immer gefährlich ist; aber gewiß noch mehr im hohen Sommer, und bei einem sechs und sechzigjährigen Manne. Der kalte Brand kam, aller angewandten Sorgfalt ohngeachtet, dazu. Man schlug ihm vor, sich versehen zu lassen; aber schreckliche Flüche waren seine Antwort. Endlich, was in der That sehr auffallend ist, bewog ihn der Regent, das heilige Nachtmahl zu empfangen. Der abgeschnittene Theil lag noch in einem Geschirr, das auf der Kommode stand, wohin der Priester, stolz einer Eminenz das Nachtmahl zu reichen, ohne Ueberlegung auch das Viaticum stellte. Ein empörendes, auffallendes Schauspiel, das einem Prälaten in seinen lezten Stunden dem französischen Hofe zu geben vorbehalten war!

Der Regent übernahm nach dem Tode des Kardinals die Geschäfte, und entsagte, wo nicht den Ausschweifungen, doch wenigstens dem äusserlichen ärgerlichen Scheine. Dieser Prinz war wirklich

liebenswürdig, aber unglücklicherweise schwach, und durch seinen unwürdigen Minister zum Saufen verleitet. Er war geduldig, herablassend, und gefällig; er hörte jedermann mit einer Güte an, die für ihn einnahm, selbst wenn er eine abschlägliche Antwort gab. Welcher Unterschied in dieser Hinsicht zwischen ihm und dem Kardinal, der hochmüthig und hart war!

Ein Vorwurf mehr, den man dem Kardinale machen muß, ist, daß er einen Prinzen verdarb, den die Pariser, troz der Bank-Geschichte, zu lieben sich nicht enthalten konnten. Was er während der vier Monate that, um welche er seinen elenden Günstling überlebte, beweist, daß er im Stande gewesen wäre, das Königreich vom Abgrunde zu retten, wenn er nicht einen so bösen Rathgeber gehabt hätte. Er starb am Schlagfluß in den Armen der Herzogin von Phaloris; seine Mätresse, am zweiten November 1723, zu früh, ohne Einrede für Frankreich, dessen Unglück er wieder gut zu machen versprochen hatte. Indessen ist es wahrscheinlich, daß seine abscheuliche Gewohnheiten, die seine Sinne abgestumpft, ihn unfähig zu allen Geschäften gemacht hatte.

Er ward beim Anfange der Regentschaft angebetet; er ermunterte und beschüzte die Künste, war gut, und wenig rachsüchtig. Wenn er einige Rache zeigte, so war es gegen die legitimirte Prinzen; aber man weiß auch, daß einer von ihnen, der Herzog von Maine, in Verbindung mit der Frau

von Maintenon und dem Pater le Tellier alles in Bewegung sezte, um ihm die Regentschaft zu nehmen. Das Volk nannte ihn Philipp den sanftmüthigen. Die sonst so verbreiteten Gerüchte, als ob er den Herzog und die Herzogin von Burgund vergiftet habe, waren verschwunden; der Verdacht blieb nur noch bei einigen alten Anhängern Ludwigs des 14ten.

In der That, wenn man ein Verbrechen begeht, so hat man dabei einen Endzweck; aber was hätte wohl der Herzog von Orleans mit der Schandthat beabsichtigen können, welcher man ihn beschuldigte? König zu werden? — Allein, war nicht der Herzog von Anjou, nachher Ludwig der 15te, der ihn allein überlebte, ein unübersteigliches Hinderniß seiner Entwürfe? Und warum schafte er sich diesen nicht vom Halse? Ich will gern zugeben, daß es ihm, so lange sein Oheim lebte, unmöglich war, ihn zu vergiften, wiewohl er, dem Gerüchte zufolge, Mittel gefunden hatte, drei Prinzen wegzuschaffen, und also sehr leicht ein armseliges Kind hätte aus dem Wege räumen können, das ihn der Krone beraubte. Aber als er Regent wurde, stand es da nicht ganz bei ihm, diese Schandthat zu begehen? die Regierung Ludwigs des 15ten ist also ein redender Beweis von der Richtigkeit dieser Beschuldigung.

Man kann ihm nach seinem ausschweifenden Geschmack an den schändlichsten Ausschweifungen, seine Entfernung von jeder Arbeit, die Leichtigkeit,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0198
DFG

mit der er gefährliche Rathschläge befolgte, vorwerfen; wesentliche Fehler, welche die Zerrüttung der Finanzen, gefährliche Krisen in der Kirche und den Parlamentern hervorbrachten, und bewirkten, daß mehrere Jahre seiner Regentschaft so stürmisch waren. Indessen war doch der Regent mitten in seinen Ausschweifungen zurückhaltend gegen seine Gesellschafter in den Orgien. In diesen Augenblicken, wo man so gern vertraulich plauderte, konnten doch weder seine Freunde, noch seine Mätressen irgend etwas Wichtiges von Staatsgeschäften von ihm erfahren.

Allerdings kann man es ihm niemals verzeihen, daß er ein so unbegränztes Zutrauen in den lasterhaften Dubois sezte. Vergeblich würde man ihn damit entschuldigen wollen, wenn man sagte, Dubois habe ihn erzogen. Eben daher kannte er ihn um so besser, da Dubois ihn in seiner Jugend verführt, und den Weg des Lasters geebnet hatte. Auch sah ihn der Prinz nachher im nemlichen Lichte, wie das Publikum. Es hatte lange angestanden, ehe er ihn zum Staatsrath ernannte; und da er ihm diese Gnade erzeigte, sagte er: Abbé, ich bitte dich, sey rechtschaffner, und ehrlicher.

Also, nicht ohne mit den schlechten Eigenschaften dieses Menschen bekannt zu seyn, gab ihm der Regent die höchsten Aemter; und dieser ist um so strafbarer, als er das Schicksal von Frankreich den Händen eines Mannes anvertraute, den er verachtete. Hätte er ihm die Besorgung seiner

geheimen Vergnügungen auftragen, ihm ausschließlich dieses entehrende Geschäft anvertrauen mögen; dieses war seiner würdig, und er hätte nur auf einige Weiber Einfluß haben können, um die sich der rechtschaffne Mann nicht bekümmerte. Aber ihn zum Erzbischoff, zum Kardinal, zum ersten Minister zu machen, das hieß der Religion spotten, und zugleich das Wohl der Franzosen, welches dem Regenten anvertraut war, aufs Spiel setzen. Diese Wahl bleibt also ein unauslöschlicher Schandfleck. Er konnte gar nicht zweifeln, daß ein Mensch, dem Tugend eine Grille war, und der alles seinem eignen Vortheile aufopferte, durch nichts zurückgehalten werden würde.

Zwölftes Kapitel.

Der Herzog von Bourbon wird erster Minister. Richelieu macht der Frau von Prie, der Mätresse des Herzogs, den Hof. Er überreicht ein Memoire in Betreff der Vermählung Ludwigs des 15ten, als man im Begriff war, ihn mit der Tochter des Königs von Polen, zum Nachtheil der Infantin, zu verbinden.

Das Volk, das immer glücklich zu werden hoffte, und es so selten ist, glaubte, eine Veränderung im Ministerium werde sein Schicksal verbessern. Mit

Vergnügen hörte es also, daß der Herzog von Bourbon an die Stelle des Regenten gekommen, der nur wenige Monate seinen schändlichen Minister überlebte. Kaum war der Herzog von Orleans verblichen, so gab sich der Herzog von Bourbon alle Mühe, die erste Minister-Stelle zu erhalten. Den Bischoff von Frejus, nachheriger Kardinal Fleury, gelüstete es zwar in geheim nach dem Staats-Ruder; aber er glaubte sein Ansehen noch nicht so befestigt, um diese Stelle einem Prinzen vom Geblüt bestreiten zu können, und sprach also selbst dem Herzoge bei dem jungen Monarchen das Wort.

Ward der Herzog von Orleans von einem elenden Menschen beherrscht, so leitete jezt den Herzog von Bourbon ein artiges Weib, das an seiner Stelle zu herrschen wünschte. Die Marquise von Prie, Gemahlin des französischen Gesandten zu Turin, hatte ihn sich dergestalt unterworfen, daß sie Frankreich ganz nach ihrer Laune regierte. Die Uneinigkeit zwischen den Häusern Orleans und Condé ward von Tag zu Tag sichtbarer. Die Kreaturen des Regenten wurden entfernt, und man beschloß sogar, die Infantin unter dem Vorwande zurückzuschicken, daß sie für den König zu jung sey.

Der Herzog von Richelieu, der bis hieher in allen seinen Verbindungen blos auf seine Vergnügungen Rücksicht genommen hatte, glaubte, es sey jezt Zeit, sie zu seiner Beförderung zu benutzen. Er gab sich daher alle ersinnliche Mühe, bei der

Frau von Prie jene Talente, jene Anmuth blicken zu lassen, die ihm bei andern Weibern so gute Dienste gethan hatten. Diese, welche dem Herzoge von Bourbon mehr aus Stolz als Liebe zugethan war, hörte mit Vergnügen einen jungen Mann, der sich so viel Ruhm erworben hatte. Er ward also in den Geheimnissen der Regierung eingeweiht, und einer von den ersten, welche den Entschluß, Ludwig den 15ten mit einer Tochter des Königs von Pohlen zu vermählen, erfuhren.

Richelieu kannte den wankelmüthigen Karakter der Frau von Prie, und hatte sie also ihm zuerst ungetreu werden lassen, damit sie ihm keine Vorwürfe machen konnte. Er hatte indessen seine Ergebenheit geltend zu machen gewußt, und blieb ihr Vertrauter und Freund. Die Marquise entdeckte ihm die wichtigsten Geheimnisse, und so auch ihr Vorhaben, dem König eine Gemahlin zu geben, die ganz von dem Herzoge von Bourbon und ihr abhängig wäre. Anfangs hatte sie die Prinzeßin Vermandois, Schwester des Prinzen gleichen Namens, im Vorschlag; allein die Verachtung, welche diese gegen sie bewies, als sie dieselbe unter einem fremden Namen im Kloster zu Tour besuchte, benahm ihr alle Lust dazu.

Richelieu, überzeugt endlich von der Nothwendigkeit nüzlicher Beschäftigung, widmete jezt der Arbeit weit mehrere Stunden. Dieß hinderte ihn nicht, der Frau von Gontaut den Hof zu machen, und sich bei ihr einzuschmeicheln. Diese Dame

hatte Verstand und Gefühl, und wenn Richelieu einer daurenden Liebe fähig gewesen wäre, so würde sie ohne Zweifel die Ehre gehabt haben, ihn zu fesseln; aber die Frau von Matignon, welche ihr folgte, war Beweis, daß sie keine ausschließliche Gewalt über ihn hatte. Frau von Gontaut liebte ihren Liebhaber, seiner selbst wegen, und um seiner Beförderung willen; sie gab sich Mühe, den Geschmack am Studiren zu nähren, den er jezt zu haben schien. Sie ließ ihn die Möglichkeit blicken, einst in das Ministerium kommen zu können; und der Wunsch nach Herrschaft verdoppelte seine Thätigkeit.

Als die Vermählung des Königs im Werke war, übergab sie Richelieu'n eine Abhandlung, die man ihr anvertraut hatte, um die Vermählung mit der polnischen Prinzeßin zu hintertreiben; und dieser legte bei der Marquise von Prie damit Ehre ein. Wir wollen doch aus derselben einen Auszug mittheilen.

„Es ist in der That zu bewundern, wie unter „den vielen Vorschlägen, in Betreff der Vermählung „des Königs, jener mit der Tochter des Grafen „Leczinsky, nur in einige Betrachtung habe kommen „können."

„Nebst dem ausserordentlichen Mißverhältniß in „jedem Betrachte, welches zwischen einem so großen „Monarchen Statt findet, und einer Person ohne „Staat und Geburt, da sie nur von einem sehr „gemeinen polnischen Edelmann abstammt, die

„eben nicht in einem verhältnißmäßigen Alter ist,
„und nur mittelmäßige persönliche Vorzüge hat,
„nebst allem diesem scheinen noch viele andere wich-
„tige Gründe, die auf das Interesse des Staats,
„auf die gegenwärtige Lage der Geschäfte, und auf
„zu achtende Aussichten Beziehung haben, in Ver-
„bindung mit der Ehre des verstorbenen Königs
„und der Nation, so ziemlich einen Anschlag zu
„widerrathen, der allem so entgegen ist. In der
„That könnte es nur die Folge einer auffallenden
„Nothwendigkeit seyn, wenn unsre Sachen so weit
„herabgekommen wären, daß man für einen König
„von Frankreich eine Parthie schicklich fände, die
„sein Obrist-Kämmerer vernachläßigt, die der
„Prinz von Baden, der Bruder der Herzogin von
„Orleans, wieder abgewiesen, und welche ein
„gemeiner polnischer Edelmann ausgeschlagen zu
„haben, sich öffentlich rühmt.“

„Aber so wichtig auch alle diese Gründe sind,
„so ist doch ein noch weit triftigerer Grund vorhan-
„den, der eine besondere Aufmerksamkeit ver-
„dient.“

„Man bedenkt nicht genug, daß man bei die-
„ser Verbindung eine Bürde auflade, die größer
„ist, als man sich einbildet. Man zieht sich nem-
„lich Leute auf den Hals, denen man nicht genug
„thun kann, und die man, wenn man auch
„alles für sie thut, doch zum Mißvergnügen reitzen
„wird.“

„Die

„Die Bedingnisse, welche man ihnen aus gerech-
„ter Rücksicht auf den entthronten König von Polen,
„der blos den Titel hat, und auf das Interesse von
„Frankreich vorschreibt, mögen seyn welche sie wollen,
„so werden sie solche annehmen, um nur ihren
„Zweck zu erreichen. Aber vergeblich würde man
„sich schmeicheln, im Stande zu seyn, Ideen und
„Ansprüche in Schranken zu halten, die nicht weg-
„bleiben würden, oder unmäßige Begierden zu
„befriedigen, denen man wahrscheinlich weder
„Genüge thun könnte noch wollte."

„Es ist also offenbar, daß, die Sache falle
„aus wie sie wolle, man sich immer offenbaren
„Gefahren und gewissen Verdrießlichkeiten aussetzen
„würde. Die Heurath gelinge in Hinsicht des
„Königs, oder gelinge nicht, immer wird das
„eine oder das andere daraus folgen."

„Sie gelinge nicht, wie das leicht möglich
„seyn kann; welche Ursache zu Vorwürfen von
„Seiten des Königs, von der Nation? Und wie
„wäre dann die Sache zu beschönigen?

„Aber die Heurath soll nach Wunsch ausfallen,
„die gewählte Person käme, und gewänne durch
„ihr größeres Alter, Gewalt über das Herz des
„jungen Monarchen; wäre dann nicht zu befürchten,
„daß aus unvermeidlichem Mißvergnügen ihrer
„Verwandten, diese nemliche Gewalt gegen ihre
„Wohlthäter gebraucht würde? Und dann würde
„man den auffallenden Schritt der Zurücksendung
„der Infantin in den Augen von Spanien und ganz

„Europa sehr schlecht rechtfertigen, wenn er durch „nichts als eine Wahl entschuldigt werden könnte, „die so wenig der Erwartung des katholischen „Königs und aller jener entsprechen müßte, welche „die Weisheit und Staatsklugheit der Regierung „kennen. Aber was für Ruhm würde ebendieselbe „davon haben, wenn sie nach dem, was sie für „Frankreichs Wohl gethan, solche Maaßregeln „ergrief, daß die Mißvergnügten selbst gezwungen „wären, sie zu billigen.“

„In dieser Rücksicht schlägt man zwei Prinzes„sinnen aus einem durchlauchtigen Hause vor, die „beide nebst ihrer hohen Geburt aus dem edelsten „Blute Europens, die vortrefflichsten persönlichen „Eigenschaften in Hinsicht auf Alter, Schönheit, „Erziehung, Sitten und Gefühl besitzen, und eben „so würdig der Wahl des Königs von Frankreich, „als der Aufmerksamkeit der Regierung sind. Diese „Prinzeßinnen heissen:

„**Christine Wilhelmine**, Tochter des regieren„den Herzogs von Sachsen-Eisenach, und einer „Prinzeßin von Weissenfels, geboren am 3ten Sep„tember 1711; dann

„**Louise Dorothee**, Tochter des regierenden „Herzogs von Sachsen-Meinungen, und die Toch„ter Friedrich Wilhelms, Kurfürsten von Branden„burg, geboren 1710. In Ansehung der Wahl „würde man bei beiden nicht fehlgehen; aber in „Rücksicht des Alters, würde derjenige, welcher „diesen Vorschlag thut, der leztern den Vorzug

„zu geben, geneigt seyn. Man sieht nicht ein, „wie man sich in der gegenwärtigen Lage besser „und rühmlicher aus einer Verlegenheit ziehen „könne, die an sich zwar groß ist, deren Wichtig„keit aber dem Publikum erkennen zu geben über„flüßig wäre.

„Das einzige Hinderniß, welches hier Statt „haben könnte, wäre die Religion; aber nebst dem, „daß es schon nicht so stark wäre, als wenn eine „Prinzeßin sich zur reformirten Religion bekennte, „oder in näheren Verbindungen mit England, „Dännemark und Preußen bei den gegenwärtigen „kritischen religiösen Angelegenheiten stünde; so „sind hier noch wenigere Schwierigkeiten vorhan„den. Diese Prinzeßin ist ganz isolirt, und stammt „aus einem Hause ab, dem der heilige Stuhl zu „Rom so viel Verbindlichkeit schuldig ist, dessen „Oberhaupt bereits katholisch, und von dessen auf„richtigen Bekehrung er schon den Nutzen empfun„den. Man könnte sogar ein sicheres Auskunfts„Mittel treffen, diese einzige Schwierigkeit zu heben. „Dieses wäre, wenn man die Sache zu Rom „durch die Minister des Königs von Polen vortra„gen ließ, welche dann endlich in Gemeinschaft „mit dem Pabste, hier den Antrag machten, wo„durch den Gegnern der Mund geschlossen werden „müßte."

„Ohne Zweifel würde der römische Hof, die „Furcht vor einer anderen Verbindung mit einer „protestantischen Prinzeßin, auch bei Seite gesezt,

„kein geringes Vergnügen über die Bekehrung einer „sächsischen Prinzeßin haben, aus den Absichten, „die Rom auf dieses Haus hat, und die den „heiligen Vater über jede andere Betrachtung hin„wegsetzen würden. Man könnte sich in der Folge „sogar des Ansehens des polnischen Hofs zu Rom „mit Nutzen bedienen, um die so nothwendige Aus„söhnung mit Spanien zu vermitteln, welche wahr„scheinlich auf keinem andern Wege bewirket wer„den kann, da es mit England fehlgeschlagen.“

„Sollte die Eröffnung dieses Antrags Beifall „finden, so wird man alsdann genauer die Mittel „und Wege angeben, wie man sich in der Sache „zu benehmen habe, um sie glücklich zu Stande „zu bringen. Wäre aber wider alle Erwartung „das Geschäft schon zu weit gediehen, hätte man „bereits einen Entschluß gefaßt, so wäre dann „keine Frage mehr von Gründen, sondern blos „von den Mitteln zur Ausführung.“

„In jedem Falle bittet man blos um einen sechs„zehn bis achtzehntägigen Aufschub, als so viel „Zeit erfordert wird, einen Kourier hin und her „zu senden; entweder um den neuen Antrag bekannt „zu machen, oder um dem erstern doch wenigstens „eine anständige Form zu geben, und die Bedin„gungen zu bestimmen, was sowohl die Verhält„nisse Frankreichs mit dem Könige von Polen, als „auch das eigne Interesse der Regierung zu erfor„dern scheinen. Was für Vorwürfe würde man „sich machen müssen, wenn man aus Mangel eines

„kurzen Aufschubs in einer so wichtigen Angelegen„heit, sich Verdrießlichkeiten aussezte? Wie würde „man in den Augen eines billigen Publikums, „bei dem Könige von Spanien, der mit Recht so „eifersüchtig auf die Ehre seines Hauses und seiner „Nation ist, ja vielleicht selbst bei unserm Könige „die Vernachläßigung so schicklicher Anträge ent„schuldigen können, die von so starken Gründen „unterstüzt werden, und deren Richtigkeit so augen„scheinlich ist, daß man sich zu behaupten getraut, „die Vernachläßigung derselben müsse unfehlbar Stoff „zu Vorwürfen geben.“

Frau von Gontaut machte dem Herzoge von Richelieu begreiflich, daß, wenn er an der Vermählung des Königs Antheil habe, die künftige Königin ihm dafür stets erkenntlich seyn werde. Der Herzog war selbst davon überzeugt, und sezte alles in Bewegung, um die Wahl auf eine sächsische Prinzeßin zu leiten. Aber Paris Duvernai, der sehr viel über den Herzog von Bourbon und die Frau von Prie vermogte, vereitelte seine Bemühungen. Er bewies nemlich der Frau von Prie, daß sie alle Gewalt über die Königin haben, sie ganz beherrschen werde, da dieser Prinzeßin nicht unbekannt bleiben könne, wie viel sie dazu beigetragen, sie auf einen Thron zu setzen, zu welchem sie zu gelangen sich niemals einfallen lassen konnte. Diese Gründe verführten die Favorite und die Tochter eines entthronten Königs, die älter als Ludwig der 15te, ohne Vermögen, ohne Staat

war, und nur eingebildete Ansprüche mitbrachte, ward den größten Prinzeßinnen vorgezogen.

Das Ansehen der Mätresse des Herzogs von Bourbon war groß genug, um die französische Nation durch die Zurückschickung der jungen Infantin von Spanien zu entehren, deren Vermählung mit dem Könige beschlossen war. Man beleidigte ohne Ursache den Enkel Ludwigs des 14ten, Philipp den 5ten, den Oheim des Königs, um eine Wahl zu treffen, worüber ganz Europa staunte. In der That ein großes Beispiel von der gränzenlosen Gewalt der Minister, die alles ihrem Vortheile, ihrer Ehrsucht, oft den Launen ihrer Mätressen aufopfern!

Die Könige sind gezwungen, ihnen einen Theil ihrer Macht anzuvertrauen, was Wohlthat oder Unglück für die Nation wird, je nachdem sie sich in guten oder schlechten Händen befindet. Wenn ein guter, entschloßner und einsichtsvoller Monarch selbst regierte, so könnte er niemals zu mächtig seyn. Denn die Gewalt, die er in Händen hat, würde ihm nur dazu dienen, die strafwürdigen Menschen ohne Unterschied in allen Ständen und Klassen zu züchtigen. Der Wille eines einzigen hat schnellere Wirkungen, als der vereinte Beschluß mehrerer Menschen. Züchtigung würde dem Verbrecher auf dem Fuße folgen, und Belohnungen würden mit Einsicht ertheilt werden. Aber unglücklicherweise befinden sich die Könige fast immer in der Nothwendigkeit, die Ruder des Staates gieri-

gen Händen anzuvertrauen. Sie hüten sich dann, den Königen zu sagen, selbst zu regieren, und Geiz, Ausschweifung und Despotism herrschen unter ihrem Namen. Diesen verwüstenden Ungeheuern mußten endlich die stets wieder wachsenden Köpfe abgeschnitten werden, und man kann daher das Dekret der National-Versammlung nicht genug beloben, wodurch die Minister verantwortlich gemacht werden. Möchten doch besondere Betrachtungen und vervielfältigte Ränke die Ausführung desselben nicht hindern!

Die Vermählung des Königs ward mit vielem Pomp gefeiert, und die junge Königin war über den Glanz erstaunt, der sie umgab. Noch niemals hatte sie etwas dergleichen gesehen. Zitternd saß sie auf dem Throne, der für sie bestimmt war, und noch zweifelte sie an ihrem Glücke. Schüchtern und einfach sah sie alles für einen Traum an, dessen Wirklichwerdung sie nicht glauben konnte. Diese Vermählung, die Folge einer platten damals zu tadelnden Intrike, ward durch eine Reihe von Begebenheiten für Frankreich sehr nüzlich, da es dadurch in den Besiz der Herzogthümer Lothringen und Bar kam, wovon der Vater der Königin damals noch den Genuß hatte.

Man muß zugeben, daß eine Verbindung mit dem mächtigsten Monarchen Europens dem Reiche keine so wesentliche Vortheile verschafft hätten. Aber weder der Herzog von Bourbon noch die Marquise von Prie sehen so weit hinaus. Sie lohn-

ten blos ihren Leidenschaften, und dachten nur darauf, wie sie recht lang ihre Begierlichkeit sättigen könnten.

Dreizehntes Kapitel.

Der Herzog von Richelieu geht als ausserordentlicher Gesandter nach Wien. Er wird daselbst für einen Spion gehalten. Seine Streitigkeit mit dem spanischen Gesandten, dem Herzoge von Ripperda.

Am Hofe des Regenten hatte so viel Verderbniß geherrscht, daß man in der That in Verlegenheit war, wegen der Wahl jener Personen, die das Haus der Königin ausmachen sollten. Man wollte ihr blos Frauenzimmer zugeben, deren Ruf untadelhaft wäre, aber man war gezwungen, diesen Gedanken fahren zu lassen. Man mußte sich darein ergeben, und nicht so schwierig seyn. Man wählte also solche, die am wenigsten in üblem Ruf waren, und fast alle hatten sich den Vorwurf zu machen, zu williges Gehör den Anträgen des Herzogs von Richelieu gegeben zu haben. Er konnte keinen Schritt bei Hofe thun, ohne immer auf eine alte oder neue Mätresse zu treffen. Und er war klug genug, sich aus ihnen eben so viel Beschützerinnen zu machen.

Die Anhänglichkeit, welche er für die Frau von Prie bewies, hinderte ihn nicht, dem Bischoffe von Frejus fleißig seine Aufwartung zu machen. Er wußte, wie viel Gewalt er über den jungen Monarchen hatte; und es bedurfte eben nicht seiner Einsicht, um einzusehen, daß dieser Prälat über kurz oder lang den Monarchen beherrschen würde. Fleury gieng mit langsamen Schritten nach seinem Zwecke; aber er war um so mehr versichert, ihn zu erreichen. Er war voll Ehrgeiz, aber als geschickter Politiker wußte er ihn mit dem stillsten Aeussern zu verschleiern, und war im Grunde nicht böse über die Fehler, welche der Herzog von Bourbon, ganz beherrscht und schändlich betrogen von einer schlauen Mätresse, begieng. Der Bischoff sah vorher, daß die Ruder des Staats, die jezt ganz in den Händen dieses verabscheuten und verachteten Weibes befindlich waren, bald in die seinige kommen würden. Fast er allein widersezte sich der Zurücksendung der Infantin, und bereitete sich, zu hindern, daß die polnische Prinzeßin keine Herrschaft über seinen Zögling erhalte. Er kannte die Höflinge, und zweifelte also nicht, daß sie dieselbe nicht ohnunterrichtet von den Hindernissen lassen würden, die er ihrer Erhebung entgegengesezt. Er fühlte, daß es Zeit sey, sich alles seines Ansehens über den König zu bedienen, um den Eindruck zu schwächen, den nothwendig die erste Frau, in deren Besiz der König gelangte, auf ihn machen mußte. Seine Bemühung gelang

so vollkommen, daß die Königin selbst zu der Zeit, wo der König ihr so ganz ergeben war, wo er jene, die ihm von andern Weibern sprachen, fragte, ob es denn schönere Frauenzimmer gebe, als seine Gemahlin, daß die Königin, sag ich, selbst damals nicht den entferntesten Einfluß auf Geschäfte hatte.

Der König und die Königin von Spanien wütheten über die Beschimpfung, welche ihnen durch die Zurücksendung der Prinzeßin zugefügt worden, und gaben dem Abbé Livry, französischen Gesandten am portugiesischen Hofe, der den Auftrag hatte, ihnen diese traurige Nachricht zu geben, kaum die nöthige Zeit, sich aus ihren Staaten zu entfernen; und das Volk nahm in einem so hohen Grade an dieser Empfindlichkeit Theil, daß es alle Franzosen beschimpfte, die es antraf. Die Königin vorzüglich gab öffentliche Zeichen ihres Zorns, und bewog den König, dem Herzoge von Ripperda, seinem Minister zu Wien, den Befehl zugehen zu lassen, schleunig den Vertrag mit dem Kaiser abzuschließen.

In dieser politischen Lage der Dinge, war durchaus nothwendig, daß der König einen thätigen Minister zu Wien hatte, der für sein Interesse sorgte. Richelieu ward erkohren, diesen wichtigen Posten zu bekleiden. Er nahm von einer Menge Frauenzimmer, die mit ihm in Verbindung standen, zärtlichen Abschied, und reißte mit der Begierde ab, bei dieser Gesandtschaft Ehre einzulegen. Er hatte sich bei allen Ministern, vorzüg-

lich bei dem Herzoge von Bourbon eingeschmeichelt. Diese Verbindung hinderte ihn aber nicht, auch dem Bischoff von Frejus seine Achtung zu beweisen. Er sah wohl ein, daß einer oder der andere siegen würde; aber in dem damaligen Zeitpunkte glaubte er, der Herzog von Bourbon werde die Oberhand behalten.

Richelieu, der bisher blos für das Vergnügen lebte, beweißt nun, daß er zu nüzlichen Geschäften geschaffen war. Mehrere Jahre lang widmet er sich einem langen und beschwerlichen Studium, um die Kunst zu lernen, die Geheimnisse der Höfe zu entlocken. Er beweißt, daß er, da er so jung ein geschickter und glücklicher Politiker geworden, in dieser Laufbahn sich großen Ruhm hätte erwerben können; und in andern Zeiten zeigte er, wie fähig er war, sich an der Spitze eines Heeres auszuzeichnen. Wir überlassen den Geschichtschreibern, in die besondere Absichten der Regierung einzudringen, und begnügen uns, die vorzüglichsten Arbeiten seiner Geschäftsführung anzuführen.

Der neue bevollmächtigte Minister vom ersten Range wollte zu Wien nicht anders als mit dem ausserordentlichsten Glanze erscheinen; überzeugt, daß reiche Equipagen und eine zahlreiche und prächtig gekleidete Dienerschaft den Repräsentanten des ersten europäischen Königs ankündigen müssen. Noch niemand hatte so viel Aufwand gemacht, und er befriedigte zum erstenmale seine Neigung zur Pracht, die ihm immer eigen blieb. Eine große

Menge Edelleute begleiteten ihn; er brachte ein Heer von Bereutern, Heiduken, Laufern und Bedienten mit, so wie eine Menge Kammerdiener und Officianten; kurz, er vernachläßigte nichts, um durch seine Pracht zu blenden.

Aber troz alles Aufwands, ward der Herzog von Richelieu anfangs in Wien für einen Spion der Krone Frankreichs angesehen, und nicht zum besten empfangen. Man sagte ihm sogar ins Gesicht, er sey zu jung (er war erst neun und zwanzig Jahre alt) um zum bevollmächtigten Minister vom ersten Range ernannt zu werden. Er theilte dem Bischoffe von Frejus diese erlittene Unannehmlichkeiten mit, der ihn aber zur Gedult ermahnte, und ihm Klugheit empfahl.

Kaiser Karl der 6te, ganz Stolz und Uebermuth, war an die steifste Edikette gewöhnt. Dieser Monarch war andächtig, und Richelieu war gezwungen, es zu scheinen. Verdrießlich über den langen Gottesdienst bezeigte er mehr als einmal seine Langeweile den Frauenzimmern, welchen er schrieb, und vorzüglich der Herzogin * * *, mit der er in einem ohnunterbrochenen Briefwechsel stand. So schrieb er auch dem Marquis von Silly, der ihm von allem Nachricht gab, was am französischen Hofe vorgieng.

Die Minister des Kaisers sahen den jungen Herzog nicht gern kommen, denn sie fürchteten einen von Seiten des Königs karakterisirten Minister. Sie liebten sich nicht, und vorzüglich war

ihnen der Prinz Eugen, ohnehin schon Gegenstand ihrer Eifersucht, nur um so verdächtiger, seitdem er vom Kaiser wegen des Antheils an Schließung des Vertrags mit Spanien, mehr als jemals geliebt zu seyn schien. Der Kaiser betrachtete diesen Vertrag als sein eignes Werk, und war in die Vermählung der Erz-Herzoginnen mit den Infanten verliebt.

Bei solchen Bewandnissen bedurfte also der französische Minister aller Klugheit und Entschlossenheit, und spielte eine sehr subalterne Rolle. Der Wiener Hof, ganz für den spanischen eingenommen, hatte die Absicht, den Herzog von Ripperda öffentlich bei dem feierlichen Gottesdienste einzuführen, und behauptete, wenn einer von beiden einmal im Besiz sey, so müsse der andere warten, indem der erstere nicht ohne Beschimpfung aus dem Besitze verdrängt werden könne.

Bei allen Gelegenheiten suchte der Wiener Hof den Herzog von Richelieu zu demüthigen, der von seinem Hofe den Befehl erhielt, den feierlichen Einzug zu verschieben. Richelieu hingegen stellte vor, er müsse ihn halten, und dem Herzoge von Ripperda die Spitze bieten, es möge auch daraus entstehen, was da wolle. Zu gleicher Zeit berichtete er, daß der leztere als erster Minister nach Spanien zurückkehren werde.

Er bemerkte dem Herrn von Morville, der die auswärtigen Geschäfte zu besorgen hatte, daß es unumgänglich nothwendig sey, einen hohen Ton

anzunehmen, um den Gedanken zu vernichten, den man von unsrer Schwäche und der Furchtsamkeit unsrer Regierung in Wien hatte. Er versicherte, daß wenn man seinen Vorschlag annehme, so werde man dem Wiener Hofe Gesetze vorschreiben, und antragen können, den Frieden zwischen Spanien und uns zu vermitteln, was aber noch für unglaublich gehalten wurde. Er sezte hinzu, daß der Wiener Hof den Krieg fürchte, daß er eine große Neigung habe, seine Töchter zu vermählen, und daß nur seine Furcht vor Frankreich ein Bündniß mit diesem Reiche zu Stande bringen könne.

Nach diesem Sistem benahm sich Richelieu, der Meinung des französischen Ministeriums entgegen, das noch temporisiren wollte, gegen die Minister des Kaisers, und erhielt von ihnen die Versicherung, daß ihr Herr in gutem Einverständniß zu leben wünsche. Indessen verwarf Morville allen Antrag der Aussöhnung mit Spanien durch den Kaiser, und wollte sie durch sonst niemand als den König von England vermittelt haben, von dem man sich viel versprach. Er behauptete, der Kaiser wünsche nie aufrichtig diese Aussöhnung, er habe besonderes Interesse, sie zu verhindern, und bezwecke sonst nichts, als Uneinigkeit zwischen den Königen von Frankreich und England zu stiften. Doch erhielt der Herzog die Erlaubniß, seinen feierlichen Einzug zu halten.

Ripperda, der allenthalben Kreaturen hatte, und Theil an dem Hasse nahm, den sein Hof gegen

Frankreich hegte, glaubte einen stolzen Ton gegen einen jungen Mann nehmen zu dürfen, der zum erstenmale in der diplomatischen Laufbahn auftrat. Er hatte sich den Vorrang angemaßt, und glaubte, ihn zu behalten. Aber Richelieu, der ihn in seinem Zirkel als einen hölzernen Mann behandelte, schien nicht lang seinen angenommenen Ton ertragen zu wollen. Er vermied sorgfältig eine Verdrießlichkeit zwischen Hof und Hof zu erregen, glaubte aber zugleich, ein Handel zwischen Gesandten und Gesandten, könne hiemit ganz gut bestehen. Bald ereignete sich hiezu eine Gelegenheit. Eines Tags wollte ihm der Herzog von Ripperda den Vortritt bei dem Kaiser abgewinnen. Er war noch auf der Stiege. Richelieu, hurtiger als er, sprang ihm vor, und gab ihm einen so derben Stoß mit dem Ellenbogen, daß Ripperda rücklings auf die Treppe fiel, und Richelieu nun seinen Rang behauptete. Da dieser fürchtete, der Auftritt möchte Folgen haben, so fuhr er Abends zu Ripperdo, der sich aber verläugnen ließ. Am andern Morgen ließ sich Richelieu nach seinem Wohlbefinden erkundigen; der Bediente erhielt aber keine Antwort. Endlich traf er Ripperda, und bezeugte seine Verwunderung, daß er ihm keine Nachricht von sich gegeben, da er doch zu ihm geschickt, und selbst bei ihm gewesen sey. Ripperda stammelte einige Worte, und verließ ihn schnell. Richelieu zuckte die Achseln, aber es fiel dem spanischen Minister nie wieder ein, ihm den Rang streitig zu

machen. Bald darauf wurde er von seinem Posten abgerufen.

Richelieu hatte sich alle Mühe gegeben, sich genauer mit dem Prinzen Eugen zu verbinden, der ihm viel Freundschaft bewies. Aber sie bestand nur in äusserlichen und geringfügigen Komplimenten, war nie mittheilend, und er konnte davon also den gewünschten Nutzen nicht ziehen. Er rief daher die Liebe zu seinem Beistand. Sie war ihm zu seiner Beförderung behülflich gewesen; jezt glaubte er, könne sie ihm wesentliche Dienste leisten. Die Gräfin Bathyani ward vom Prinzen Eugen angebetet, und sie besaß sein ganzes Zutrauen. Richelieu entsann sich, daß er oft die Kunst zu gefallen gehabt; jezt versuchte er, davon Gebrauch zu machen, um die Freundschaft einer so wesentlich nüzlichen Dame zu erhalten.

Ganz den Geschäften ergeben, sezte er auf die glückliche Vollendung seines Auftrags einen hohen Werth. Er schmeichelte sich, ohne fremde Hülfe in die Geheimnisse des kaiserlichen Kabinets gedrungen zu seyn, und begierig sich zu versichern, ob er recht gesehen, glaubte er nichts besseres thun zu können, als wenn er sich alle Mühe gebe, das volle Vertrauen der Gräfin Bathyani zu erwerben. Das Glück, welches sich für ihn in Frankreich erklärt hatte, war ihm nicht minder in Deutschland günstig. Er hatte den Prinzen Eugen zum Nebenbuhler, der sich zwar durch seine Siege über Ludwig den 14ten und über die Türken einen großen

Namen

Namen erworben, aber in der Liebe sich nicht immer einen glücklichen Erfolg versprechen konnte. Richelieu erschien vor der Gräfin Bathyani mit allen Vorzügen der Jugend und Reize, und sie, die dies wohl zu erkennen wußte, konnte sich nicht enthalten, in geheim dem Herzoge einen sehr gegründeten Vorzug zu geben. Geschickt und einschmeichlend theilte er sehr bald ihre Gunstbezeugungen mit dem Prinzen, und gab der Gräfin alles Verdienst zu erkennen, das er besaß. Erstaunt über eine so lebhafte Liebe, von der sie so viele Beweise erhielt, als sie wünschte, schloß sie, der bevollmächtigte Minister sey wenigstens eben so erfahren in der Kunst zu lieben, als im diplomatischen Fache, und schenkte ihm eine ganz vorzügliche Achtung. Vertrauen war davon die Folge. Alle Geheimnisse des Prinzen Eugen wurden dem neuen Geliebten mitgetheilt, der durch dieses Mittel allen Operationen zuvorkam, die dem ihm aufgetragenen Interesse entgegen waren. Durch diesen Weg erfuhr unser schlaue Geschäftsmann, daß der Kaiser seinen feierlichen Einzug aufschieben wolle, und der Herzog von Ripperda, der seine Abreise schon öffentlich angezeigt hatte, nicht mehr daran denke. Nun sah man ihn seine Thätigkeit verdoppeln, und in einem weit höhern Tone als jemals sprechen. Aber der Prinz Eugen und Sinzendorf versicherten, der Kaiser werde sich nichts abtrotzen lassen.

Vierzehentes Kapitel.

Oeffentlicher Einzug des Herzogs von Richelieu in Wien. Seine Schlittenfahrt mit der Fürstin Lichtenstein. Folge davon. Er verschaft dem Bischoffe von Frejus den Kardinals-Hut, wird Ritter des heiligen Geistes Orden von dem erforderlichen Alter, beendigt seine Geschäftsführung, und geht nach Paris zurück.

Endlich ward nach tausend neuen Schwierigkeiten und vielen Bemühungen sein öffentlicher Einzug auf den 7 November, und Tags darauf seine feierliche Audienz bei dem Kaiser festgesezt. Bei dieser Gelegenheit ließ der Herzog von Richelieu alle Pracht blicken, mit der er sich so gern sehen ließ. Noch niemals hatte ein Gesandter solches Gefolg gehabt. Er befriedigte damit seinen Geschmack, glaubte aber auch, es sey nothwendig, dadurch den Wiener-Hof zu blenden. Er hatte neun und sechszig sechsspännige Kutschen, und noch sechs andere sechsspännige Wagen von ausserordentlichem Reichthum. Der Hauptwagen des Herzogs war mit hochrothem Sammet, in- und auswendig ausgeschlagen, durchaus mit Gold erhaben gestickt, und mit goldnen Franzen besezt. In den vier Wänden war das Wappen des

Ministers in erhabener Arbeit mit vielen Zierrathen gestickt. Sein verzogener Name eben so gestickt, füllte die kleinen Seiten-Wände aus. In der Haupt-Rückwand war eine erhabene Stickerei, wie an dem Himmel, dessen Sammet mit großen Zweigen von Gold erhaben gestickt war, die in der Mitte sich vereinigten, und eine Art von Blumen-Beet bildeten. Die Pferde waren kastanienbraun; die Geschirre von hochrothem Sammet waren mit vergoldeten, silbernen Platten, und goldnen Kanten besezt, und die hochrothen Federn auf den Köpfen waren mit goldenen Zierrathen durchwebt.

Der zweite Wagen war von blauem Sammet, eben so reich als der vorige, mit den Attributen des Friedens. Die Pferde waren Apfel-Schimmel, die Geschirre mit Gold gestickt, wie der Sammet des Wagen, die Federn blau mit goldnen Zierrathen.

Der dritte Wagen war von grünem Sammet mit Gold, und dergleichen Franzen besezt, der Himmel mit Zierrathen von vergoldeter Bronze versehen, die Geschirre ebenfalls gestickt, die Federn grün mit goldnen Zierrathen. Der vierte Wagen war von gelbem Sammet, ganz mit Silber gestickt, und silbernen Franzen besezt. Am Himmel waren die Bilder der Klugheit, des Geheimnisses u. s. w. Sechs schwarze italiänische Pferde zogen den Wagen; die Geschirre waren innwendig von nämlichem Sammet, auswendig mit silbernen Platten und Stickereien besezt, die Federn gelb mit silbernen Verzierungen.

Von den beiden andern Wagen, war der eine von blaulicht grauem Sammet mit Gold gestickt, Geschirre und Federn eben so; der andere war von rosenrothem Sammet gestickt, sechs Schweiß-Füchse, die Geschirre rosenroth mit silbernen Platten und Stickereien, Federn und Büschel dieser angemessen.

Das Gefolg war äuserst glänzend. Sechs Laufer waren in rothen Sammet gekleidet, reich mit Silber besezt. Das übrige ihrer Kleidung war silberner Stof mit Franzen besezt.

Fünfzig Bediente mit scharlachenen Kleidern, mit purpurrothen seidnen Aufschlägen und Silber besezt, die Hüte aussen gestickt, mit weissen Federn, trugen silberne Degen.

Zwölf Heiducken trugen in der Hand schwere silberne Stäbe.

Zwölf Edelknaben zu Pferd in rothem Sammet mit Silber gestickt. Das Uebrige war diesen anpassend. Ferner der Edelknaben-Hofmeister, ein Unter-Hofmeister, ein Bereuter, Unter-Bereuter, Schweizer, vier und zwanzig Stall-Knechte theils zu Pferde, theils führten sie die Pferde an der Hand. Dieser prächtige Zug gieng aus der Vorstadt Land-Straß durch das Kärnther-Thor in die Johannis-Straße, wo der Minister wohnte.

Ein ausserordentlicher Umstand zeichnete diesen Einzug vor dem aller übrigen Ministern für immer aus. Die Pferde am Wagen des Herzogs, so wie die Reit-Pferde und alle, die geführt wurden, waren mit silbernen Huf-Eisen beschlagen, welche

getheilt nur mit einem so schwachen Nagel an einander befestigt waren, daß die Pferde auf dem Zuge ihre Huf-Eisen verloren, und das Volk sich also dieser guten Beute bemächtigen konnte.

Am andern Tage hatte der französische Minister seine feierliche Audienz beim Kaiser, bei der regierenden Kaiserin, und bei der Kaiserin Amalie; und überall herrschte die nämliche Pracht. Der Herzog erschien an diesem Tage in französischer Kleidung, wie sie die Pairs tragen, wenn sie in das Parlement gehen, und führte so diese Sitte bei allen öffentlichen Aufzügen ein. In seiner Wohnung hatte er zahlreiche Tafeln, von mehr als fünfhundert Gedecke. Das Gefolg des päpstlichen Nunzius und des Erzbischoffs von Wien, so wie aus allen großen Häusern, war dazu eingeladen. Um dem Volke, das haufenweis herbei strömte, um Theil an diesem Feste zu nehmen, wo ihm alles Preis gegeben ward, um ihm desto mehrere Freiheit zu lassen, ließ der Minister alle seine Zimmer öffnen, und kam erst spät in der Nacht nach Haus.

Der nämliche Tag ward auch noch merkwürdig durch die schleunige Abreise des Herzogs von Ripperda. Als Richelieu Nachricht von der Verweisung des Herzogs von Bourbon und der Frau von Prie erhielt, betrübte er sich zwar darüber, aber verwunderte sich nicht. Er selbst war bei seiner Ankunft in Wien Zeuge, wie sehr man den Herzog von Bourbon haßte. Täglich ward ein neues Geschichtchen von ihm erzählt, oder ein Liedchen auf ihn ge-

macht, und er zweifelte daher nicht, daß er unterliegen würde. Uebrigens berichtete ihm auch die Herzogin von * * * alle Schritte des Bischoffs von Frejus, der, seiner Gewalt versichert, die häufigen Klagen gegen den ersten Minister und seine Favorite benüzte, um seinen Platz zu erhalten.

Der Herzog von Richelieu erhielt durch den Herrn von Morville den Befehl, in der spanischen Angelegenheit sich blos der Vermittelung des Papstes und Königs von England zu bedienen, weil man glaubte, der Kaiser wünsche niemals eine Aussöhnung. Richelieu hingegen, der vom Gegentheil überzeugt war, der immer geglaubt hatte, durch eine täuschende Gleichgültigkeit die kaiserliche Vermittelung zu bewürken, hatte zu gleicher Zeit die Begriffe des Kabinets von Versailles, und die Entwürfe des Wiener-Hofes zu bekämpfen. Er veränderte seine ganze Lebensart. Er war nicht mehr der Mann, der an nichts dachte, der von nichts träumte, als von seinen Vergnügungen. Zwölf, fünfzehn Stunden Arbeit in einem Tage schreckten ihn nicht ab. Selbst die Nächte nahm er dazu, um zu schreiben, und sein Schlaf, den sonst nur Liebe unterbrach, ward jezt von weit ernstlicheren Geschäften eingeschränkt.

Diese veränderte Lebensart, seine zu große Anstrengung, zerrütteten seine Gesundheit. In Wien erfuhr er zum erstenmal, daß Unverdaulichkeiten ihn quälten; aber mitten in seiner Besorgniß fand er durch einen ziemlich sonderbaren Zufall eben den

Damis, dieses Universal-Genie wieder, dessen Verlust er in Frankreich so sehr betrauert hatte. Seine Freude zerstreute seinen Kummer; aber sie war nicht vollkommen, da Damis ihn versicherte, er habe ein Gelübte gethan, den Stein der Weisen nicht mehr zu suchen. Er mußte sich also an seine Arzeneikunde halten. Nachdem er ihm erst einige unwürksame Mittel vorgeschlagen, rieth er ihm den Gebrauch von Thee, der ihm sehr wohl bekam, und dessen er sich sein ganzes Leben hindurch bediente. Er studirte mit ihm Arzneikunde, lernte eine Menge Rezepte von Mitteln, die, nach den Aufschriften zu urtheilen, Wunderdinge würkten. Indessen hatte der große Aufwand, den er als Minister machte, ihn in die Nothwendigkeit versezt, viele Schulden zu machen. Er erhielt aus Frankreich wenig Geld, und gerieth in Dürftigkeit. Da es nicht leicht war, bei den Deutschen Kredit zu finden, so war er gezwungen, seinen Schmuck und seine Diamanten zu versetzen. Da er sah, daß man ihm nicht alles versprochene Geld sandte, und auch in seiner Geschäftsführung ihm entgegen war, so drohte er, seine Zurückberufung zu fordern. Ueberdies ward er vom Kaiser zu keinem besondern Feste gezogen, als etwa zum Gottesdienste, wo ihm die Messen lästig waren. Seine Lage war daher in der That unangenehm und lästig. Er beklagte sich hierüber sehr bei dem Herrn von Morville und dem Bischoffe von Frejus, von welch lezterem er nachstehenden Brief erhielt:

Rambouillet, den 4 Mai 1726.

„ Ich habe an zwei nach einander folgenden „ Tagen die Briefe vom zehnten und siebenzehnten „ des vorigen Monats erhalten, womit Sie mich „ beehrten. Ich muß Ihnen gestehen, daß man „ in Ihren Depeschen die starke Neigung, Wien „ zu verlassen, entdeckt zu haben glaubt. Der Herr „ von St. Saphorin war der nemlichen Meinung, „ und vor zwei Monaten würde es auch wahr- „ scheinlich geschehen seyn. Man hat es Ihnen „ nicht übel ausgelegt, denn es ist natürlich, daß „ Sie in den Umständen, in welchen Sie sich „ befinden, zurückzukommen wünschen. Ich ver- „ sichre Sie also, daß Ihr Gedanke nicht den ge- „ ringsten schlimmen Eindruck gemacht, und hätte „ Ihre Zurückberufung keine schlimmen Folgen in „ den gegenwärtigen Umständen; so würde die „ Verachtung, welche der Kaiser gegen alle Gefäl- „ ligkeit blicken läßt, da er hier einen blosen Re- „ sidenten hält, hinlänglichen Grund geben, daran „ zu denken.“

„ Wir kennen den Herrn von Saint-Saphorin „ nicht vollkommen, aber es ist genug zu wissen, „ daß, wenn Sie in genauer Verbindung mit ihm „ stehen, Sie viel Zutrauen zu ihm haben. Denn „ Sie haben sich zuversichtlich nichts in Ihrem „ ganzen Betragen vorzuwerfen. Sie sprechen mit „ vollkommner Sachkänntniß von dem Hofe, an „ welchem Sie sich befinden, und man verläßt „ sich ganz auf Sie, in Hinsicht auf die Art mit

„ demselben zu unterhandlen. Die großen Verspre-
„ chungen des Herzogs von Ripperda mögen dem
„ Kaiser Lust zum Kriege gemacht haben; übrigens
„ glaubt aber der Kaiser steif und fest, er habe ihn
„ hintergangen, und es fehle dem Könige von
„ Spanien selbst an Gelde, um sein Heer zu be-
„ zahlen, und sein Haus zu unterhalten. Alle diese
„ Minister haben daher den Ton sehr herabgestimmt,
„ und betheuern, daß sie keinen Krieg verlangen.
„ Sie nehmen nur zu den plumpesten Kunstgriffen
„ Zuflucht, um uns mit England zu entzweien,
„ was ihnen aber gewiß nicht gelingen wird."

„ Nichts ist gerechter, als Ihre Unruh über den
„ Mangel an Zahlung, und der Herr von Mor-
„ ville gibt sich alle Mühe, Ihnen Geld zu senden.
„ Ich will hoffen, daß die Kassen gefüllter werden
„ als bisher, und der König bald im Stande ist,
„ Sie zu bezahlen. Sie haben sehr gerechte Ur-
„ sachen die Dürftigkeit zu verheimlichen, in welche
„ Sie versezt sind. Ich werde hierüber das unver-
„ lezlichste Stillschweigen beobachten."

„ Es scheint mir nicht, als ob man Ihnen das
„ Geringste verheimliche, oder nur etwas von dem
„ Zutrauen entziehe, das Sie auf so mannigfaltige
„ Art verdienen. Wir befinden uns dermalen in
„ einer schlimmen Lage, und es muß sich in der
„ That alles bald entwickeln; denn Europa befin-
„ det sich in einer zu heftigen Bewegung, als daß
„ sie von langer Dauer seyn könnte."

„ Ich bitte Sie, von der Achtung und der voll-
„ kommnen Freundschaft versichert zu seyn, mit
„ der ich bin der Ihrige u. s. w.

A. H., Bischof von Frejus.

Man sieht aus diesem Briefe, daß ihm eben keine nahe Unterstützung versprochen wurde, und seine Verlegenheit wuchs also mit jedem Tage. Uebrigens vernahm er auch, daß man in Frankreich noch immer die Aussöhnung mit Spanien blos von der Vermittelung des Papstes und der Krone England erwarte; und es war ihm sehr unangenehm, daß man nicht glauben wollte, daß dieselbe, was er so ohnunterbrochen behauptete, nicht anders als durch den Kaiser bewürkt werden könne.

Sein Intendant hatte von ihm den Auftrag, ihm Geld zu schaffen, es möchte auch herkommen woher es wolle. Er übermachte ihm daher sechszigtausend Franken, die seinen Muth wieder ein wenig anfrischten. Die Herzogin von * * *, diese gute Freundin, eben so empfänglich für aufrichtige Freundschaft als zärtliche Liebe, war Wittwe und Herr von ihrem Vermögen geworden. Auch sie übermachte ihm vier Wechsel-Briefe, jeden zu fünf und zwanzig tausend Livres. Diese Summen sezten ihn in den Stand, das Geld zu erwarten, welches ihm Herr von Morville so fleißig versprach, und niemals schickte.

Bald aber veränderte sich die Gestalt der Dinge. Richelieu, der seine Thätigkeit stets verdoppelte,

durchaus die Würde seines Karakters behauptete, sah endlich den Tag erscheinen, wo die Negotiation eingeleitet ward. Die Grafen Sinzendorf und Starenberg schienen sich ihm aufzuschließen; aber der Prinz Eugen sprach mit Wärme gegen Frankreich, und glaubte, durch seinen hohen Ton Furcht einzujagen; zu gleicher Zeit ließ er seinen Haß gegen den König von England blicken. Der Herzog, der nicht gewohnt war, einen so hohen Ton zu vertragen, mäßigte sich doch diesesmal ausserordentlich, und da er in dieser Unterredung bei kaltem Blute blieb, so hatte er davon allein den Vortheil. Durch alle Drohungen des Prinzen Eugen sah er doch die Furcht vor Krieg hervorschimmern; er war blos vom Vice-Kanzler erhizt, der aus persönlichen Absichten die Geschäfte verwirren wollte. Indessen wußte Richelieu den Prinzen auf eine geschickte Art zu beruhigen, und ward bald guter Freund von ihm.

Er war überzeugt, daß ihn die übrigen Minister stets hintergiengen; aber bei Gelegenheit einer Schlittenfahrt, wo er es am wenigsten erwartet hätte, erfuhr er alle Geheimnisse des Wiener-Hofes. Der Kaiser, der, wie gesagt, an Richelieu nur bei gottesdienstlichen Handlungen zu denken, bei Festen seiner ganz zu vergessen schien, lud ihn endlich zu einer glänzenden Schlittenfahrt ein. Richelieu hielt es für seine Schuldigkeit, dabei mit seiner gewöhnlichen Pracht zu erscheinen, und bekam die Fürstin Lichtenstein zur Dame. Sie war äuserst artig, und stand mit allen Ministern in Verbindung.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeits-Bezeugungen sagte sie ihm im fahren: „Mein Herr Minister! der „ Eifer, welchen Sie für Ihren Hof beweisen, „ macht Ihnen Ehre, und Sie werden mir daher „ erlauben, wenn ich, aus besondrer Neigung zu „ Ihnen, einige Winke gebe."

Man kann sich vorstellen, daß der Herzog diesen Beweis von Zutrauen mit dem innigsten Danke annahm, und er bat also die Fürstin, ihm ausführliche Nachrichten zu geben. Er erfuhr nun, daß Mäßigung eben nicht der rechte Weg sey; daß die Vermehrung der Truppen des Kaisers keineswegs Zeichen eines Kriegs, sondern nur Mittel seyn sollen, Frankreich zu schrecken, und daß also Frankreich aus Politik sich ebenfalls waffnen müsse, um zu zeigen, daß es den Krieg nicht fürchte, den man ihm anzukündigen schien. Man habe in Wien, sagte sie, die schlechtesten Begriffe von der französischen Regierung, und nur ihre Schwäche berechtige den Kaiser, einen so hohen Ton anzunehmen; endlich habe man in Frankreich sehr unrecht, daß man den Papst und England zu Vermittlern mit Spanien erkohren, da nur der Kaiser allein die gewünschte Aussöhnung bewürken könne.

Der Herzog von Richelieu hörte mit einem unaussprechlichen Vergnügen, daß die ihm entdeckten Geheimnisse so vollkommen mit dem übereinstimmten, was er bisher immer behauptet hatte. In der Ueberzeugung, daß er recht gesehen, und daß man nothwendig das von ihm angezeigte Mittel ergreifen

müsse, um dieses große Geschäfte glücklich zu Stand zu bringen, verdoppelte er seine Vorstellungen bei den französischen Ministern, und antwortete den kaiserlichen, die ihn mit Krieg bedrohten: Frankreich sey bereit, und es habe sich nur, um Blutvergiessen zu verhüten, in Unterhandlungen eingelassen; aber es fehle ihm weder an Geld noch an Truppen. Endlich war er so glücklich, in Frankreich seine Gedanken geltend zu machen, und man ließ daselbst seinen Scharfsinn und seinen politischen Einsichten Gerechtigkeit wiederfahren.

Seine Feinde, neidisch über sein Glück in der Liebe, waren nun noch eifersüchtiger über das wichtige ihm anvertraute Geschäft. Sie verbreiteten daher von ihm die nachtheiligsten Gerüchte. Nach ihren Reden hatte er die Geheimnisse des Staats verkauft. Aber die so glücklich eingetroffene Vorhersagung des Herzogs brachte sie zum Schweigen. Man erstaunte endlich, daß ein so ausschweifender junger Mann so viel unentbehrliche Eigenschaften zum Gesandten besaß.

Die Fürstin Lichtenstein, die so viel Theilnahme zeigte, verdiente wohl, daß der Herzog von Richelieu sie mit erkenntlichen Augen betrachtete. Sie war ganz für den Herzog eingenommen, dessen Verstand und Liebenswürdigkeit sie bereits bewundert hatte. Richelieu war in keiner so engen Verbindung mit der Gräfin Bathyani, daß er sich nicht hätte erlauben sollen, eine neue mit dieser Fürstin zu schließen. Diese Bekanntschaft versüßte seinen

Kummer, und der Schleier, unter welchem er sie unterhalten konnte, gab dem Vergnügen einen um so größeren Reiz. Um ihre Ehre nicht aufs Spiel zu setzen, um dem Wiener-Ministerium keinen Verdacht zu geben, konnte er sie nur Abends sprechen. Er besuchte sie ohne Bediente, einfach gekleidet, und zu Fuß. Er gieng in ihren Pallast durch ein Thürchen, das auf ein verabredetes Zeichen geöffnet wurde. Eines Abends, als er wie gewöhnlich auf diese Art aus dem Pallast der Fürstin Lichtenstein kam, traf er nicht weit davon drei von seinen Leuten an, die halb besoffen waren, und ihn nicht erkannten. Sie erblickten einen Menschen, der sich in acht nahm, bemerkt zu werden, und wollten ihn also foppen. Das Zeichen an diesem Tage war, dreimal in die Hand zu klatschen. Der Herzog wollte es eben thun, als sie ihn anredeten. Er gieng auf die andere Seite der Straße. Seine Leute thaten das nemliche. Er gieng wieder zurück, und sie folgten ihm. Endlich ward der Herzog ungeduldig, und da er wußte, daß er mit dreien seiner Leute zu thun hatte, gab er dem nächsten einen derben Schlag mit seinem Rohr, und befahl ihm, sich zu entfernen. Der Bediente, der sich gar nicht vorstellen konnte, daß es sein Herr sey, ward wüthend, und schrie, die Livrée des französischen Gesandten sey beschimpft. Die beiden andern kamen ihm zu Hülfe, die Vorbeigehenden blieben stehen, und man wollte den Herzog in Verhaft nehmen. Es war hohe Zeit für ihn, sich zu nennen, sonst wäre er gewiß

mißhandelt worden. Aber kaum war er erkannt, so ward der Auftritt für ihn noch unangenehmer. Seine Leute fielen ihm zu Füßen, um ihn um Verzeihung zu bitten; natürlich wurden da Grandeur, Excellence, Monseigneur alle Augenblicke wiederholt; und der Herzog war eben so ärgerlich, daß er genannt wurde, als über die Fopperei.

Der Pöbel lief zusammen; er war also gezwungen, sich zu entfernen, und es kostete ihn fast noch mehr Mühe, sich den Entschuldigungen seiner Leute zu entziehen, als ihren Grobheiten. Die Fürstin erfuhr am andern Morgen den Zufall, und ihre Zusammenkunft ward auf den nemlichen Tag festgesezt. Beide wurden von der Göttin der Liebe entschädigt.

Der Herzog von Richelieu war dergestalten für die Unannehmlichkeiten getröstet, die er in seiner Geschäftsführung erfahren mußte. Indessen ward seine Beständigkeit gekrönt, und der Vertrag nach Frankreichs Willen unterzeichnet. Wir überlassen den Geschicht-Schreibern, die nähern Umstände davon zu erzählen, und begnügen uns nur zu sagen, daß die Irrungen durch die Bemühungen, die richtige Einsicht, und das einschmeichlende Wesen des Herzogs von Richelieu beendigt wurden. Er hatte sich nicht blos auf seine Geschäftsführung eingeschränket, sondern auch sehr viel dazu beigetragen, daß der Bischof von Frejus den Kardinals-Hut erhielt. Dieser Prälat, der sich in nichts zu mischen schien, hatte doch den König vermogt, die Verweisung

des Herzogs von Bourbon zu unterzeichnen. Und bei dieser Gelegenheit bewies der König zum erstenmale jene Verstellung, die Fürsten niemals ehrt, und wovon sein Vorfahrer bei Gelegenheit als Fouquet in Ungnade kam, ein Beispiel gab. Ludwig der 15te bewies dem Herzoge von Bourbon äuserst viel Freundschaft, am Tage, als er den Befehl, sich nach Chantilly zu entfernen, unterzeichnete. Dieser erhielt denselben nicht einmal eher, als im Augenblicke, wo der König nach Rambouillet gehen wollte. Es ist ärgerlich, zu sehen, daß der Kardinal Fleury seinen Zögling zu solchen Kunstgriffen gewöhnt, die unwürdig des Oberhaupts einer großen Nation sind. Ohne Einrede verdiente der Herzog von Bourbon seine Verweisung. Ganz Frankreich klagte über ihn, und vorzüglich über seine Verblendung gegen Frau von Prie, die alles beherrschte. Er machte es, wie alle Minister, die beim Eintritte in ihre Stelle alle gute oder schlechte Operationen ihrer Vorgänger vernichten. Sie müssen durchaus Entwürfe durchsetzen, die ihr eignes Machwerk sind, und das Volk ist immer das Opfer dieser Neuheit. Aber nichts nöthigte den Kardinal Fleury, den König eine so elende Komedie spielen zu lassen, wovon alle vernünftige Leute die Entwickelung sahen. Hierauf ließ er Ludwig dem 15ten erklären, daß er die Stelle eines ersten Ministers unterdrücke, und gleichsam, als ob der junge König nun selbst das Reich regieren wolle, ließ Fleury ihn an den Kardinal von Noailles schreiben, da er sich nicht die

hinläng-

hinlänglichen Kräfte zutraue, so möge er doch öffentliche Gebete anstellen, um von Gott die Gnade zu erhalten, der er so sehr bedurfte, seine Staaten gut zu regieren. Weihrauch dämpfte in allen Kirchen, und das Volk, welches immer so gern das Gute, was man ihm von seinem Könige erzählt, glaubt, bewies seine Freude über die Nachricht, daß Ludwig alles selbst sehen, und das Reich glücklich machen wolle.

Während der Zeit hatte der demüthige Bischoff von Frejus, der sorgfältig alle seine Nebenbuhler entfernt, nur seinen Anhängern Stellen verschaft, seinen Zögling von allen Geschäften entfernt, und Arbeit zu scheuen gewöhnt hatte; dieser Bischoff, sage ich, hatte sich nach und nach aller Gewalt bemächtigt. Er wußte wohl, daß sein Herr erzogen, als ob er gar nicht für den Thron bestimmt sey, ganz unwissend war, und nicht einen Schritt thun konnte, ohne ihn um Rath zu fragen. Er regierte an seiner Stelle, ohne noch den Schein von Gewalt zu haben. Bald waren aber seine Absichten nicht mehr zu verkennen; er wollte der erste in der Kirche seyn, und ohne den Titel als erster Minister zu haben, übte er dessen Gewalt im ganzen Umfange aus. Dieser sanfte Prälat, der so langsam daher schlich, hatte dabei niemals den Zweck aus den Augen verloren, den er erreichen wollte. Er gelangte dazu im drei und siebenzigsten Jahre seines Alters, und behielt bis an das Ende

seiner so langen Laufbahn, eine seltene Gegenwart des Geistes.

Fleury besaß nicht jene glänzende Minister-Eigenschaften; aber indessen befand sich Frankreich wohl unter seiner Verwaltung, und das Reich erhielt eine ganz andere Gestalt. Es war erschöpft durch Law's Sistem; aber der Kardinal urtheilte richtig, daß es innere Kräfte genug habe, diesen Verlust wieder zu ersetzen. — Gleich einem geschickten Arzte — der, bekannt mit der schwachen Liebesbeschaffenheit seines Kranken, sich nicht getraut, ihm wirkliche Mittel zu geben, und ihn deßhalb der Sorgfalt der Natur überläßt, die ihn heilt, — gleich jenem, sage ich, kaufte der Kardinal, — der den Krieg nicht liebte, der keine Eigenschaften hatte, ihn zu führen, und gerne ruhig seyn wollte, — (um welchen Preis es auch immer seyn mochte) — den Frieden. Dieser Frieden belebte die Handlung, und brachte Ueberfluß ins Land zurück. — Eben dadurch, daß Fleury nichts that, that er so viel; er war kleinmüthig, und getraute sich nicht, etwas zu unternehmen; aber als sparsamer Haushälter betrachtete er den Staat als eine große Haushaltung, die ihm anvertraut war. Durch Ruhe gewann also Frankreich seine verlorne Kräfte wieder, und das Genie hatte keinen Einfluß auf dieses Glück. Fleury war unfähig, irgend Etwas im Großen zu sehen, aber sein Ministerium beweist, daß es hinlänglich ist, das Reich in blühenden Zustand zu versetzen, wenn der Minister nur ein ehr-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0238
DFG

licher Mann ist, und die Ruhe im Staate erhält; daß ein Staat, wie Frankreich, keinen Minister erfodere, der große weitaussehende Projekte macht; daß es hinlänglich ist, wenn er nur nicht die Hülfs-Mittel den Händen von Spizbuben überläßt, und ränkevollen Menschen preis gibt. Das Ministerium des Kardinals Fleury, der, wie man leicht aus seinen Operationen sehen kann, kein großer Mann war, spricht allen seinen Nachfolgern das Urtheil.

Der Herzog von Richelieu sah mit Vergnügen das Ende seiner Gesandtschaft. Seine Gesundheit war zerrüttet, und er wünschte sehnlichst sich nach Frankreich zurück. Man war indessen auf den Gedanken verfallen, ihn zum Gesandten nach Spanien zu ernennen, und in der That war dieser Posten für ihn Versuchung; allein, ehe er sich hiezu entschloß, wünschte er einige Zeit in Paris zubringen zu können. Von Geschäften müde, schrieb er häufig an seine Mätressen, und an den Marquis von Silly, seinen Freund, der nichts als eine gute Statthalterschaft, oder einen wichtigen Hofdienst zu erhalten wünschte. Seine Gegenwart war in Wien noch nothwendig, und er hoffte zum ersten bevollmächtigten Minister bei dem Kongresse ernannt zu werden; aber der Kardinal Fleury hatte sich selbst diese Stelle vorbehalten. Man wird aus nachfolgendem Briefe sehen, daß dieser seiner Macht ganz versichert war, aber doch zugleich dem Herzoge von Richelieu Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Rambouillet, d. 26ten Junius 1725.

„Ich antworte Ihnen auf den Brief, womit „Sie mich am 14ten beehrten, und mit welchem „Sie den vom Herrn von Bournonville, im Namen „des Königs von Spanien unterzeichneten Vertrag, „wodurch das Ihnen aufgetragene große Geschäft „glücklich beendigt ist, übermachten. Ich kann „mir die Ungedult vorstellen, mit der Sie einen „Ort zu verlassen wünschen, der Ihrer Gesundheit „und Ihren häuslichen Angelegenheiten so nach„theilig ist, und wo Sie nichts Beträchtliches mehr „zu unterhandlen haben. Da Sie um Ihre Zu„rückberufung so dringend bitten; so ist der König „zu sehr mit Ihrem Diensteifer zufrieden, als „daß er es Ihnen abschlagen könnte. Es ist aber „nur noch die Frage, Ihnen öffentliche Beweise „von dieser so sehr verdienten Zufriedenheit zu ge„ben, und einen Nachfolger zu wählen, der im „Stande wäre, das gute Einverständniß zu erhal„ten, welches durch die Unterzeichnung zwischen „beiden Höfen hergestellt worden. Ich glaube „Ihnen erstlich im Namen des Königs das Wort „geben zu können, daß derselbe Ihnen im nächsten „Jänner den heiligen Geist-Orden geben werde; „aber da sich der König vorbehält, hierüber mit „Ihnen ausführlich zu sprechen, so bitte ich Sie, „dieses Geheimniß gefälligst bei sich zu behalten, „das ich auch Ihrem Bevollmächtigten, dem Abbé „St. Remi, anvertraut habe. Zuverläßig würden „Sie auch zum bevollmächtigten Minister bei dem

„Kongresse ernannt werden; allein ich bitte Sie,
„nachstehende drei Bemerkungen mit allem Bedacht
„zu erwägen:

„1) Habe ich die Ehre, Ihnen zu vertrauen,
„daß der König mich selbst zum bevollmächtigten
„Minister ernennen wird, weil er glaubt, meine
„Gegenwart könne von einigem Nutzen seyn. In
„diesem Falle weiß ich aber nicht, ob Sie den
„zweiten Gesandschaftsposten annehmen würden,
„und ob Ihre Herren Mitbrüder, die Herren Her-
„zogs, dieses gut finden würden:

„2) Der Kongreß muß nothwendig von langer,
„beschwerlicher Dauer seyn. Diese Länge, und
„alle die Geringfügigkeiten, welche bei einer Ver-
„sammlung, die aus so verschiedenen, größten-
„theils langsamen Nationen besteht, unvermeid-
„lich sind, könnten Ihnen Langeweile machen, und
„möchten nicht nach Ihrem Geschmacke seyn. Ich
„hingegen werde, wenn der König mich mit die-
„sem Geschäfte beehrt, dieser Langenweile nicht so
„ausgesezt seyn, da ich dem Kongresse nur von
„Zeit zu Zeit beiwohnen werde, wenn die Wich-
„tigkeit der Gegenstände meine Gegenwart er-
„fordert:

„3) Werden Sie ohne Zweifel wissen, daß die
„Engländer Sie eben nicht gut englisch gesinnt
„glauben, und Sie denselben in allem, was
„Englands Interesse betrifft, verdächtig scheinen.
„Es würde daher unschicklich seyn, Sie Mißhel-
„ligkeiten auszusetzen, die nothwendige Folge die-

„ses Vorurtheils seyn dürften; und es würde in „diesem Falle dann schwer seyn, der Vermittelung „derselben sich zu bedienen, der man doch nicht „entübrigt seyn kann, wenn man einen festen Frie„den schließen will.“

„Haben Sie die Güte, diese Gründe zu erwä„gen, und sich zu entschließen. Ich bitte Sie aber, „dieses bald zu thun, indem wir es nicht länger „verschieben können, die Bevollmächtigte zu ernen„nen. Ist es Ihnen nicht anständig darunter zu „seyn, so könnte Sie der König doch dazu ernen„nen, und Sie bäten ihn dann, zu erlauben, die „Stelle aus den angeführten guten Gründen nicht „anzunehmen. Da der König nur die eigentliche „Bewandniß wüßte, so würde Ihnen diese Wei„gerung vielleicht eben so viel Ehre machen, als „die Ernennung selbst.

„Ich habe den Abbé St. Remi versichert, daß „ich alles thun würde, um Sie in den Stand zu „setzen, Wien mit Ehre verlassen zu können, und „daß er mir also nur die Bedürfnisse anzeigen „möchte.

„Was nun Ihren Nachfolger betrift, so wer„den wir nicht nöthig haben, einen Gesandten vom „ersten Range nach Wien zu senden, da der Kai„ser drei Jahre lang keinen hier gehalten hat. „Ich glaube, es wird genug seyn, einen vom „zweiten Range dahin abgehen zu lassen. Die „Wahl wird indessen so leicht nicht seyn, und wir „denken wirklich beständig daran. Der Marquis

„Grimaldi brachte mir vor zehn oder zwölf Tagen „Ihren Brief vom 14ten April. Haben Sie die „Güte, seinen Herrn Oheim zu versichern, daß „ich mich bemühen werde, ihm in der Person „seines Vetters alle die Achtung zu beweisen, „welche ich gegen einen so berühmten Prälaten „hege. Auch bitte ich Sie, den Prinzen Eugen *) „zu versichern, daß ich nie der Verbindlichkeit „vergessen werde, die ich ihm schuldig bin, und „daß ausser der gütevollen Höflichkeit, die ich von „ihm zu Frejus erfuhr, ich öffentlich seine Redlich„keit ehren werde, die mir noch verehrungswürdiger „ist, als alle seine übrigen großen Eigenschaften.“

„Niemand in der Welt kann Sie so sehr schäzen, „niemand mehr Ihr Freund seyn, als ich.

Kardinal Fleury.

Der Herzog von Richelieu war sehr zufrieden mit der Nachricht, daß er den heiligen Geist-Orden erhalten solle; wiewohl er das statutenmäßige Alter noch nicht hatte. Diese Gnade ward ihm daher um so werther. Er ließ sich nicht zum Kongreß ernennen, sondern schränkte alle seine Wünsche auf Paris ein, wo neue Vergnügen ihn erwarteten. Er war selbst noch nicht schlüßig, ob er den Gesandtschafts-Posten in Spanien annehmen würde. Die Gnade, welche ihn der König bei seiner Rück-

*) Er hatte viel dazu beigetragen, daß der Bischoff von Frejus, vom Kaiser zum Kardinal vorgeschlagen ward.

kunft blicken ließ, bestimmte ihn, diese Laufbahn zu verlassen. Nach allen Nachrichten, die er beständig erhielt, urtheilte er sehr richtig, daß Ludwig der 15te ein schwacher Prinz sey, und der Klügste ihn beherrschen werde. Von der Zeit an machte er also den Plan, einen beträchtlichen Theil an der Gnade des Königs zu haben, und wir werden hören, daß es ihm gelang, sie zu erwerben, und sich in derselben zu erhalten.

Der König ernannte ihn nun im Jänner 1728 zum Ritter des heiligen Geist-Ordens. Da ihm verstattet worden, das Ordens-Band noch vor seiner Aufnahme zu tragen; so geschah die gewöhnliche Einführung zu Wien von dem Kardinal Kollonitz am 24ten Februar. Zeugen waren der Prinz Eugen, der Graf Sinzendorf, der Kanzler und der Jesuit Tournemain, Beichtvater des Kaisers. Richelieu war damals erst 32 Jahre alt, und jedermann weiß, daß man 35 Jahre alt seyn muß, um im Orden aufgenommen zu werden. Am ersten Jänner 1729 ward Richelieu feierlich zu Versailles aufgenommen.

Endlich rückte der Augenblick seiner Abreise heran. Die Fürstin Lichtenstein nahm mit Thränen in den Augen von ihm Abschied, und die Gräfin Bathyani sah ihn ungern abreisen. Diese leztere Verbindung hatte einen Kaltsinn zwischen ihm und dem Prinzen Eugen bewirkt, der nicht ohne Eifersucht sehen konnte, daß ein Nebenbuhler wie Richelieu, der Gräfin so häufige Besuche machte.

Sie nahmen ziemlich frostig von einander Abschied, und erst in der Folge gewann ihre Freundschaft durch die Abwesenheit neue Stärke.

Fünfzehntes Kapitel.

Tod der Herzogin * * *. Richelieu vermählt sich mit einer Tochter des Prinzen Guise, in welche er sich verliebt. Er bleibt ihr sechs Monate lang getreu. Liebeshandel mit Frau de la Marteliere, der Frau eines Pachters. Neue Liebesgeschichte mit einem sonderbaren Mädchen, Namens Julie, der Mätresse des nemlichen Pachters.

Der Herzog ward zu Paris vom König und von den Ministern sehr gut aufgenommen. Der Monarch war durch den Kardinal für ihn vorher eingenommen, und fieng also an, ihn mit besonderer Gnade zu behandeln. Auch die Liebe bereitete ihm eine entzückende Aufnahme. Seine Geliebten, erfreut über den Ruhm, den er sich erworben, flogen ihm entgegen, und nur die Auswahl sezte ihn in Verlegenheit. Die Herzogin * * * fand er hingegen sehr verändert, und nach acht Monaten hatte er den Schmerz, sie ganz zu verlieren. Eine Entzündung an der Leber raubte ihm seine beste Freundin. Ihre Kammerfrau hatte von ihr den Auf-

trag erhalten, ihm ihr Bildniß nebst einem Briefe zu übergeben, den sie wenige Tage vor ihrem Tode geschrieben.

Richelieu weinte Thränen der Freundschaft; aber hingerissen von Liebe wurden sie frühzeitig getroknet. Er ward gezwungen, in neue Verbindungen mit der Prinzeßin Charolois zu treten; mehr, weil sie ihm keine Ruhe ließ, als aus Neigung. So gab sich auch Frau von Duras alle Mühe, ihn von neuem zu fesseln. Aber diese Liebschaften waren von kurzer Dauer.

Frau von Gontaut hingegen hatte, wie die Herzogin * * *, Liebe mit Nachsicht zu verbinden gewußt; ihr Reich währte daher länger. Der Herzog hatte sich auch mit der Frau von Tencin, der Schwester des Kardinals gleichen Namens, eingelassen, die aus einer Nonne eine Frau nach der Mode geworden, und sich mit Litteratur und Staats-Sachen abgab. Diese Eroberung kam ihn indessen nicht sauer zu stehen; andere hatten ihm die Bahn gebrochen; aber sie gefiel dem Herzoge wegen ihres Verstandes, und weil sie ihm durch ihre Intriken nüzliche Dienste leisten konnte. Sie schrieben sich alles, was am Hofe vorgieng, in einer eignen Ziffer-Sprache, um nicht Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden.

Die Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1731 zum Ehren-Mitgliede auf. Kurz nach seiner Aufnahme war er gezwungen, seine Vergnügungen zu unterbrechen. Die Unpäßlichkeit, von der er sich

befreit glaubte, kam von neuem wieder. Innere Troknung und unordentliche Verdauung machten ihn so schwach, daß man ihn verloren gab. Man gab ihm Milch, aber es half nicht nur nichts, sondern er wurde noch kränker. Allgemeine Bestürzung herrschte unter den Weibern. Er reißte daher in Gesellschaft mit Herrn Hunaud, einem jungen verdienstvollen Arzte, nach Holland, um den berühmten Boerhave um Rath zu fragen. Auch er rieth zum Gebrauche der Milch; aber um ihren Durchgang zu erleichtern, ließ er sie mit Spaaer Wasser vermischen. In sechs Wochen erhielt der Kranke seine volle Gesundheit wieder.

Als Richelieu zurück an den Hof kam, führte er das alte Leben; aber kurz darauf bewirkte Liebe, daß er sich zum zweitenmale vermählte. Er hatte die Prinzeßin Guise bei ihrem Vater, der in Temple wohnte, gesehen. Die Nachbarschaft, weil der Herzog sein Hotel auf dem Plaz Royale hatte, vervielfältigten die Besuche. Die junge Prinzeßin war groß, hatte schöne Augen, ein schönes Gesicht, aber einen großen Mund und schlechte Zähne. Ihr Gang, ihre Miene waren sanft und majestätisch; und sie gefiel dem Herzoge, der entzückt war, sich mit einem Hause zu verbinden, das so nahe an dem Throne war. So groß indessen die Geburt der Prinzeßin Guise war, so gering waren ihre Vermögens-Umstände. Sie hatte einen Bruder, der alles als Fideikomiß besaß, und den Töchtern blieb also nichts übrig, als ihr durchlauchtiger

Name. Richelieu war damit zufrieden. Da er vor Begierde brennte, Erben zu hinterlassen; so glaubte er, keine bessere Wahl treffen zu können.

Er hatte zu seiner Gemahlin viele Neigung, und alle nur mögliche Achtung. Niemals hat wohl ein Mann so viel Zärtlichkeit einer Frau bewiesen, als Richelieu in den ersten sechs Monaten seiner Ehe; aber das war auch das Ende seiner Treue. Da er Gelegenheit gehabt, die schöne Marteliere, die Frau eines General-Pachters, zu sehen, so wurde der seiner Gemahlin am Altare gethane Schwur, wie alle übrige vergessen.

So viel Achtung er auch gegen die Prinzeßin Guise hatte, so fühlte er doch, daß die eheliche Treue für ihn eine viel zu schwere Bürde war. Indessen handelte er mit einer ihm sonst ungewöhnlichen Schonung, so, daß sie glücklich genug war, von seiner Untreue blos den Verdacht zu haben. Ihr Gemahl bewies ihr so viel Zärtlichkeit und Achtung, die oft ihren Zweifel zerstreuten. Es ist bekannt, daß Begebenheiten, die uns viel Kummer machen würden, wie nicht geschehen angesehen werden, wenn die Kenntniß davon nicht zu uns gelangt. Die Herzogin von Richelieu behielt immer gegen ihren Gemahl einen Ton von Würde, der ihn in Schranken hielt, und er war daher genöthigt, seine neuen Liebeshändel unter einem so dicken Schleier zu treiben, daß sie niemals davon Gewißheit haben konnte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0248
DFG

Er verband indessen seine ehelichen Pflichten mit der Liebe, die ihn zur Frau de la Marteliere hinriß. Dieses Frauenzimmer nahm die Huldigung von Männern aus allen Ständen an. Offiziers, Gelehrte, Pachter lagen zu ihren Füßen. Bis hieher blickte sie ihre Liebhaber mit zufriednen aber gleichgültigen Augen an; Richelieu stellte sich jezt an ihre Spitze, und ihr Blick ward zärtlicher. Liebe verbreitete Wonne auf dieses himmlische Gesicht; alle Nebenbuhler Richelieu's faßten süße Hoffnung; aber nur für ihn ward sie zur Wirklichkeit. Auch der ehrliche Marteliere gewann den Herzog lieb, welcher nicht ermangelte, auf das Beste seine Freundschaft zu erwiedern. Voll Zuversicht auf die Vorzüge, die er zu haben glaubte, sagte er dem Herzoge im Vertrauen, er sey der Treue seiner Frau versichert, sie sey gänzlich in ihn verliebt, und er könne daher ohne Besorgniß alle die süßen Herren sie umschwärmen sehen. Seine Sicherheit in Hinsicht des Herzogs gründete sich darauf, daß er denselben in seine Gemahlin verliebt glaubte, die, wie man laut sagte, ihn ganz beherrschte.

Indessen sezte sich der vorgebliche Freund täglich mehr und mehr bei Frau de la Marteliere in Gunst, und jeder Tag schien seine Beglückung zu verkündigen. Er erschien endlich, dieser Tag, und dem Manne selbst hatte Richelieu die Herbeieilung desselben zu verdanken. Marteliere hatte einen kleinen Streit mit seiner Frau, die deßhalb nicht zum

Mittags-Essen kam, sich für unpäßlich ausgab, und niemand vorzulassen befahl. Der Herzog war an diesem Tage in der französischen Komedie, und so auch de la Marteliere. Dieser Pachter war stolz darauf, wenn er sich öffentlich mit einem Herzoge zeigen konnte, den er seinen Freund nannte, eilte also in seine Loge, und erzählte ihm, was zwischen ihm und seiner Gemahlin vorgefallen war. Richelieu versicherte ihn, dergleichen Zänkereien dienen nur durch die darauf folgende Aussöhnung zu größerer Liebe. Marteliere war der nemlichen Meinung, und bewies dem Herzoge neuerdings, wie viel Vertrauen er auf die Treue seiner Gemahlin habe. Er trieb sein Zutrauen noch weiter, und gestand ihm, er habe eine artige Mätresse, bei der er heute Abend zu Nacht speisen müsse, und er besitze so viel Kräfte, daß Frau und Mätresse beiderseits mit ihm sehr zufrieden seyen. In dieser Ergießung schlug er dem Herzoge vor, mit ihm zu gehen; aber Richelieu, der berechnete, daß ihm diese Abwesenheit des Marteliere von Nutzen seyn könnte, schlug es aus, ihn zu begleiten. Nun, sezte er hinzu, wenn Sie das nicht wollen, so leisten Sie meiner Frau einige Augenblicke Gesellschaft; aber sagen Sie ihr kein Wort von unsrer Unterredung, und vorzüglich geben Sie mir Recht, wenn sie von unserm Streite spricht.

Der glückliche Vertraute versprach beides, und eilte in die Ludwigs-Straße, wo Frau de la Marteliere wohnte. Man wollte ihn nicht anmel-

den; aber er drang darauf, und behauptete, er habe von Seiten ihres Gemahls mit Frau de la Marteliere nothwendig zu sprechen. Die Thür ward ihm also geöffnet. Sie stellte sich erstaunt, was aber das Vergnügen nicht verminderte, ihn zu sehen. Die Liebesgeschichte des General-Pachters ausgenommen, benachrichtigte er sie von seiner Zusammenkunft mit ihrem Gemahl, und von allem, was sie in der Komedie miteinander gesprochen, und Frau de la Marteliere unterließ nicht, ihm ihren Verdruß über ihn zu entdecken. Weit davon entfernt, wie versprochen, die Parthie ihres Gemahls zu nehmen, glaubte Richelieu, ihm in allen Stücken Unrecht geben zu müssen. Ein Mann, der so wichtige Fehler hat, und so schöne Gelegenheit darbietet, ihn dafür zu bestrafen, kann niemals dem gewöhnlichen Schicksale entgehen. Ein Liebhaber, der die Kunst zu gefallen besizt, hat immer allein Recht. Frau de la Marteliere war davon wie alle übrige Weiber überzeugt, und Richelieu, trunken von Eigenliebe und Leidenschaft, gab sich alle Mühe, diese schmeichelhafte Ueberzeugung bei der sanften General-Pachterin zu erhalten. Jedem Zweifel, den sie über seine Beständigkeit äuserte, sezte er unzweideutige Versicherungen entgegen. Da er endlich nicht mehr im Stande war, so viel Fragen zu beantworten, so war man gezwungen, sich zu trennen, und die Folge einer so lebhaften Unterredung auf ein andersmal zu versparen.

Sobald Marteliere nach Hause kam, erkundigte er sich nach dem Wohlbefinden seiner Frau. Man anwortete ihm, da sie sich schlechter, als heute Morgens befunden, so habe sie sich früher zu Bette gelegt, und schlafe wirklich schon. Am andern Morgen dachte er daran, sich mit ihr auszusöhnen; aber er fand sie vom gestrigen Abend so zerstreut, daß sie weder von Schmeicheleien noch Entschuldigungen hören wollte. Richelieu, der nicht versäumte, seinen Besuch abzustatten, ward neuerdings sein Vertrauter, und söhnte sie aus. Da versicherte ihn der General-Pachter, auf diese Aussöhnung sollte eine Schwangerschaft folgen, welches so lange schon der Gegenstand seiner Wünsche war; und Richelieu behauptete, man könne dafür doppelt gegen einfach wetten.

Es war dem Herzoge nicht genug, die Frau seines Freundes verführt zu haben, auch seine Mätresse wollte er ihm abtrünnig machen. Weit davon entfernt, irgend eine Neigung zu zeigen, sie zu sehen, hatte er sich mehrmalen bitten lassen, mit ihm zu ihr zu gehen. Endlich gab er zum Schein nach, gleichsam um seinem Freunde nicht zu mißfallen, ohngeachtet er schon seit mehreren Tagen seinen Plan angelegt hatte. Das Mädchen war schön, eine Blondine von siebenzehn Jahren in voller Blüthe. Der General-Pachter hatte sie im Kloster erziehen lassen, und sah sie mit Entzücken heranwachsen, und sich verschönern. Eine vorsichtige Tante war ihre Aufseherin, und die kleine schüchterne

Julie,

Julie, noch zu jung, um Wünsche zu haben, kannte keine andere, als jene dieser Tante. Der Herzog, welcher sie so sehr nach seinem Geschmack fand, machte alle diese Bemerkungen, und versprach sich, sie zu benutzen. Er überhäufte also die Tante mit Höflichkeit, schien die reizende Julie kaum zu bemerken, und begnügte sich, ihr einige verstohlne Blicke zuzuwerfen, wenn sie ihre Augen auf ihn heftete. Er sezte, um zu gefallen, alle jene Vorzüge in Bewegung, womit ihn die Natur so reichlich versehen hatte; aber er bediente sich derselben ohne Zwang. Der Pachter, welcher ein eben so großer Verehrer des Bachus als der Göttin der Liebe war, wurde, als er dem ersten hinlänglich gehuldigt, nach und nach zärtlicher, und ließ seinen Freund vom Hofe diese Göttin bewundern. Er versicherte, sein höchstes Vergnügen wäre, von derselben ein Pfand ihrer Zärtlichkeit zu besitzen, und er wünsche eben so sehr, von ihr als von seiner Frau ein Kind zu haben. Richelieu betheuerte, mit der Zeit würden seine Wünsche erfüllt werden, und er glaube, für ihre Fruchtbarkeit in die Zukunft stehen zu können.

Richelieu, den der Pachter fast täglich mit ihm zu seiner Lustpartie zu gehen bat, hatte sich indessen, ohne es zu wissen, gar sehr in die Gunst der Tante gesezt. Die Frau, die eben nicht zu alt war, glaubte den Gedanken, zu gefallen, nicht aufgeben zu dörfen, und vernachläßigte nichts, um nur einen seiner Blicke zu verdienen. Zuvorkommende Höflichkeit, Lächeln, Seufzer, alles ward in Bewegung

gesezt, und lange Zeit hielt der Herzog für einfache Freundschafts-Bezeugung, was Würkung einer heftigen Leidenschaft war. Beschäftigt, das Herz der kleinen Julie zu gewinnen, gab er nicht acht auf die Lockungen der Tante; aber jene Eroberung, die ihm anfangs so sehr leicht zu seyn schien, fand unerwartete Schwierigkeiten. Julie hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten. Sie war von Natur tugendhaft, und die Grundsätze, welche man sie gelehrt hatte, waren tief ihrem Herzen eingegraben. Sie fand den Herzog von Richelieu liebenswürdig, reizend, glaubte, er sey dem General-Pachter vorzuziehen, an dem sie ihre Gunst-Bezeugungen verschwendete; aber sie fürchtete, ein Verbrechen zu begehen, wenn sie einen dritten daran Theil nehmen ließ. Dies war eine ganz eigne aber wirkliche Tugend, da sie eine Neigung bestritt, die sie so ganz beherrschte. Sie liebte den Herzog, aber sie glaubte eine Sünde zu begehen, wenn sie dieser Liebe nachgäbe, und gestattete ihm daher auch nicht die geringste Freiheit. Sie war in der Meinung, ein Frauenzimmer dörfe wohl eine Manns-Person sich wählen, könne aber nicht mehrere besitzen, ohne sich zu entehren. In dieser Meinung war sie erzogen worden, und ihre Tante hatte ihr stets diese Moral gepredigt, da sie wußte, daß sie für Marteliere bestimmt war.

Julie glaubte also ohne Verbrechen ihre Liebe dem Herzoge gestehen zu können, aber er hatte dadurch nichts gewonnen. Niemals hatte ein Mädchen

einen so ausdauernden Widerstand gethan. In der Ausschweifung selbst fand er Tugend, und alle Augenblicke ward sein Erstaunen vermehrt. Endlich war er im Begriff, dieses unerklärbare Geschöpf aufzugeben, das ihn von Tag zu Tage mehr liebte, ohne minder grausam zu seyn. Sie weinte dann und wann über den Zufall, daß dieser ihm nicht die Stelle des Marteliere gegeben, und schwur, daß er der einzige Mann gewesen wäre, der ihr gefallen hätte. Aber sie hatte sich mit dem General-Pachter eingelassen, ihr Versprechen der Treue band sie, und ihre Religion verbot ihr, nachgiebig zu seyn. Offenherzig gestanden, ist und wird wohl immer dieses Mädchen das Einzige in der Art seyn.

Richelieu, der sich von Tag zu Tage vornahm, diese romantische Schöne nicht mehr zu besuchen, war nicht stark genug, diesen Entschluß auszuführen. Seine Gemahlin war nach ihrer Niederkunft mit einem jungen Sohne, auf einige Tage nach Arcueil gegangen, und diese kleine Reise gab ihm Gelegenheit, seine Bemühung bei der schönen Julie zu verdoppeln. Die Tante sah ihn nun öfter, und sie war nicht mehr im Stande, ihre Leidenschaft, auf welche der Herzog so wenig Werth sezte, zu verschweigen. Eines Tags, als die Nieçe allein in die Messe gegangen war, benuzte sie ihre Abwesenheit, um dem Herzoge ihre Liebe zu gestehen. Der Herzog, erstaunt über diese Erklärung, wußte anfangs nicht, was er darauf antworten sollte, aber er überlegte sogleich, daß er viel Vortheil hievon

ziehen könne, wenn er seine Gunst-Bezeugungen verkaufen würde. Er sagte also der Tante, er sey gerührt von ihrer Güte; aber sie werde es von sich selbst abnehmen können, daß man nicht Herr über sein Herz sey; die nemliche unfreiwillige Neigung, welche sie hinreisse, ihn zu lieben, zwinge auch ihn, ihre Nieçe anzubeten; und es hänge nun blos von ihr ab, daß jedermann zufrieden sey. Er versicherte sie, seine Liebe zu Julie werde ihn nicht hindern, der ihrigen zu entsprechen; aber er bat sie zum voraus, ihm die Bekehrung seiner Nieçe zu erleichtern. Man kann sich vorstellen, daß dieser Vorschlag der Tante nicht im geringsten gefiel. Sie weinte, sie bat; alles war umsonst, und Richelieu beharrte, von der Tante ihren Beistand zu Juliens Besiegung zu fordern. Was thut nicht Liebe, wenn sie einen so hohen Grad erreicht hat? Die verliebte Frau, da sie sah, daß sie nichts für sich erhalten konnte, ohne ihrem Zögling den Rang zu lassen, versprach alles zu thun, was Richelieu begehrte. Es ward also entschieden, der Herzog solle sich noch am nemlichen Abend in Juliens Zimmer verbergen, und dann, wenn sie eingeschlafen, diesen Augenblick benutzen.

Der Abend kam, und alles schien seine Wünsche zu begünstigen. Marteliere hatte einen Husten, und konnte nicht ausgehen. Der Herzog blieb einen Theil des Abends bei ihm, entfernte sich dann von ihm unterm Vorwand von Geschäften, und gieng noch vor dem Abend-Essen zu Julien, wie er mit

der Tante verabredet hatte. Freude glänzte in den Augen beider Frauenzimmer, als er eintrat; denn auch die Nieçe zeigte Richelieu stets viel Zärtlichkeit, ohne jedoch ihm die lezten Proben zu geben. Die Einladung zum Abend-Essen ward angenommen, und unser Held verdoppelte seine Bemühung. Als es Zeit war, gieng er; aber die dienstfertige Tante ließ ihn ungesehen durch ein Kabinet in das Schlafzimmer ihrer Nieçe eintreten. Er hatte sich anfangs in einem Kleider-Schrank verborgen; aber da er auch da noch entdekt zu werden fürchtete, so legte er sich unter ihr Bett. Julie erschien endlich, und bereitete sich zum Schlafengehn. Das Entkleiden machte den Liebhaber ungedultig, reizte aber auch zugleich nur noch mehr seine Begierden. Sie saß dem Bette gegenüber, und natürlich gieng keine ihrer Bewegungen für den sorgfältigen Beobachter verloren. Endlich legte sie sich, und der Liebhaber, der den Augenblick ihres Entschlafens nicht erwarten konnte, stürzte sich in ihre Arme. Erschrocken that Julie einen heftigen Schrei. Zwar nannte sich der Herzog; aber das war nicht vermögend, ihre Furcht, ihre Erschütterung zu unterdrücken. Sie schrie so laut, daß die Tante aus Furcht, die Magd möchte sie hören, ins Zimmer eintrat. Julie entsprang sogleich seinen Umarmungen, und bat, sie gegen so gefährliche Verfolgungen zu schützen. Während dieses Vorfalls stand Richelieu wie versteinert da, glaubte zu träumen, und suchte sich das so widersprechende Betragen dieses Mädchens

zu erklären. Die ehrliche Tante hingegen bemühte sich, ihre Nieçe zu beruhigen, mit der Versicherung, daß ihr ein Herzog und Pair von Frankreich viel Ehre erzeige, und daß andere an ihrer Stelle sich sehr glücklich schätzen würden. Das kleine Ding hingegen erwiderte mit Thränen in den Augen, es liebe zwar den Herzog, es werde aber nie etwas thun, was es für Verbrechen halte. Die Tante, welche das Mädchen in diesen Grundsätzen erzogen hatte, wußte hierauf nichts zu antworten, und hielt es also für räthlicher, zu verschwinden. Der Herzog bedurfte noch lange Zeit, diese gewissenhafte Aengstlichkeit zu besiegen. Das Verbotene schien ihr weit über dem zu seyn, was sie für erlaubt hielt, und so listig auch Richelieu war, und obwohlen er seinen Zweck erreichte, daß er mehr und mehr angebetet ward, so war es ihm doch unmöglich, alle ihre Gewissens-Zweifel von Grund aus zu heben. Als Julie endlich entschlafen war, erinnerte sich Richelieu von selbst an das Wort, das er der Tante gegeben hatte, und glaubte sich noch stark genug, es zu erfüllen.

Er steigt also ganz leise aus dem Bette, verläßt das Zimmer mit aller Vorsicht, und begiebt sich zur ehrlichen Tante, die vom Lärm, den er machte, geweckt wird. Sie glaubt zu träumen, als er sich nennt, und es fällt ihr sogleich ein, daß er eben keinen guten Augenblick genüzt habe. Aber sie kannte den Mann nicht, mit dem sie zu thun hatte; in Zeit einer Minute war sie von ihrem Irrthume über-

führt; und noch nie hat ein Mann von Stand so schnell seine Schulden bezahlt.

Diese Verbindung währte einige Zeit, und täglich bewies Julie dem Herzoge mehr Liebe. Sie war indeß nicht so gegen Marteliere gesinnt. Der Herzog sowohl als die Tante mußten aller ihrer Beredsamkeit aufbieten, um sie zu bereden, die Besuche desselben wie vorher ferner anzunehmen. Sie wollte ihm offenherzig gestehen, daß sie einen andern liebe; und als man ihr die gerechte Besorgniß desfalls äuserte, schlug sie vor, in ein Kloster zu gehen. Täglich mußte man sie daher von neuem bitten, die Besuche des Herrn la Marteliere anzunehmen. Das Mädchen wurde nun ganz tiefsinnig, und sie bedurfte der beständigen Gegenwart des Herzogs, um ihren Jammer zu zerstreuen.

Frau de la Marteliere wußte nichts von dieser Julie, und genoß ruhig des Glückes, vom Herzoge geliebt zu seyn. Ihre Zusammenkünfte geschahen mit so vieler Vorsicht, daß man diesen Liebeshandel gar nicht bemerkte. Indessen trug Frau la Marteliere in ihrem Schooß ein Pfand seiner Zärtlichkeit, und la Marteliere war, — als er vom Zustande seiner Gemahlin Nachricht erhielt, und glaubte, daß dieses sein Werk sey, — der erste, welcher sich damit rühmte.

Ein anderes Glück erwartete ihn bei Julien. Eine beständige Unpäßlichkeit, die sie sich gar nicht erklären konnte, vergewisserte sie von ihrer Schwangerschaft. Der Pachter konnte darüber seine Freude nicht verbergen, und theilte dem Herzoge diese ent-

zückende Nachricht mit, der ihm erwiederte: „Sie „sehen, lieber Freund, daß man mit der Zeit „alles erhält, was man wünscht.

Sechszehntes Kapitel.

Belagerung von Philippsburg. Zweikampf des Herzogs von Richelieu mit dem Prinzen von Lixen, einem Verwandten seiner Gemahlin. Dieser wird getödet. Der Herzog wird Brigadier bei der Armee des Königs; er kömmt nach Paris zurück. Niederkunft der Frau la Marteliere und Juliens. Tod der Leztern.

Unerachtet der Kardinal Fleury so sehr den Frieden liebte, so zwang doch der Tod des Königs Friedrich August von Polen, wodurch die Hoffnung des Königs Stanislaus neu belebt wurde, den König Ludwig den fünfzehnten, sich seines Schwiegervaters anzunehmen. Er entschloß sich also, ihm den entrissenen Thron wieder zu gewinnen. Zwar sezten sich Oesterreich und Rußland dagegen, und beide Höfe erklärten sich öffentlich für Friedrich Augusts Sohn; aber Ludwig machte doch bekannt, daß er nie zugeben würde, daß ein anderer als sein Schwiegervater die Krone von Polen erhalte. Während man das Publikum in der Meinung ließ,

eine von Brest nach dem baltischen Meere ausgelaufene Flotte führe den Monarchen mit sich, war Stanislaus, begleitet von einem einzigen Menschen, ganz in geheim in Polen angelangt, und erhielt die Stimmen des ganzen Reichstags bis auf einen einzigen Magnaten, der die Wahl-Versammlung verläßt, und sich mit seinen Truppen in einiger Entfernung vom Wahl-Platze postirt. Man bat den neuen König, sich an die Spitze seiner getreuen Unterthanen zu stellen, und den Verräther zu strafen; aber Stanislaus besaß nicht die in diesen Umständen erforderliche Thätigkeit. Er ließ dem Gegentheile Zeit, sich zu verschanzen, und die Russen eilten demselben zu Hülfe. Eine neue Wahl-Versammlung ward nach Prag bestimmt, wo der Kurfürst von Sachsen unter dem Namen August des zweiten, zum Könige von Polen erkohren wurde.

Stanislaus, dem nun nichts als der leere Königs-Namen übrig war, floh mit einem Theile des polnischen Adels nach Danzig, wo ihn der General Lasci an der Spitze der Moskovitischen Truppen angrief. Die Franzosen kamen ihm im nemlichen Augenblicke zu Hülfe, als der Graf Münnich, der die Befehlshaber-Stelle über die Armee übernommen, sich beträchtlicher Aussenwerke bemächtigte, und so sie hinderte, in die Stadt einzudringen.

Der Kardinal Fleury, den wir schon als einen Mann, unfähig zu großen Entschlüssen, geschildert haben, gab bei dieser Gelegenheit einen neuen Beweis seines Kleinmuths. Statt dem König Stanis-

laus ein beträchtliches Heer zu Hülfe zu schicken, welches fähig gewesen wäre, seine Wahl zu behaupten, begnügte er sich, aus Schonung gegen England, das er durch große Zurüstungen aufmerksam zu machen fürchtete, eine schwache Flotte mit nur 1500 Mann besezt, auslaufen zu lassen. Bald war also Stanislaus gezwungen, Danzig zu verlassen. Da auf seinen Kopf eine Belohnung gesezt war, so entfloh er verkleidet, und schäzte sich glücklich genug, nach tausend Gefahren in Preußen anzukommen. Aber diese Flucht beraubte ihn für immer einer Krone, die schon zweimal sein Haupt geziert hatte.

Ludwig der fünfzehnte wollte diese seinem Schwiegervater zugefügte Beleidigung rächen. Da man die entfernteren Russen nicht angreifen konnte, so beschloß man, das ganze Gewicht des Kriegs auf den Kaiser fallen zu lassen, der sich mit der Czarin verbunden hatte, die Wahl des Königs Stanislaus zu verhindern. Der Marschall von Berwick drang also nach Deutschland, nahm Kehl weg, und belagerte Philippsburg. Der Graf von Sachsen diente bei der Armee als General-Major, und begann seine Laufbahn. Richelieu zeichnete sich an der Spitze seines Regiments aus, und erhielt die Erlaubniß, den Prinz Eugen zu besuchen, welcher die kaiserliche Armee befehligte. Eugen vergaß, daß ihm Richelieu das Herz der Gräfin Bathyani geraubt habe, und empfieng ihn mit allen Beweisen der Freundschaft. Als Richelieu in das Lager zurückkam, schikte er, wie ein wahrer französischer Ritter,

dem feindlichen Feld-Herrn hundert Bouteillen Champagner-Wein, wofür ihm jener zwanzig Bouteillen Tockayer zurücksandte.

Die Belagerung rückte von Tag zu Tage weiter vor, und bei allen Beschwerlichkeiten und Gefahren herrschte Freude im Lager. Fünf Prinzen gaben wechselsweis den Ober-Offiziers bei der Armee Abendessen. Der Prinz von Lixen, ein Verwandter der Herzogin von Richelieu, und schon lang des Herzogs Freund, war bei allen seinen Lust-Parthieen. Sie hatten unter der Regentschaft mit dem Herrn von Firmaçon und andern lustigen Gesellschaftern einen Streich gemacht, der traurige Folgen für einen gewissen Chorherrn von Auxerre hätte haben können, welcher auf ihre Aufführung Verse gemacht hatte. Es war damals Sitte, ins Wirthshaus zu gehen. Die Prinzen gaben das Beispiel, und hatten daselbst solche Bachus-Feste gehalten, daß sie gar wohl den Tadel des ehrlichen Chorherrn verdienten. In einem Gedichte machte er sich über ihre ausgelassenen Sitten lustig; wofür aber auch beschlossen ward, ihn zu strafen. Firmaçon verkleidete sich als Kommissair, der Prinz Condé als Gefreiter, der Prinz Lixen als Beichtvater, Richelieu und die übrigen als Soldaten. So verkleidet ließ dieser Trupp auf Befehl des Königs die Thür des armen Abbé eröffnen, als er in tiefem Schlafe lag. Man führte ihn im Hemd in das freie Feld auf den Weg nach Nevigny. Hier eröffnete man ihm, er müsse sterben, und solle beichten. Lixen absolvirte

ihn. Man band ihn mit verbundenen Augen an einen Baum, und schoß zwei Pistolen dicht an seinen Ohren los. Der Abbé hielt sich für tod, und die Schauspieler verschwanden. Der Unglückliche blieb die ganze Nacht in diesem Zustande, bis ihn am andern Morgen die Milch-Mädchen von Nevigny gewahr wurden, ihn losbanden, und halbtodt nach Hause brachten.

Bei allen solchen Lust-Parthieen hatte nun der Prinz von Lixen die Gewohnheit, ein wenig stark zu trinken, und er konnte alsdann keinen Scherz vertragen. Er speiste Abends fast allezeit mit seinem Verwandten, dem Herzoge von Richelieu, bei den Prinzen, die während der Belagerung Tafel gaben. An diesem Tag war die Ordnung am Prinz Condé, wo sich auch Richelieu und Lixen einfanden. Allgemeine Freude herrschte; man erinnerte sich an die Anekdote mit dem Chorherrn, und jeder plauderte hierauf von seinen Mätressen. Besonders hatte man seinen Scherz mit dem Prinz Lixen wegen eines Liebeshandels, den man von ihm argwohnte; und Richelieu hauptsächlich machte sich lang über ihn lustig. Der Prinz nahm den Scherz übel, und ward erbittert. Richelieu hatte an diesem Abend ein Detachement kommandirt, und war nun gerade zur Zeit des Abendessens frei, wo er also zum Prinz Condé kam. Er hatte sehr geschwizt, und man sah noch einige Merkmale davon auf seiner Stirne. Lixen, der stets ärgerlicher wurde, sagte ihm, er solle sich abtrocknen, mit dem Zusatze, daß es be-

fremdend sey, daß er sich nicht ganz gereinigt habe, da er doch rein geworden, als er in seine Familie gekommen. Richelieu ward wüthend, mäßigte sich aber doch, und schwur ihm ganz leise, er wolle sich noch besser reinigen, aber in seinem Blute. Nach aufgehobener Tafel bestellte er den Prinz Lixen in einen Winkel einer Tranchée. Es war Mitternacht. Sie schlugen sich, und der Prinz blieb auf der Stelle.

Die Herren von Duras und Valliere, die allein ihr Verschwinden bemerkten, eilten, sie zu trennen; aber es war zu spät, denn der Prinz hatte schon seinen Geist aufgegeben. Man glaubte, sein Bruder, der Prinz de Pont, welcher vor Zorn ganz ausser sich war, würde ihn rächen; aber er begnügte sich, den Körper des unglücklichen Lixen aufzunehmen. Die Prinzeßin, seine Gamahlin, schien untröstlich, und schwur dem Herzoge von Richelieu einen ewigen Haß. Dessen ohngeachtet heurathete sie einige Zeit nachher den Grafen Mirepoix, in den sie verliebt war; ihre Abneigung gegen den Mörder ihres ersten Gemahls blieb aber immer die nemliche. Sie trieb diese noch zwei Jahre hernach so weit, daß sie auf einem Balle zu Monaco ohnmächtig wurde, als sie seinen Namen hörte. Sie hatte nemlich geglaubt, wie jedermann, er selbst käme, als einer von seinen Leuten eintrat, da doch dieser blos, einen Freund unter den Leuten des Prinzen zu besuchen, gekommen war. Da Richelieu bemerkte, daß sich nach mehreren Jahren dieser Haß nicht legen wollte, so konnte er sich nicht enthalten, zu sagen:

„Ich sehe gar nicht ein, warum sie so böse „auf mich ist, daß ich ihren ersten Gemahl „getödtet habe. Sie würde doch ohne diesen „Zufall den Herrn von Mirepoix nicht zum „Gemahl bekommen haben, in den sie so sterb„lich verliebt war, daß selbst die Ehe nicht „vermögend war, sie von ihrer Liebe zu hei„len. Ich habe ihr also einen wesentlichen „Dienst geleistet, wofür sie mir Dank schuldig „ist.“ Endlich bewürkte die Zeit, die so vieles ändert, auch eine Veränderung in dem Herzen der Frau von Mirepoix, und sie vergaß gänzlich, in Richelieu den Mörder ihres ersten Gemahls zu erblicken.

Jedermann weiß den Erfolg der Belagerung von Philippsburg. Der Marschall von Berwick ward durch einen Kanonen-Schuß getödet, und der Marquis von Asfeld und Herzog von Noailles ärndeten die Früchte der klugen Dispositionen dieses Helden. Die Stadt kapitulirte am 18ten Julius. Das Uebrige des Feldzugs war weiter nicht merkwürdig, und Richelieu eilte, das Verlangen seiner Gemahlin nach ihm zu befriedigen, die, ohngeachtet sie einen Verwandten verlor, doch sein Betragen nicht tadeln konnte.

Nachdem er die erstern Augenblicke der Achtung und Freundschaft gehuldigt hatte, eilte er zu den Schmeicheleien der Liebe. Die Frau de la Marteliere, welche bei allen seinen Gefahren gezittert hatte, sah ihn als ein neues Geschenk des Him-

mels erscheinen. Sie war im lezten Monat, und ihr Gemahl schien über seine vermeinte Vaterschaft um so stolzer. Indessen ward seine Freude gestört; er nahm den Herzog bei Seite, und vertraute ihm seinen Kummer. Julie befand sich in einem ihn sehr beunruhigenden Zustande. Seit der Abwesenheit des Herzogs war ihre Gesundheit sehr zerrüttet. Sie hatte dem la Marteliere Rechte versagt, in deren Genusse sich Richelieu befand. Sie sprach mit la Marteliere von nichts als Tugend und Keuschheit, und von ihrer Neigung zum Kloster. Der General-Pachter hatte sie mit Geschenken überhäuft, ihr alle Bequemlichkeiten des Lebens verschaft; aber nichts war vermögend, sie zu befriedigen. Man bemerkte an ihr von Tag zu Tage eine Abnehmung ihrer körperlichen Kräfte, die ihn sehr beunruhigten. Er fürchtete eine schlimme Niederkunft, und daß sie nicht vermögend seyn dürfte, die Wehen zu ertragen. Richelieu eilte, die reizende Julie zu trösten. Er fand ihren Zustand nicht übertrieben geschildert; sie war sehr dick, und ihre sonst blühenden Wangen waren bleich. Als sie Richelieu erblickte, erhielt sie auf einen Augenblick diese schöne Röthe wieder; aber, aller Anstrengung ungeachtet, war er nicht im Stande, diesem Mädchen die verlornen Reize wieder zu geben. Ein finsterer Tiefsinn zerrüttete ihre Lebensgeister. Sie kam zwar glücklich nieder, erlag aber bald unter einer Kraftlosigkeit, die sie ganz und gar verzehrte. Der Herzog besuchte sie Abends vor ihrem Hinscheiden, wo sie noch

zu ihm sagte: „Hätte ich Sie früher gekannt, als „ den Herrn de la Marteliere, ach, lieber Herzog! „ wie glücklich würde ich gewesen seyn!“

Dieser Vorfall störte einige Tage die Vergnügungen des Herzogs von Richelieu. Aber hingerissen von seiner steten Liebe zur Veränderlichkeit, vergaß er bald dieses gefühlvollen Mädchens, dessen kein gefühlvoller Mann so leicht hätte vergessen können. Frau de la Marteliere kam mit einem jungen Sohne nieder, der nachher Adjutant des Herzogs wurde, als er die Armee im Hannöverischen befehligte. Diese Niederkunft tröstete den Herrn Gemahl über den Verlust der schönen Julie, und machte dem Liebhaber unendliche Freude. Da der Anblick eines schönen Weibes ihn jederzeit vermogte, die Eroberung desselben zu versuchen; so blieb er dieser General-Pachterin nur so lange treu, bis er eine Gelegenheit fand, untreu zu werden. Indessen blieb er ihr Freund bis 1746, wo sie starb.

Sieben-

Siebenzehntes Kapitel.

Voltaire leiht ihm 40,000 Livres. Er wird Feld-Marschall, schlägt sich mit dem Herrn von Peuterieder, den er tödtet, und wird selbst hart verwundet. Man ernennt ihn zum Kommendant von Languedoc. Tod seiner Gemahlin.

So sehr auch Richelieu nach Vergnügen gierte, so zog er doch demselben oft den Genuß des Ruhms vor. Der Frühling rief ihn zur Armee, und überall gab er Beweise von Muth und Klugheit. In den größten Gefahren blieb er bei kaltem Blute, und war bei einer Schlacht eben so gern, als in der Gesellschaft schöner Weiber.

Der Aufwand, den er machte, und welchen er so sehr liebte, nöthigte ihn, mehr als einmal Gelder aufzunehmen. Voltaire, mit dem er in Verbindung stand, den er oft bei Frau von du Chatelet sah, der selbst zu ihm kam, und zu der Gesellschaft mit seinen Geliebten zugelassen war, — Voltaire kannte die Verlegenheit, in der sich der Herzog von Richelieu dann und wann befand. Eines Tags als er ihn besuchte, sagte er, er habe 40,000 Livres, die wolle er lieber ihm, als sonst jemand, auf Leibrenten geben; da seine Gesundheit sehr schlecht beschaffen, und er also vorher sehe, daß man ihn

bald beerben werde; so wolle er lieber ihm, als irgend einem andern diesen Vortheil gönnen. Richelieu, den Geld-Mangel drückte, stand keinen Augenblick an, das Anerbieten des Dichters anzunehmen, und erwiederte, er wünsche seinen Tod nicht, fühle aber wohl, daß er selbst nicht lange mehr leben könne, (seine Gesundheit war damals sehr zerrüttet) und folglich werden ihn seine Erben zahlen müssen. Bekanntlich starb Voltaire im 84sten, und Richelieu im 92ten Jahre, und die Leibrente ward 45 Jahre dem guten Freunde Voltaire bezahlt, der nicht leben sollte, und als er sein Geld hingab, dem Herzoge damit einen Vortheil verschaffen wollte.

Der Herr von Peuterieder, ein vornehmer Deutscher, hatte Wien verlassen, um einige Jahre in Paris zuzubringen. Sein sehr beträchtliches Vermögen sezte ihn in den Stand, alle seine Launen zu befriedigen, und in den ausgesuchtesten Gesellschaften eingeführt zu werden. Beim Prinzen Conti hörte er von der Schönheit der Frau de la Marteliere sprechen, und sein ganzes Bestreben gieng nun dahin, sie kennen zu lernen. Sie nahm seinen Besuch an, und er verliebte sich sogleich in sie. Gefälligkeiten, Geschenke, Feste, kurz alles wurde aufgeboten, um ihr zu gefallen. Richelieu war ohnehin mit ihm während seiner Gesandtschaft zu Wien nicht zufrieden, und sah ihn nun mit um so scheeleren Augen an. Es war keine Eifersucht, aber der Deutsche gab so öffentliche

Beweise von seiner Leidenschaft, und dieses mißfiel ihm. Frau de la Marteliere ihrerseits, war der so vielfachen Erklärungen des Herrn von Peuterieder müde, und beide Liebende verabredeten also, daß die General-Pachterin für diesen ungestümmen Menschen nicht zu Haus seyn solle. Die erstern Abweisungen ertrug denn der Deutsche so ziemlich gedultig; aber endlich erfuhr er, daß Richelieu gewisse Rechte auf diese Schöne habe, und argwohnte, daß dieser tyrannische Befehl sich von ihm herschreibe. Er zeigt sich neuerdings vor ihrer Thür, wird aber nochmals abgewiesen. Da er sich nicht vorstellen konnte, daß sie ausgefahren, und sich von der Wahrheit überzeugen wollte; so stieg er am Ende der Straße aus seinem Wagen, gieng zu Fuße zurück, und verbarg sich in einem Baumgange dem Hause gegenüber, aus welchem er verbannt war. Eifersucht gab ihm die nöthige Gedult, zu warten.

Endlich kam Richelieu, und für ihn war die Thür unverschlossen. Er war vor Wuth ausser sich, und wollte beim Herausgehen seinen Nebenbuhler strafen; aber es vergiengen mehrere Stunden, ohne daß Richelieu herauskam. Müdigkeit und Langeweile zwangen ihn, nach Hause zu gehen; aber seine Rache war nur aufgeschoben, und er entwarf eine schrecklichere, denn am Thore seiner undankbaren Gebieterin wollte er den Herzog ermorden.

Am andern Morgen, als er in der Vorstadt St. Germain einen Besuch abstatten wollte, kam

seinem Wagen auf der Königs-Brücke jener des Herzogs von Richelieu entgegen. Peuterieder war nicht Herr seiner ersten Hitze, und gab also Richelieu'n ein Zeichen, zu warten. Sie sprachen sich. Ihre Erklärung war lebhaft, und endigte sich mit dem Befehle an ihre Kutscher, hinter die Invaliden zu fahren. Das Gefecht war von kurzer Dauer. Da sie beide von gleicher Wuth beseelt waren, so geschah Stich für Stich. Peuterieder blieb auf der Stelle. Sein leztes Wort war de la Marteliere, und Richelieu ward von der Seite durch die Brust gestoßen. Es währte lang, ehe diese Wunde geheilt ward, die neuerdings wieder aufgieng.

Je mehr der Herzog die Abnahme seiner Gesundheit bemerkte, desto eifriger studirte er Azneikunde, von der ihn der sonderbare Damis die erstern Grundsätze gelehrt hatte. Der Kunst, Gold zu machen, hatte er gänzlich entsagt; aber desto ernstlicher suchte er die Zusammensetzung von tausend Mitteln, um sein Leben zu erhalten. Ein jedes lehrte ihn ein wundervolles Geheimniß, und er lernte endlich die Gold-Tinktur kennen, der man sein hohes Alter zuschreibt. Dieses Studium war für ihn keineswegs ohne Nutzen; er lernte sein Temperament kennen, und war immer sein bester Arzt. Er machte sogar Anspruch darauf, es auch für andere zu seyn, und selten trat er in das Zimmer eines Kranken, ohne desselben Puls zu befühlen.

Ein Jahr vor dem Frieden von 1739 ward er Feldmarschall, und im nemlichen Jahre erhielt er die Statthalterschaft von Languedoc. Seine verliebten Gänge hinderten ihn nicht, noch nüzlichere zu thun. Er reißte oft nach Versailles und Rambouillet, wo ihn Ludwig der 15te gern sah.

Als er zu dem Inneren des Monarchen zugelassen war, suchte er alles hervor, um sein Zutrauen zu gewinnen. Er betrachtete nemlich den König als ein großes Kind, das sich eben zu entwickeln anfieng, und bald aufhören würde, die Königin mit den Augen der Liebe zu sehen. Diese, mit so verehrungswürdigen Eigenschaften begabte Prinzeßin besaß gerade solche nicht, welche vermögend waren, einen Mann, wie Ludwig der 15te, zu fesseln. Sie besaß mehr die Tugenden einer Nonne, als einer Gemahlin und Königin. Andächtig bis zum übertriebenen, umzingelt von Pfaffen, die um das Vergnügen buhlten sie zu beherrschen, glaubte sie ihr Seelenheil zu beschleunigen, wenn sie sich jener Vergnügungen beraubte, welche die Ehe ihr verstattete. Gewisse Tage waren für diese Enthaltsamkeit bestimmt. Aber ihre Rathgeber und sie selbst hätten fühlen sollen, daß ein Betragen, welches so sehr damals von ihrem Gemahl mißbilligt ward, die nothwendige Folge haben mußte, daß endlich das Herz desselben ganz für sie verloren gieng.

Der Zeitpunkt war nicht mehr fern, wo der verschmähte Monarch plözlich das eheliche Bett ver-

ließ. Die Höflinge erwarteten diesen Augenblick mit Ungedult; Richelieu sah ihn mit großen Schritten nähern, und der Kardinal Fleury selbst war nicht böse darüber, auch das wenige Ansehen dieser Prinzeßin gänzlich vernichtet zu sehen. So gering es war, so fürchtete man doch den Einfluß, welchen sie über den König durch die zahlreiche Familie erhalten könnte, mit der sie den Thron umgeben hatte. Fleury war eifersüchtig auf seine Gewalt. Der Erfolg krönte seine Verwaltung, und einige Fehler abgerechnet, die den schüchternen Mann zeigten, war sie auch wirklich glücklich gewesen. Die Finanzen standen gut, und der König schrieb seinen Feinden Gesetze vor. Indessen muß man gestehen, daß der Monarch des Ruhms genoß, ohne nur irgend etwas zu thun, wodurch er ihn verdient hätte. Geschickter zur Jagd, die er ausschweifend liebte, als zu Staats-Geschäften, von denen ihn Fleury stets entfernt hatte, verließ er sich ganz auf Seine Eminenz in Betreff der Regierung des Staates. Der Kardinal wollte die Staats-Ruder bis an seinen Tod steuern, und er wachte daher stets sorgfältig, um alle jene zu entfernen, welche etwa die Lust hätte anwandlen können, sich ihrer zu bemächtigen.

Das Volk, welches oft ohne alle Kenntniß und Einsicht urtheilt, glaubte, die Höflinge die ihn umgaben, haben seinen König verdorben. Sie wären dazu sehr fähig gewesen. Ich mag sie nicht entschuldigen; aber es ist sehr leicht zu beweisen,

daß in Ludwigs Herzen selbst der Saame zu allen Lastern lag, die er begangen.

Ich habe schon gesagt, wie entehrend heuchlerisch er handelte, als er den Herzog von Bourbon entfernte. Er bewies ihm am nemlichen Tage ausserordentlich viel Gnade. Nachher beobachtete er das nemliche Verfahren fast gegen alle Minister und Höflinge, die bei ihm in Ungnade fielen. Sein Hang zum weiblichen Geschlechte war ihm natürlich, und es bedurfte wahrlich keiner Kuppler, um diese Neigung zu erwecken. Man hat es zu oft gesagt, der König würde, ohne gefährliche Rathgeber, seiner Gemahlin treu geblieben seyn, daß es wirklich nothwendig ist, zu beweisen, wie chimärisch dieser Glaube von seiner Beständigkeit war.

Der König ward in einem Alter vermählt, wo seine körperlichen Kräfte kaum entwickelt waren. Man hatte sehr genaue Acht auf ihn gehabt, und die Königin war das erste Weib, das er kannte. Sie war jung, zwar minder schön als er, aber doch schien es ihm, Himens Vergnügungen allem vorziehen zu müssen, da er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, Vergleichungen anzustellen. Die Kinder, welche ihm die Königin gebahr, fesselten ihn noch mehr an sie, und wahrscheinlich würde ihn dieser Reiz noch länger in Fesseln gehalten haben, wenn sie nicht die strenge Andacht der Prinzeßin zerrissen hätte. Ich glaube indessen, die Zeit allein würde dieß bewirkt haben, weil Veränderung des Vergnügens, dem Menschen nur zu natürlich ist. Der

König würde das Verschwinden der schwachen Reitze seiner Gemahlin bemerkt, würde Schönheiten aller Art bewundert, und sehr natürlich das zu ersetzen gewünscht haben, was ihm jene nicht hätte gewähren können.

Aber die Königin, welche von einem Beichtvater beherrscht wurde, der sehr wenig die Vortheile seines Beichtkindes kannte, beschleunigte selbst den Augenblick, wo sie die Liebe ihres Gemahls verlieren mußte. Die Reitze des Königs waren durch das gewöhnte Jagen und Reuten nur noch verstärkt worden, und er eilte nun um so öfter in die Arme einer Gemahlin, die seine Begierden noch sättigte. Besser berathet, würde die Königin zuverläßig diese Lage ihres Gemahls benuzt, sich sein Zutrauen zu erwerben, und ihn so lange als nur möglich zu fesseln gesucht haben. Aber so that sie gerade das Gegentheil; denn in eben der Zeit sezte sie gewisse Tage der Enthaltsamkeit fest. Kam unglücklicherweise der König an einem dieser heiligen Tage in ihr Zimmer; so nöthigte ihn ein erdichteter Vorwand, in das seinige zurückzukehren. Anfangs beklagte sich der Monarch wenig über diesen Unfall; aber endlich ward er darüber mißlaunigt, und mehr und mehr, als sich die Fasttage der Königin häuften. Ein gemeiner Bürger hätte eine so lächerliche Andacht nicht lange ertragen. Was mußte also geschehen? Ludwig der 15te weilte nicht, seiner frommen Gattin das Fasten und Beten

zu überlassen, und eine Mätresse sich zu wählen, die minder gewissenhaft war.

Eines Abends vergaß der König, welcher schon geschworen hatte, seine Gemahlin nicht mehr zu berühren, seines Schwurs, und flog zu ihr. Unglücklicherweise war es ein heiliger Tag, und die Thür blieb ihm unter dem Vorwande verschlossen, sie habe Arznei genommen. Der König bat, aber die fromme Königin beharrte auf ihrem verweigernden Entschlusse. Voll Aerger schwur der König, keinen Versuch mehr zu wagen, und sagte zu seinem ersten Kammerdiener le Bel: geh! such mir irgend eine Frau, und bringe sie her. Le Bel, erstaunt über den erhaltenen Befehl, stand wie versteinert da, betrachtete seinen Herrn, konnte weder antworten noch gehen. Ein zweiter noch heftigerer Befehl zwang ihn endlich, das Zimmer zu verlassen. Aber seine Verlegenheit war nun um so größer, und da er nicht wußte, was er anfangen sollte, begab er sich zum Kardinal Fleury, der sich schon schlafen gelegt hatte. Er verlangte mit ihm im Namen des Königs zu sprechen, ward bei Seiner Eminenz vorgelassen, theilte ihm den ganzen Vorfall mit, und bat um seinen Rath. Der Kardinal, in eben so großer Verlegenheit als der Kammerdiener, rieth ihm, zu thun, was Klugheit ihm sagen würde. Le Bel kehrte also zum Könige zurück, und versicherte ihn, er habe keine Frau finden können.

Diese Antwort befriedigte den jungen Monarchen nicht, der, entschlossen mit seiner Gemahlin zu brechen, ihm erwiderte, er sey ein ungeschickter Mensch, und nichts sey leichter, als dieses. „Geh, „ fuhr er fort, in die Galerie, klopf an, wo du „ Licht siehst, und sag dem Mädchen, das du findest, „ der König wolle es sprechen.“ Da le Bel die Beharrlichkeit des Königs sah, und wohl fühlte, daß eine längere Verweigerung ihm nachtheilig werden könnte (in der Folge war er nicht so schwierig) so gieng er, mit dem Entschlusse, die Befehle zu vollziehen. In der Galerie traf er ein Kammer-Mädchen der Prinzeßin Rohan, das er kannte, und für ein ehrliches Mädchen hielt. Er glaubte, ein Vergnügen ohne alle verdrüßliche Folgen, das ihm der Zufall darbot, könnte die Wünsche des Königs sowohl, als seine eignen befriedigen. Es war eine artige Blondine. Er nahm sie also, unterm Vorwande, er habe nothwendig mit ihr zu sprechen, mit sich auf sein Zimmer, und führte sie darauf zum Könige, bei dem er für ihre Ehrlichkeit sich verbürgte. Eine Summe Golds, wodurch das Mädchen eine gute Parthie fand, war der Lohn ihrer Gefälligkeit.

Diese Anekdote, die le Bel selbst erzählte, widerlegt alles, was man hierüber bisher gesagt hat. Am andern Morgen gab le Bel dem Kardinal Rechenschaft von seinem Betragen. Dieser, da er sah, daß die Vorsicht dem König sich selbst überlassen habe, war der erste, welcher sich in ihre heiligen

Verfügungen fügte. Er fragte also le Bel, ob Seine Majestät sich nicht gewürdigt haben, ein Frauenzimmer mit günstigeren Augen zu betrachten, und da dieser erwiederte, daß die Gräfin von Mailly mehrmalen seine Blicke auf sich gezogen; so ward die Wahl dieser Dame beschlossen. Sie stand dem Kardinal an, weil er die Gewalt eines schönen Weibes fürchtete; denn die Gräfin war weder sehr jung, noch schön, aber dafür bekannt, daß sie sich nicht in Hof-Ränke mischte. Der Kardinal trug also dem le Bel auf, sich Mühe zu geben, diese Gräfin an die Stelle des Kammer-Mädchens zu bringen.

Die Gelegenheit bot sich bald dar. Als der König dem le Bel zu verstehen gegeben hatte, daß das Kammer-Mädchen für ihn nicht anständig seyn könnte, und er neuerdings ein Mädchen begehrte, ließ le Bel der Gräfin Mailly sagen, Seine Majestät haben etwas sehr wichtiges mit ihr zu sprechen. Die Gräfin wollte sich erst in Staat begeben, was aber viel Zeit erfordert hätte. Le Bel, welcher die Ungedult seines Herrn berechnete, und vergewissert war, daß ein einfacher Anzug gerade der schicklichste in den Umständen sey, versicherte sie, der König habe ihm befohlen, sie zu bringen, wie er sie treffe. Die Gräfin Mailly, die sich gar keinen Grund von einem so ungewöhnlichen Befehl denken konnte, folgte dem le Bel, der sie heimlich beim Monarchen einließ. Sie entschuldigte sich wegen ihres Anzugs mit den Befehlen des Königs, und der Eil,

sie zu erfüllen. Der Monarch achtete nicht auf ihre Reden, sondern erklärte ihr schnell seine Liebe, und gab ihr, ohne ihre Antwort zu erwarten, davon die Beweise. Die ganz erstaunte Gräfin, welche ohnehin schon den König liebte, vertheidigte sich nur schwach, und war von ihm erobert, ehe sie noch über den Schritt nachdenken konnte, den sie that.

Das ist nun der eigentliche Anfang dieses Liebeshandels; und ohne uns weiter bei seinen Liebschaften aufzuhalten, glauben wir schon hinlänglich gezeigt zu haben, daß er keines Rathgebers in diesem Falle bedurfte. Wir wollen dadurch keineswegs sagen, daß man ihm nicht schlechten Rath gegeben hätte, — seine natürliche Schwäche vermogte ihn, jedem aller Art zu befolgen — aber wenn er nach einer so trauten Bekanntschaft mit Frau von Pompadour, diese ohne Schmerz sterben sah, und als er aus den Fenstern seines Zimmers ihr Leichen-Begängniß erblickte, das er schön fand, mit kaltem Blute seine Uhr zog, und sagte: sie wird um zehn Uhr in Paris eintreffen, war denn auch diese Härte des Herzens ihm angerathen?

Als der nemliche le Bel, von dem wir eben sprachen, sein Vertrauter, die Seele seiner Vergnügen, zu Compiegne an den Folgen einer Erschütterung, die sein aufbrausendes Wesen verursacht hatte, starb, hatte da der Monarch auch den Rath erhalten, nicht den geringsten Schmerz über den

Verlust eines alten Dieners zu bezeugen, und ganz ruhig zu fragen, wohin er begraben werden würde.

Hat man ihm denn auch gerathen, ohne irgend eine Bewegung den Tod des Marquis von Chauvelin zu vernehmen, mit dem er täglich seit mehreren Jahren spielte? Er hatte mit ihm zu Nacht bei Frau du Barri gespeist. Nach aufgehobener Tafel wollte man spielen, als Chauvelin dem Monarchen Todt zur Seite fiel. Jedermann war erschrocken; jedermann eilte, ihm zu helfen; nur Seine Majestät blieben ganz ruhig, und geruhten blos zu sagen: ihr seht ja, daß er todt ist. Das dicke Schwein da fraß zu viel, und ich habe es ihm oft vorgesagt, daß es ihm so gehen werde.

Tausend andere Züge unterstützten diese, welche hinreichend sind, die eben vorgetragene Wahrheit zu bestätigen.

Der Herzog von Richelieu erreichte den Gipfel seiner Wünsche, als er die Statthalterschaft Languedoc erhielt, welche er der Freundschaft des Kardinals Fleury zu verdanken hatte. Seit langer Zeit suchte er diese Stelle, die ihn in den Stand sezte, zu herrschen. Dies war von Kindheit an seine Lieblings-Neigung, und er gieng mit dem festen Entschlusse nach Montpellier, daselbst als kleiner Monarch zu regieren. Seine Vermögens-Umstände waren sehr zerrüttet, und er beschloß daher, einverstanden mit seiner Gemahlin, die schwanger war, in seinen Ausgaben mehr Sparsamkeit herrschen zu lassen. Sie entschloßen sich also, nur eine

Hofhaltung zu haben, und drei Monate in Montpellier zu leben, wo es weit wolfeiler ist. So bestimmten sie sich auch, ihren Pallast zu Paris zu vermiethen, und übergaben ihn dem Grafen Castro Piagno, Gesandten von Neapel, der, beiläufig gesagt, die Zimmer von Bisam so durch und durch verpestet fand, daß er kein anderes Mittel finden konnte, diesen Geruch zu vertreiben, als daß er Schaafe hineingehen ließ. Wir haben vergessen, zu bemerken, daß der Herzog den Bisam leidenschaftlich liebte. Er ließ sogar seine Hosen mit wohlriechenden spanischen Fellen füttern. Der Geruch davon war anfänglich so stark, daß eines Tags im Schauspiele diejenigen, welche neben ihm ihre Logen hatten, gezwungen waren, das Schauspiel-Haus zu verlassen; so sehr unangenehm war ihnen der Geruch.

Einige Zeit nachher begegnete ihm ein anderer Zufall. Er hatte in Versailles der Herzogin Tallard einen Besuch abgestattet, und war eine Stunde darauf zum Könige gegangen. Der Kardinal Rohan besuchte am nemlichen Abend die Herzogin, und von ungefehr ward ihm der nemliche Stuhl gegeben, auf dem Richelien gesessen. Er gieng gleich darauf zur Königin, die als eine fromme Person keine Freundin von Wohlgerüchen war. Der Stuhl war aber von Richelieu so durchräuchert, daß die Kleider des Kardinals noch davon rochen. Ach! sagte die Königin, Herr Kardinal, ist es möglich, daß Sie so parfumirt sind? Ich erkenne an Ihnen

keinen Prälaten; und wenn sie ein zweiter Richelieu wären, so könnten sie nicht mehr von Wohlgerüchen düften. Der Kardinal erstaunte, und vergewisserte, daß er diesen Vorwurf nicht verdiene, entschuldigte sich, und betheuerte, daß er sich keiner wohlriechenden Sachen bediene. Als er der Königin noch näher kam, überzeugte sie sich nur noch mehr, daß er die Unwahrheit sage, trat also zurück, und sagte, sie ärgere sich über ihn, daß er so wohl rieche. Der Prälat stand wie versteinert, glaubte, dieses sey nur ein Vorwand, ihn zu entfernen, und konnte gar nicht die Ursache seiner Ungnade errathen. Da ihm indessen andere Personen den nemlichen Vorwurf machten, und er selbst sich von der Wahrheit überzeugte, suchte er die Quelle dieser Erscheinung aufzufinden. Nach einigen Tagen entdekte er endlich den Vorfall mit dem Stuhle, und eilte sogleich zur Königin, um gegen den Herzog von Richelieu zu eifern, der ihn einer solchen Unannehmlichkeit ausgesezt hatte. Die Königin, die den Herzog nicht liebte, zuckte die Achseln. Sie hielt ihn für einen Wollüstling, dessen Aufführung und Sitten zu den ihrigen nicht stimmten. Indessen liebte doch diese so fromme Prinzeßin lustige Komedien, und daher entstand bei Hofe, wenn ein Stück etwas frei war, das Sprüchwort: **das ist aus dem Vorrathe der seeligen Königin.**

Der Herzog von Richelieu ließ sich bei seiner Ankunft in Languedoc alle die Ehre bezeugen, die seiner Stelle gebührte. Als getreuer Beobachter

aller Gewohnheiten und aller Etikette, wollte er sich nichts vergeben, und schlug die ältesten Urkunden über seinen Rang nach. Es entstanden zwar einige Streitigkeiten mit dem Erzbischoffe von Narbonne und dem Parlemente; aber als ein geschickter Unterhändler besaß er die Gabe, beide zu seinem Vortheile zu beendigen.

Bei seiner Ankunft fand er Languedoc von Unruhen zerrissen, welche das unduldsame Verfahren der Geistlichkeit gegen die Protestanten erzeugt hatte. Man nahm ihnen ihre Kinder, stekte sie in Klöster und Kollegien, und erzog sie in der katholischen Religion. Die Bischöffe wollten sie mit Galgen und Verhafts-Befehlen bekehren, und St. Florentin und der Intendant der Provinz waren die Vollzieher ihrer blinden Wuth. Man vergaß, daß Verzweiflung fähig ist, eine Empörung zu verursachen, und daß Ludwig der vierzehnte mit allen seinen militärischen Eigenschaften, und der Siege Villars ohngeachtet, genöthigt war, sich mit ihnen in einen Vergleich einzulassen.

Richelieu war Zeuge von dieser herrschenden Gährung, und bemühte sich, sie zu stillen. Aber da er noch nicht alle erforderliche Zeit hatte, dieses große Geschäft zu beendigen, so schlug er gelinde Mittel ein, und glaubte, Palliation würden den schnellen Ausbruch des Uebels verhindern. Er hatte auch den Auftrag, die Stände zu einer weit stärkern Steuer zu vermögen, und seine Gefälligkeit, seine

Ueberre-

Ueberredungskraft lehrten ihn die Mittel, wodurch die Wünsche des Hofes bald befriedigt werden konnten.

Seine Gemahlin kam mit einer Tochter, der nachherigen Madame Egmont, nieder; aber diese Niederkunft hatte keine guten Folgen. Die Herzogin, welche schon an der Brust litt, glaubte, die Luft zu Montpellier sey ihr nicht gesund, und wünschte deshalb nach Paris zurückzukehren. Da ihr Pallast vermiethet war, so bezog sie die Wohnung ihres Vaters. Die Krankheit, welche sie von der Reise mitgebracht hatte, vergrößerte sich schleunig, und ward tödtlich. Alle Sorgfalt war vergeblich. Der Herzog, der wenig Werth auf Treue sezte, bewies doch durch seine Aengstlichkeit und Sorgfalt, wie hoch er sie schäzte. In der Nacht, als sie starb, *) hatte er sich kaum niedergelegt, als man ihm die Nachricht brachte, daß sie sich sehr übel befinde. Er flog zu ihr. Sobald sie ihn erblickte, sammelte sie alle ihre Kräfte, und sagte ihm: ich danke es denen vielmals, welche Sie gerufen haben. Zwar wollte ich Ihnen den Schmerz ersparen, mich sterben zu sehen; aber weil Sie einmal da sind, so umarmen Sie mich zum leztenmale.

Richelieu war ausser sich, und warf sich über sie hin; seine Gemahlin drückte ihn in ihre Arme, und starb.

*) Im Monat August 1740.

Lange blieb er in dieser Lage, ohne zu wissen, daß sie todt war, und man hatte viele Mühe, die Hände dieser vortreflichen Frau loszubringen, die ihren Gemahl noch immer eingeschlossen hielt. Der Herzog, seines Unglücks versichert, reißte augenblicklich nach Richelieu ab, wohin ihn der Marquis Crevecoeur begleitete. Er blieb daselbst einen Monat, um den erlittenen Verlust zu beweinen.

Wir haben bemerkt, daß die Prinzeßin Guise nichts als ihre Geburt zum Heuraths-Guthe mitbrachte; aber ein Zufall beweist, wie so sehr alles für Richelieu zum Glück ausschlug. Ihr Bruder, der Prinz Guise, der in Italien diente, war lustig, während man ihn anzog, nahm eine Pistole vom Kamine, und fragte, ob man sich so todtschieße. Er stekte den Lauf in seinen Mund, drückte los, und fiel todt zur Erde. Man hat niemals die eigentliche Ursache dieser Handlung ergründen können. Er war in keinen schlimmen Handel verwickelt, hatte drei Millionen Vermögen, und nicht die geringste Ursache, sich umzubringen. Er war jung, geliebt vom Frauenzimmer, kurz, er hatte ein glückliches Daseyn. Nur war er zuweilen sehr zerstreut, und der Herzog von Richelieu behauptete immer, eine solche Zerstreuung habe das Vermögen seiner Kinder vermehrt. Dem sey wie ihm wolle, so brachte dieser Umstand mehr als sechszigtausend Livres jährlicher Einkünfte in Richelieu's Familie. Glücklicherweise für den Kammerdiener des Prin-

zen Guise, trug sich der Vorfall in Gegenwart mehrer Offiziers vom Regimente des Prinzen zu, die gerade im Zimmer waren.

Achtzehntes Kapitel.

Der Herzog von Richelieu tröstet sich, nach seiner Rückkunft nach Versailles, mit der Prinzeßin Rohan. Er wird der Vertraute der Liebschaft des Konigs, mit der Marquise de la Tournelle, nachherigen Herzogin von Chateauroux. — Anekdoten hievon.

Es ist bekannt, daß Schmerz nicht ewig währt; dieß erfuhr Richelieu schneller als irgend ein anderer. Das Andenken an seine Gemahlin veränderte sich blos in eine ruhige Empfindung, und sein Herz, das stets in Flammen gesezt ward, eilte den Fesseln der Prinzeßin Rohan entgegen. Ihr Gemahl war alt, und wohnte fast immer in Versailles. Der Herzog besuchte sie dann und wann, und es gelang ihm endlich, durch seine häufigern Besuche ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er war zwar kein Jüngling mehr; aber er behielt immer jene so seltene Liebenswürdigkeit, die ihm so viel Vorzüge vor jungen Leuten gab. Uebrigens verband er Praxis und Theorie der Verführungskunst. Die junge Prinzeßin, die sich noch keinen Fehltritt vorzuwer-

fen hatte, blieb also nicht lange, ohne einen zu zählen.

Sie wohnte auf dem Flügel der Prinzen, und ein Kammer-Mädchen ward Vertraute dieser Liebe. Richelieu ward auf einer verborgenen dunklen Stiege in das Zimmer der Prinzeßin Rohan eingeführt. Sie war groß, brunnet, und besaß bei einer sehr regelmäßigen Schönheit, einen gebildeten Geist. Ohne auf diese Vorzüge stolz zu seyn, glaubte sie doch, sie seyen groß genug, um eine ganz besondere Huldigung zu verdienen; aber sie erfuhr früh genug, daß sie betrogen war. Der Anfang war sehr glücklich, und nichts störte die Prinzeßin in ihrer Täuschung; aber bald ward sie von Eifersüchtigen beunruhigt. Diese hatten dem Kardinal Rohan die häufigen Besuche des Herzogs von Richelieu hinterbracht, den Seine Eminenz, seit der erzählten Geschichte mit dem Stuhle, nicht leiden konnten. Spionen wurden also gedungen, und diese ließen ihm keinen Zweifel, daß seine Schwägerin in den Herzog verliebt sey.

Dieses Geheimniß ward bald dem Prinzen Rohan mitgetheilt, der die Untreue seiner Gemahlin nicht glauben konnte. Indessen gab man ihm doch so umständliche Nachrichten von ihrer Aufführung, daß er sich entschloß, dieselbe genauer zu untersuchen. Der Anschlag ward glücklicherweise von den Liebenden entdeckt, und da sie sich nun um so vorsichtiger betrugen, so konnte der Gemahl hierüber keine Aufklärung erhalten. Dieser nahm zu einem

sehr gewöhnlichen Mittel seine Zuflucht. Er gab nemlich Geschäfte vor, die ihn einige Tage nach Versailles rufen, und bat seine Gemahlin, in Paris zu bleiben, wo sie während ihres kurzen Aufenthalts allezeit im Pallast Soubise zu wohnen pflegte. Ihre erste Sorge war, den Herzog von Richelieu von der Abwesenheit ihres Gemahls zu benachrichtigen, und noch auf diesen Abend zu sich zu bestellen. Der Herzog kam; aber kaum war er in den Armen der Prinzeßin, als das Kammer-Mädchen ganz erschrocken die Ankunft des Prinzen meldete, und sagte, daß er gerade zur Prinzeßin komme. Richelieu hatte kaum so viel Zeit, seine Kleider zu nehmen, und eilte in das Zimmer des Kammer-Mädchens. Die Gefahr, in der er sich befand, hinderte ihn nicht, dasselbe hübsch zu finden, und da ihm sein Anzug ein Bett sehr wünschenswerth machte, so legte er sich ohne Umstände in das Bett dieses Mädchens.

Der Prinz Rohan, den man zuverläßig versichert hatte, daß Richelieu seine Gemahlin während seiner Abwesenheit besucht habe, durchsuchte alles, um ihn zu entdecken. Unter verschiedenen Vorwänden stellte er eine genaue Untersuchung im Zimmer seiner Gemahlin an. Er sagte ihr, ein verdächtiger Mensch habe sich ins Haus geschlichen, der sich irgendwo verborgen halten müsse. Ueberzeugt, daß der Herzog in diesem Zimmer nicht war, gieng er in das andere, wo Richelieu sich befand, der sich alle ersinnliche Mühe gab, das Kammer-Mädchen

zu bewegen, sich zu ihm zu legen. Richelieu hörte jemand kommen, und hatte kaum so viel Zeit, sich zwischen die Wand und das Bett zu drängen. Aber diesmal war ihm das Glück nicht günstig. Das Bett rutschte ein wenig, und er fiel auf den Boden. Es war Winter und sehr kalt, und seine Kleidung sehr luftig. Glücklicherweise kam der Prinz erst nach dem Falle; aber wenn er auch nicht entdeckt wurde; so war er doch gezwungen, lange in dieser kalten lästigen Lage zu bleiben.

Der Prinz fragte nun das Kammer-Mädchen hin und her, ob nicht der Herzog von Richelieu diesen Abend bei seiner Gemahlin gewesen. Das Mädchen läugnet es, und bemüht sich, ihrem Herrn allen Verdacht zu benehmen. Er glaubt, Geld werde auf sie mehr Eindruck machen, und bietet ihr 50 Louis, wenn sie ihm die Wahrheit gestehen, oder wenigstens sagen würde, wann der Herzog geheimnißvoll zur Prinzeßin zu kommen pflege. Der Herzog hört, wie das Mädchen stottert, unentschlossen scheint, was es antworten soll, und fürchtet, es möchte seinen Zufluchtsort entdecken, und ihn in der traurigen Lage sehen lassen, in der er sich befand. Doch bald ward er beruhigt. Das Mädchen war unbestechlich, stellte sich erstaunt über die Fragen des Prinzen, und bestärkte ihn in der Meinung, daß es davon nichts wisse, und seine Gemahlin unschuldig sey. Es war ihm weit behaglicher, das Lezte zu glauben, und er gestand, daß

viele Leute sich ein Vergnügen daraus machen, die Ruhe der Familien zu stören.

Die Zeit, während welcher der Prinz das Kammer-Mädchen ausfragte, und mit ihm diesen Wortwechsel hatte, war für unsern Liebhaber eine Ewigkeit, der vor Kälte starrte, und sich nicht getraute, irgend eine Bewegung zu machen, um ja nicht die Ehre der Prinzeßin aufs Spiel zu setzen. Endlich geht der Prinz, und läßt ihm die Freiheit, sich wieder zu Bett zu legen, wo er die Barmherzigkeit des Kammer-Mädchens anfleht. Hundert Louis sind die Belohnung der Verschwiegenheit und des guten Willens.

Dieser Vorfall machte den Herzog und die Prinzeßin vorsichtiger. Der Tag schien ihnen hinreichend, sich wechselseitige Beweise ihrer Zärtlichkeit zu geben, und sie giengen so klug zu Werke, daß der Prinz nicht das Geringste entdecken konnte. Im Gegentheil glaubte er, Verläumdung habe die Ehre einer achtungswürdigen Gattin angegriffen, und konnte sich es nicht vergeben, daß er sich von derselben hatte anstecken lassen.

Der Herzog von Richelieu hatte um so mehr Muse, diesen Liebeshandel zu betreiben, als er sehr selten den Hof verließ, der für ihn nun um so mehrere Reitze hatte. Der König, welcher seiner Gemahlin nur so viel Achtung bewies, als der Wohlstand erforderte, hatte sich eine Gesellschaft gebildet, wodurch das Innere seines Hofes lustiger und minder eingeschränkt wurde. Zwang mußte vor der Thür bleiben, und der Unterthan sprach

hier mit dem Monarchen, wie mit seinesgleichen. Die Gräfin Mailly war noch die Göttin dieses Tempels der Wollust, und jedermann wetteiferte, der Favorite zu gefallen. Ludwig der fünfzehnte schien sie ausschließlich zu lieben, und überließ sich mit ihr allen Arten von Ausschweifung. Champagner-Wein benezte sehr oft das königliche Lager, und Seine Majestät waren oft noch trunkner von Wein als Liebe. Die Gräfin Mailly glaubte ihn nur noch mehr zu fesseln, wenn sie sich in alle seine Launen fügte; aber Leute, welche den Lauf der Natur kannten, und Richelieu vorzüglich, welcher sich ein eignes Studium daraus machte, den Karakter des Königs zu ergründen, sahen wohl ein, daß das Alter dieser Mätresse, ihre wenige Schönheit, vorzüglich aber die Liebe zur Veränderung, welche allen Menschen angeboren ist, alle ihre Bemühungen fruchtlos machen würden. Bekanntlich folgte ihr ihre Schwester, die Frau von Vintimille, die an den Folgen eines Kindbettes starb. Die Gräfin Mailly ward indessen nicht glücklicher; das Blut der Nesle, welches in ihren Adern floß, hatte einen besondern Reiz für den Monarchen. Sie hatte noch den Verdruß zu erleben, daß eine ihrer Schwestern, die Marquise de la Tournelle, nachherige Herzogin von Chateauroux, das Recht erbte, ihrem Liebhaber zu gefallen.

Verbannt vom Hofe, überließ sich die Gräfin Mailly Gewissens-Bissen und Reue, und darf sonder Zweifel weit eher mit der büßenden Magdalene

verglichen werden, als die Herzogin de la Valliere. Diese verschloß sich in ein Kloster, um Gott ein Herz zu bringen, das ihr Geliebter nicht mehr haben wollte. Einsamkeit und Andachts-Uebungen schaften ihrem Herzen die Ruhe, welcher es so sehr bedurfte. Niemand sprach mit ihr von ihren Vergehungen; sie beweinte solche, aber ohne die Demüthigung zu haben, daß sie ihr vorgeworfen wurden. Ihre Laster wurden mit ihr im Kloster begraben, und die Verabscheuung getraute sich nicht, den heiligen Mauern sich zu nähern. Die Gräfin Mailly hingegen hatte noch so viel Stärke der Seele, daß sie in der Welt blieb, wo jedermann stets mit verachtenden Augen sie betrachtete. Dieses Weib, das in einem Kloster weniger würde gedemüthigt worden seyn, gab einer öffentlichen Buße den Vorzug, wie ihre Laster auch öffentlich begangen waren. Man warf ihr öffentlich vor, daß sie die Ursache der schlechten Aufführung des Königs sey; denn sie war seine erste bekannt gewordene Mätresse. Zwar glaubte sie, Allmosen und Gebet werden ihr Verzeihung erwerben, aber umsonst; das Volk, dem sie in seinen Nöthen beisprang, gab ihr die gehässigsten Namen. Sie opferte Gott alle ihre Leiden, hatte den Muth, sie zu erdulden, und eilte mit dem nemlichen Eifer Unglücklichen zu Hülfe, wo oft Demüthigung ihrer wartete. Sie war nicht reich, und hatte ihre Einkünfte zum Theil an Undankbare verschwendet, welche sie schmähten. Kaum war die Länge der Zeit vermögend, die schlechte Meinung zu schwächen,

welche man von ihr hatte. Sie starb, ohne durch Fasten, Allmosen und Gebet das Andenken an ihre Schwachheit auslöschen zu können. Sie ward auf dem Kirchhofe der unschuldigen Kinder begraben, und bei ihrem Leichen-Begängniß, das so einfach als möglich war, hörte man eben das Volk, welches sie mit Wohlthaten überhäuft hatte, ihr die pöbelhaftesten und entehrendsten Beinamen geben.

Die Marquise de la Tournelle, welche der Tod der Frau von Vintimille zur Favorite gehoben hatte, schien unter den drei Schwestern, vom Könige am meisten geliebt zu seyn. Sie war groß, schön gebaut, und verband Sanftmuth mit edlem Betragen. Sie hatte noch zwei Schwestern, die eine war die Gemahlin des Marquis von Flavacourt, und die andere das Fräulein Monteavrel, nachherige Herzogin von Lauraguais. Die Marquise de la Tournelle war Wittwe, und man hatte ihr, während ihres Mannes Leben, nicht den geringsten Vorwurf zu machen, als allenfalls einen etwas starken Hang zum Herzog von Agénois (dem leztverstorbenen Herzog von Aiguillon). Sie stand damals in sehr genauer Verbindung mit ihrer Schwester, der Marquise von Flavacourt, der ihr Gemahl, eben kein sonderlich artiger Mann, nachher sagte, er würde sie umbringen, wenn sie eben eine solche Hure wäre, als ihre Schwestern. Der Herzog von Agénois, Freund und Anverwandter des Herzogs von Richelieu, vertraute diesem seine Liebe, und es entstand daraus zwischen ihnen eine sehr enge Verbindung, an der die Marquise von

Flavacourt Theil nahm. Der Prinz Condé und ein Dumenil *) suchten schon lange dieses Geheimniß zu ergründen. Beide besuchten eines Abends den Herzog von Richelieu gerade in dem Augenblicke, wo diese Frauenzimmer mit beiden Vettern in den Wagen steigen wollten, um in einem Häuschen zu Nacht zu speisen. Der Prinz und sein Gesellschafter bestanden darauf, sie zu begleiten; aber die Frauenzimmer gaben eine so ausdrücklich abschlägliche Antwort, daß sie im Wagen keinen Platz nehmen konnten, ohngeachtet er groß genug war. Sie stellten sich also, als giengen sie fort, sprangen aber hinten auf den Wagen, und beide Frauenzimmer verwunderten sich sehr, als ihnen die Verabschiedeten beim Aussteigen die Hand boten. Sie mußten sie also wohl mitnehmen. Der Kutscher des Herzogs von Richelieu, Namens la Jeunesse, sagte dem Prinzen, wenn man das erstemal hinten auf den Wagen trete, so müsse man ein Trinkgeld geben. Der Prinz suchte seinen Beutel, hatte ihn aber vergessen, und erwiederte also, er habe kein Geld bei sich. Wer Teufels soll denn Geld haben, antwortete der Kutscher ganz kaltblütig, wenn die Prinzen keines haben? Am andern Tage erhielt er einen doppelten Louis.

---

*) Der verstorbene General-Lieutenant, den die Herzogin von Chateauroux so gut bei Hofe vertrat.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0295
DFG

Diese Verbindung des Herzogs von Richelieu mit der Marquise de la Tournelle, gab zum Gerüchte Anlaß, als ob sie seine Gebieterin sey, wiewohlen er nur ihr Vertrauter war. Man glaubte auch, Richelieu habe nachher seine Liebe geopfert, um sich bei dem Monarchen in bessere Gunst zu setzen, dem er seine Gebieterin überlassen. Jedermann glaubt es, man hat es gedruckt, und wir selbst waren der Meinung; aber wir müssen der offenbaren Wahrheit, den Handschriften und Briefen, die das Gegentheil beweisen, nachgeben. Wir haben es uns zum Gesetze gemacht, die Wahrheit zu schreiben, und wir sind daher genöthigt, allem zu widersprechen, was man bisher darüber gesagt hat. Es liegt uns wenig daran, ob Richelieu seine Gefälligkeit gegen den König so weit getrieben habe oder nicht; aber wir sagen die Wahrheit, und haben es uns zur Vorschrift gemacht, getreue Geschicht-Schreiber zu seyn. Mehrere im Privat-Leben Ludwigs des 15ten und in den persischen Anekdoten aufgezeichnete Thatsachen sind falsch. Wir sind mehr als irgend jemand im Stande, von dieser Geliebtin des Königs, die bekannt zu werden verdient, zu sprechen, denn wir haben ihren Brief-Wechsel mit dem Herzoge von Richelieu, den sie nur ihren lieben Oheim nannte, gelesen, und sind im Besitze von mehr als zwanzig sehr merkwürdigen Briefen.

Es ist bekannt, daß die Herzogin von Mazarin, Tante der Fräulein von Nesle, sehr viel Freundschaft für diese Kinder, vorzüglich aber für die Frau

von Flavacourt und de la Tournelle hatte. Aber man weiß nicht, daß die Königin nach ihrem Tode diese beiden leztern zu sich rufen ließ, um sie wegen des erlittenen Verlustes zu trösten. Sie empfieng sie mit der herablassendsten Güte, weinte mit ihnen, und versicherte sie, ihre Meinung sey, die Stelle der Herzogin von Mazarin, welche ihnen für ihre Mutter galt, zu vertreten. Der Kammerdiener, welcher sie gemeldet hatte, war einen Augenblick Zeuge dieses Auftritts, ward selbst davon bewegt, und erzählte mehreren Personen diesen rührenden Vorfall.

Die tugendhafte Königin erwartete aber nicht, daß so viel Güte so übel belohnt werden würde, und daß die Marquise de la Tournelle, der sie mit so viel Gnade begegnete, einen Monat nachher ihren Schwestern folgen würde, um ihr für immer das Herz ihres Gemahls zu rauben. Diese Dame war einigemal auf die kurzen Reisen nach Choisy mitgenommen worden. Der König, damals mit Frau von Vintimille beschäftigt, gab wenig auf sie acht, und bemerkte nicht, daß sie gerade unter ihren Schwestern seine meiste Huldigung verdiene. Uebrigens sah er sie auch selten, und hatte die Zeit nicht, sich in sie zu verlieben. Er bemerkte sie endlich bei der Königin, als der Tod der Frau von Vintimille ihn entfesselt hatte, und glaubte, niemand sey geschickter ihn zu trösten, als ihre Schwester. Jezt hatte er Zeit zu bemerken, daß, wenn Schönheit und Würde einer Krone werth sey, die Marquise

de la Tournelle verdiene, sie zu tragen. Sein lieber le Bel ward wieder zum Unterhändler erkohren, um dieser Göttin eine Zusammenkunft mit Seiner Majestät vorzuschlagen, und bald wohnte sie im Schlosse zu Versailles, ohne daß jemand irgend einigen Verdacht schöpfte.

Der Herzog von Richelieu hat so freimüthig bekennt, wie er die Marquise de la Tournelle bei Hof gefunden, daß wir in die Wahrheit seiner Erzählung keinen Zweifel setzen können. Ein Freund des Herrn von Chalmosel, Vater des Herrn von Talaru, dessen Zimmer gerade unter dem war, welches damals die Marquise bewohnte, — und Augenzeuge von den nächtlichen Besuchen, welche der König ihr abstattete, ehe sie öffentlich für die Geliebte erklärt wurde, — dieser stimmt in seiner Erzählung vollkommen mit jener des Herzogs von Richelieu überein. Wir wollen einen Brief abschreiben, den er, wie wir glauben, an die Frau von Mauconseil und seine Freundin Luxemburg geschrieben hat.

„ Sie glauben also, meine Damen, eben so
„ wie das ganze Publikum, das oft ein schlechtes
„ Urtheil fällt, weil es urtheilt, ohne die Perso-
„ nen zu sehen und zu kennen, von denen es spricht;
„ Sie glauben also, ich habe dem Könige die Her-
„ zogin von Chateauroux verschaft? Sie irren sich,
„ wie jedermann. Ich würde mir in der That
„ keinen sonderlichen Gewissens-Zweifel daraus
„ machen, meinem Könige in seinen Liebschaften
„ einige Dienste zu leisten. Man verschenkt ja

„ ein schönes Gemälde, eine schöne Rose, einen
„ Edelstein, und ich sehe also nicht ein, warum
„ man erröthen sollte, seinen Monarchen in den
„ Genuß desjenigen zu setzen, was das Liebenswür-
„ digste auf der Welt ist, in den Besitz eines Weibes.
„ Ich gestehe Ihnen offenherzig, hätte mir der
„ König aufgetragen, mit Ihnen zu seinen Gunsten
„ zu sprechen, ich würde keinen Augenblick ange-
„ standen haben, mich dieses Auftrags zu entledi-
„ gen, und es wäre dann lediglich von Ihnen ab-
„ hängig gewesen, ihn anzunehmen, oder auszu-
„ schlagen. Man ist seinem Könige Dienstleistun-
„ gen jeder Art schuldig, und kann ihm daher eben
„ so gut ein schönes Mädchen verschaffen, als irgend
„ etwas anders. Ich kenne keine Ausnahme, als
„ nur bei seinem eignen Weibe. Also nicht aus
„ Gewissenhaftigkeit schloß ich die Verbindung des
„ Königs mit der Herzogin von Chateauroux nicht;
„ sondern weil sich keine Gelegenheit darbot. Sie
„ sehen hieraus, daß ich mich gar nicht rechtferti-
„ gen will. Ich gestehe Ihnen noch mehr; ich habe
„ dem Könige nie ein Frauenzimmer zugeführt;
„ er hatte hiezu zwar allezeit Neigung, aber ich
„ sah es nicht vorher; indessen gebe ich Ihnen gern
„ zu, daß ich mir alle Mühe gegeben habe, mich
„ bei der Favorite in Gunst zu setzen. Frau von
„ Pompadour, Meuse und Vniet endigten diesen
„ schon angefangenen Liebeshandel im Walde von
„ Sinars, und bekanntlich war le Bel die erste
„ Ursache des ausserordentlichen Glücks der du Barry.

„Ich gestehe aber, daß mir kein Frauenzimmer
„eine so wahre Zuneigung eingeflößt hat, als die
„Herzogin von Chateauroux, daß ich bei ihrem
„Tode Thränen vergoß, daß ich eine Freundin ver-
„lor, die so sehr viel dazu beitrug, mich täglich
„mehr in die Gunst des Königs zu setzen, die mich
„von allem unterrichtete, und auch den geringsten
„Umstand zu meinem Besten benuzte. Zur Ehre
„ihres Andenkens muß ich hinzusetzen, daß der
„König selbst einen großen Verlust erlitt, und ich
„stehe keinen Augenblick an, zu behaupten, daß
„das Königreich selbst einen Verlust hatte, indem
„der König niemals eine Geliebte wählen konnte,
„die so sehr sein Zutrauen verdient hätte.“

„Die Prinzeßin Charolois, welche nicht im
„Stande gewesen war, mich ganz zu fesseln, als
„sie noch jung war, besaß nun noch weniger diese
„Kunst, als das Alter ihre Reitze entstellt hatte.
„Zu rachsüchtig, als dieser ihr zugefügten Unbild
„vergessen zu können, gab sie sich alle Mühe, mich
„bei der Gräfin Mailly übel anzuschreiben, die
„damals in Gesellschaft mit der Frau von Vinti-
„mille den König beherrschte. Ich hatte vorher-
„gesehen, daß der König für dieselbe nur eine vor-
„übergehende Leidenschaft haben würde. Seine
„Unbeständigkeit hatte sich schon an den Tag ge-
„legt, und ich war zu sehr Kenner des menschli-
„chen Herzens, als mir vorzustellen, daß er auf
„einem so schönen Wege fortwandeln würde. Ich
„war Theilnehmer an allen seinen Vergnügen; aber

die

„ die Prinzeßin Charolois, die ungern meine Ver-
„ traulichkeit bemerkte, und mir gern schaden mochte,
„ schwäzte der Gräfin Mailly und ihrer Schwester
„ vor, ich sey für sie der gefährlichste Mensch, und
„ ich werde nicht ermangeln, mit ihm bei der ersten
„ günstigen Gelegenheit von andern Frauenzimmern
„ zu sprechen; kurz, ich sey Wollüstling, und werde
„ mir alle Mühe geben, den König in neue Liebes-
„ Händel zu verwickeln. Es war mir dann und
„ wann entfahren, beiden Schwestern zu sagen,
„ Beständigkeit sey einer Mannsperson unmöglich,
„ und ein Frauenzimmer könne sich keines bessern
„ Mittels bedienen, den Geliebten zu fesseln, als
„ der Vergebung seiner Untreue. Diese Reden,
„ und die Einblasung der Prinzeßin Charolois brach-
„ ten endlich ihre Würkung hervor, und ich wurde
„ für einen erklärten Feind der Beständigkeit des
„ Königs gehalten. Und das war hinreichend, um
„ alles, was mir nur nachtheilig seyn konnte, her-
„ vorzusuchen. Das war aber nicht leicht, da
„ Seine Majestät gegen mich so gnädig gesinnt
„ waren. Um mir also allen Verdacht zu nehmen,
„ schmeichelte man mir doppelt, und verwundete
„ mich nur rücklings. Der König, der, wie Sie
„ wissen, so empfänglich für jeden ungünstigen Ein-
„ druck war, wurde beredet, ich habe mir einige
„ unanständige Ausdrücke gegen seine Liebschaften
„ erlaubt. Wie erstaunt war ich also, da mir der
„ König bei einem Nachtessen sagte: Richelieu!
„ ich weiß von guter Hand, daß Sie wichtige

„ Veränderungen in Ihrem Schlosse zu Richelieu
„ zu machen haben. Ich ersuche Sie freund-
„ schaftlich, einige Zeit dort zu bleiben, und sie
„ unter ihren Augen bewerkstelligen zu lassen."

„ Ich hatte Gegenwart des Geistes genug,
„ um nicht aus der Fassung zu kommen, und dankte
„ also Seiner Majestät für den Antheil, welchen
„ Sie an meinen Angelegenheiten zu nehmen, mich
„ würdigten. Aber ich glühte vor Wuth über den
„ Streich, den man mir spielte. Ich begrief die
„ Worte des Königs vollkommen, und noch am
„ nemlichen Abend gab ich die nöthigen Befehle
„ zur Abreise am andern Tage. Meine vorzüglich-
„ ste Sorge war, recht laut werden zu lassen, daß
„ meine Gesundheit ein wenig Ruhe bedürfe, und
„ ich bestrebte mich, alles, was nur einen Schein
„ von Verweisung haben könnte, zu entfernen. Am
„ Hofe indessen konnte man so leicht nicht hintergan-
„ gen werden. Ich bat die Prinzeßin Rohan,
„ mit der ich in Verbindung stand, mir jeden Vor-
„ fall zu schreiben. Sobald ich in Richelieu an-
„ kam, ließ ich einen Baumeister holen, und wie-
„ wohlen das Schloß in einem treflichen Zustande
„ war, so ließ ich doch einige geringe Veränderungen
„ machen. Ich lud die benachbarten Edelleute zu
„ mir, und ermangelte nicht, ihnen den traurigen
„ Zustand meiner Gesundheit, und die Nothwen-
„ digkeit zu schildern, in der ich mich befinde,
„ ihrer, durch Entfernung von den Lustbarkeiten des
„ Hofes, zu schonen; kurz, ich bemäntelte meine ge-

„ zwungene Reise nach Richelieu so gut, daß man
„ sie für freiwillig hielt. Man bat mich, fünf bis
„ sechs Monate in Richelieu zu bleiben, um mich
„ gänzlich wieder herzustellen, und da ich das Ende
„ meiner Verbannung nicht wußte, so schien ich
„ der Meinung derjenigen zu seyn, welche mir rie-
„ then, eine Zeitlang ein ruhigeres Leben zu führen".

„ Indessen machte mir die Verbannung, wel-
„ che von langer Dauer hätte seyn können, für die Zu-
„ kunft lange Weile, und ich sehnte mich nach dem
„ Augenblicke, wo sie aufgehoben werden würde.
„ Schon die ersten Briefe machten mir Hoffnung.
„ Man schrieb mir, der König spreche sehr oft
„ von mir, und wundere sich über meine lange Ab-
„ wesenheit, ich sey ja schon länger als vierzehn Tage
„ in Richelieu. Endlich meldete mir der Herzog
„ von Estisacc, ich könne ohne alle Besorgniß zu-
„ rückkommen; der König habe sich verlauten lassen,
„ ich wolle wahrscheinlich mit ihm schmollen, und
„ man brauche nicht so viel Zeit, um einem Bau-
„ Meister seine Befehle zu geben. Der Herzog
„ sezte hinzu: man sieht wohl, daß Sie der König
„ nicht missen kann, und ich sehe zum voraus, daß
„ Ihnen Hofränke, wiewohlen sehr gemein, niemals
„ in den Augen des Monarchen großen Schaden thun
„ werden. Ich war entzückt, daß meine Feinde
„ unterlagen. Ich kannte den nicht, der mir die-
„ sen Streich gespielt hatte, und war nicht böse
„ darüber, daß man sich nach mir sehnte. Ich
„ blieb noch einige Tage, und machte dann meine

„ Abreise bekannt. Ich stellte mich wohlbedächtlich „ sehr verdrießlich über diesen vorgeblich unangeneh- „ men Zufall, und daß ich nicht lang genug da bleiben „ könnte, um meine Gesundheit gänzlich wieder „ herzustellen; so sehr fürchtete ich, daß man meine „ kurze Verbannung merken möchte. Man bemit- „ leidete mich, weil ich Mitleiden zu verlangen „ schien, und man beklagte das Schicksal eines gros- „ sen Herrn, dessen Gesellschaft dem Könige so „ unentbehrlich geworden, daß er sich von ihm „ nicht entfernen kann, ohne genöthigt zu seyn, „ schnell nach den Wünschen der Freundschaft zu- „ rückzukommen.

„ Ich kam siegend und keineswegs gedemüthigt „ nach Versailles zurück. Der König lachte, als „ er mich sah, und sagte: Ihr Schloß muß sehr „ baufällig gewesen seyn, weil sie so lang dort blie- „ ben? Wahrscheinlich ist die Luft zu Richelieu Ihrer „ Gesundheit sehr zuträglich gewesen, und ich hatte „ fast Lust, Ihnen zu schreiben, daß Sie noch „ einige Monate daselbst verweilen möchten. Der „ König scherzte, denn er hatte gehört, was ich „ alles vorgebracht, um die Herren auf dem Lan- „ de in Betreff meines Aufenthalts zu Richelieu „ zu täuschen. Abends war ich beim Entkleiden. „ Er kam zu mir, und führte mich an ein Fenster. „ Hier sagte er mir ganz leise, kommen Sie doch „ morgen Abend vor zehn Uhr in den Marmor- „ Saal. Setzen Sie eine schlechte Perücke auf, „ und ziehen einen Kutscher-Ueberrock an, damit

„ man Sie ja nicht erkenne. Punkt zehn Uhr wer-
„ den Sie einen Tragsessel hinaus tragen sehen;
„ und es wird jemand husten, dann folgen Sie still-
„ schweigend diesem Tragsessel. Hierauf entfernte
„ sich der König von mir, und ließ mich sehr be-
„ schäftigt, den eben erhaltenen Befehl zu ergründen.

„ Ich ließ am andern Tage das Nöthige zu mei-
„ ner Kleidung zusammentragen, und verfügte mich
„ um die bestimmte Zeit in den Marmor-Saal.
„ Ich hatte meinen Leuten verboten, mir zu folgen,
„ und da es eben nichts neues von mir war, ver-
„ kleidet auszugehen, so glaubte man, ich habe
„ eine Frau mehr, die ich auf meiner Liste ein-
„ schreiben wollte. Der Himmel schien sich gegen
„ mich verschworen zu haben, denn es regnete so
„ entsezlich, und es wehte ein so kalter Wind, daß
„ ich fror, und mehr als einmal der Rolle fluchte,
„ die ich zu spielen hatte.

„ Endlich schlug die gewünschte Glocke; der
„ Tragsessel erschien, man hustete, und ich folgte
„ stillschweigend, wie befohlen, diesem Geheimniß-
„ vollen Sessel. Wiewohlen es nicht weit war; so
„ wurde ich doch durch und durch naß. Die Trä-
„ ger hielten an einer kleinen Stiege, und ich sah,
„ daß der König, in einen Mantel gehüllt, ausstieg,
„ und mir ein Zeichen gab, ihn durch nichts zu
„ verrathen. Wir giengen in die Wohnung des
„ Herrn von Vaurnal ab, der damals Gesandter
„ zu Madrid war. Unter diesen Zimmern wohnte
„ Herr von Chalmosel, Vater des Herrn von Ta-

» laru. Der König öffnete die Thür, und schloß
» sie hinter mir zu. Ich sah niemand im Vor-
» zimmer; der König befahl mir, ihn hier zu er-
» warten, und gieng in das daranstoßende Zimmer.
» Ich wartete eine ganze Stunde, und vergieng
» bald vor langer Weile und Ungedult. Ich ver-
» wünschte die Würde eines Vertrauten. Ich stellte
» mir den König in den Umarmungen eines schönen
» Weibes vor, und ich sah mich durchnäßt, mit
» Koth besprizt, und wie ich die Stelle eines Be-
» dienten vertreten mußte. Ich glaubte mich ge-
» demüthigt, und sann hin und her, das Frauen-
» zimmer zu errathen, welches die Ursache der
» dummen Rolle wäre, die ich spielen mußte. Ich
» verlor mich in meinen Betrachtungen, als der
» König unbegleitet zurückkam. Er hatte mich im
» Hineingehen nicht betrachtet; jezt, da er wahr-
» scheinlich ruhiger war, blikte er mich in der
» närrischen Kleidung an. Der Regen hatte sie
» eben nicht verschönert. Der König lachte hell
» auf, und sagte: die schöne Figur! ich will des
» Teufels seyn, wenn man ihn erkennt. Ich
» folgte ihm, wenig zufrieden über diesen Ausruf.
» Ich begleitete den Sessel bis dahin, wo ich ihn
» empfangen hatte, und erhielt daselbst ein neues
» Zeichen, mich zu entfernen.

» Als ich nach Hause kam, entsezte ich mich vor
» mir selbst, und der Bediente, welcher mich bei
» verliebten Abentheuern gewöhnlich begleitete, und
» jezt ein Wort über meinen Anzug sagen wollte,

„ ward so übel empfangen, daß er wohl einsah,
„ ich müsse eben nicht gar glücklich gewesen seyn.
„ Ich war ärgerlich, daß ich nach dem Gange nichts
„ erfahren hatte, und glaubte wohl ein vollkomm-
„ nes Vertrauen zu verdienen. Meine üble Laune
„ fiel über alles her, was mich umgab. Ich gieng nicht
„ zur Abendtafel, wo man mich erwartete, und legte
„ mich, wider alle meine Gewohnheit, früh zu Bette.“

„ Am andern Morgen gerieth ich in die Versu-
„ chung, nach Paris zu gehen. Da ich indessen äu-
„ serst neugierig war, das Frauenzimmer zu erfah-
„ ren, welches der neue Abgott des Königs sey,
„ so gieng ich zum Ankleiden desselben. Ich heftete
„ meine Augen auf ihn, die seinigen kehrten sich
„ von mir hinweg, und ich wußte nicht, was ich
„ aus der bedächtlichen Sorgfalt machen sollte,
„ mit der er mich zu vermeiden schien. Er gieng
„ an diesem Tage auf die Jagd; ich beschloß
„ mitzugehen, und alle Gelegenheiten zu ergreifen,
„ um mit ihm allein zu sprechen. Oft boten sie
„ sich dar, aber der König beobachtete tiefes Still-
„ schweigen. Endlich sagte er zu mir: wissen Sie
„ wohl, daß Sie herrlich als Kutscher aussehen,
„ und ich will Ihnen noch einmal das Vergnügen
„ der Verkleidung diesen Abend zur nemlichen Stun-
„ de machen. Ich wußte nicht, sollte ich mich freuen
„ oder betrüben, daß ich zum zweitenmale diese
„ Rolle spielen mußte.

„ Als die Stunde erschien, erhielt ich das nem-
„ liche Zeichen, und beobachtete das nemliche Still-

„ schweigen, wie am vorigen Tage. Der König
„ befahl mir nochmals, ihn hier zu erwarten,
„ und dieser Befehl betrübte mich um so mehr,
„ als ich in der Meinung war, ich würde eine eben
„ so traurige Stunde da zubringen müssen, als am
„ vorigen Abend. Aber ich ward auf eine sehr an-
„ genehme Art überrascht. Kaum war eine Viertel-
„ Stunde vorbei, als der König erschien, und mir
„ lächelnd sagte: es ist billig, Sie für Ihre Mühe zu
„ belohnen, und Ihnen die Göttin zu zeigen, die
„ sich allen Augen entzieht. Sind Sie verschwie-
„ gen, und folgen mir. Ich gehorchte mit großer
„ Bereitwilligkeit. Der erste Gegenstand, den ich
„ erblickte, war die Marquise de la Tournelle. Sie
„ saß bei dem Kamin, und stand auf, als wir ein-
„ traten. Sie erröthete, und hielt die Hände vor
„ das Gesicht. Fürchten Sie sich nicht vor einem
„ ihrer Freunde, sagte der König, Sie wissen, daß
„ wir auf ihn zählen können. Uebrigens wird ihn
„ das Geheimniß nicht lange drücken; denn er wird
„ zuverläßig meiner Meinung seyn, daß mein Glück
„ bald öffentlich müsse bekannt gemacht werden.
„ Ich betheuerte dem Könige, er könne nichts schö-
„ neres thun, und ich sey sehr glücklich, ihn so-
„ wohl als die Marquise de la Tournelle von mei-
„ ner tiefen Achtung und gänzlichen Ergebung in
„ seinen Willen versichern zu dörfen. Der König,
„ der mir sehr verliebt zu seyn schien, betheuerte
„ seiner neuen Geliebtin, sie sey das erste Frauen-
„ zimmer, welches ihm wahre Liebe eingeflößt, und

„ ich bewunderte die Würkung des Zufalls, welcher
„ den König in einer Familie Vergnügen und
„ Liebe finden ließ. In meinen Augen hörte er in
„ diesem Augenblicke auf, Monarch zu seyn. Seine
„ Freundschaftsbezeugungen machten mich trunken,
„ und vielleicht war dieses der einzige Tag in mei-
„ nem Leben, wo der Unterschied zwischen Herr
„ und Unterthan so wenig zu erkennen war.

„ Die Marquise de la Tournelle bezeugte ihre
„ Freude über das Zutrauen, womit mich Seine
„ Majestät beehrten, und versprach, mit mir,
„ nach des Königs Befehl, als einem Freunde um-
„ zugehen. Der König bat sie neuerdings darum,
„ und versicherte, nichts solle eine Freundschaft stö-
„ ren, die unter so glücklichen Auspicien entstanden.
„ Ich war vor Freude ganz ausser mir, und hin-
„ länglich für den Verdruß am vorigen Abend ent-
„ schädigt. Die Wahl des Königs war noch ein
„ Glück mehr für mich, denn sie war auf eine
„ Dame gefallen, deren freundschaftliche Gesinnun-
„ gen gegen mich ich kannte, und die alles zu mei-
„ nem Besten zu unternehmen fähig war. Dieser
„ Gedanke, und die Güte, mit der man mich über-
„ häufte, machten meine Freude vollkommen.

„ Welcher Unterschied, bei seinem Könige in sol-
„ chen Augenblicken zu seyn, wo aller Glanz ver-
„ schwindet, wo er nichts als ein liebenswürdiger
„ Mann ist, wo er unsersgleichen wird, und dann
„ wieder öffentlich bei ihm zu erscheinen, wo man
„ sich nicht getraut, ihn zu fragen, wo man sich

„ bemüht, einen seiner Blicke auf sich zu ziehen,
„ oder eine einzige Antwort von ihm zu verdienen!
„ Einige Tage nach diesem für mich durch das Zu-
„ trauen so angenehmen Abende, mit dem mich
„ der König beehrte, war diese neue Verbindung
„ des Königs kein Geheimniß mehr; und der ganze
„ Hof war eben so erstaunt, wie ich es gewesen,
„ daß die Marquise de la Tournelle, auf die man
„ gar nicht gefallen war, ihren beiden Schwestern
„ folgte.“

Neunzehntes Kapitel.

Feldzug von 1742. Der Herzog von Richelieu wird nach Flandern, und nachher an den Rhein beordert. Er zeichnet sich in der Schlacht bei Dettingen am Main aus, wird erster Kammerherr des Königs, und General-Lieutenant.

Nach dem Tode Karls des sechsten, der nur eine einzige Tochter als Thronerbin hinterließ, wollte man diese schöne Gelegenheit ergreifen, das Haus Oesterreich zu demüthigen. Der Graf Belleisle, Enkel des berühmten unglücklichen Fouquet, dem Ränke und Talente angeboren zu seyn schienen, machte, daß ein Entwurf angenommen wurde, ver-

möge dessen die kaiserliche Krone dem Kurfürsten von Baiern zu Theil werden sollte. Er reißte in der Eigenschaft eines ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers des Königs zur Wahl-Versammlung nach Frankfurt, ward bald darauf zum Marschall von Frankreich und Befehlshaber der Armee ernannt; der Kurfürst ward zum Kaiser erwählt, und seine Wahl auf die ruhigste feierlichste Art von der Welt vollzogen.

Man muß bekennen, daß der Kardinal Fleury bei dieser Gelegenheit einen ausserordentlichen Fehler machte, wodurch alles Unglück dieses Kriegs entstand. Sein Verstand war zu beschränkt, er selbst zur Knickerei zu sehr geneigt, als daß er hätte einsehen sollen, daß er durch Ersparniß an Geld und Menschen seinem Feind Zeit ließ, sich zu fassen, und daß dieser Krieg, der eigentlich nur ein Spielwerk gewesen wäre, wenn man gleich eine ansehnliche Armee hätte ins Feld rücken lassen, nothwendig sehr lang und verwüstend werden mußte, wenn man keine hinlängliche Mannschaft dem Feinde entgegen stellte. Er begnügte sich über die Zahl der Truppen, über die nöthigen Summen zu streiten, während die Königin von Ungarn, die schon auf ihrem Throne wankte, die nöthigen Mittel fand, sich desselben zu versichern. Ihr Muth, Ihre Entschlossenheit, ihre Beständigkeit, ihr Unglück erwarben ihr das Herz aller ihrer Unterthanen, aus denen eben so viel Helden zu ihrer Vertheidigung entstanden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0311
DFG

Der Kurfürst von Baiern, der unter dem Namen Karls des siebenten den kaiserlichen Thron bestieg, ward sogleich von einem anfänglich glücklichen Erfolg geblendet; aber, statt dem Rathe des Marschalls von Belleisle zu folgen, geradezu nach Wien zu gehen, wo der Schrecken schon allgemein war, bestand er darauf, in Böhmen einzurücken. Aus der Wegnahme einiger Städte ließ sich der Erfolg des Feldzugs errathen; jederman weiß ihn. Krankheiten und Niederlagen schwächten das Heer, wovon ein Theil in Prag eingeschlossen war, der andere Haufen der Stadt kampirte, und alle Schrecknisse einer Hungersnoth erfahren mußte. Die Königin von Ungarn ließ diese Stadt belagern; eine der merkwürdigsten Belagerungen, sowohl wegen des Heldenmuths als der Metzelei von beiden Seiten. Was aber noch merkwürdiger war, ist der Rückzug des Marschalls von Belleisle, den man mit jenem der Zehntausend verglich, und der ihm ewig zur Ehre gereichen wird. In der Nacht vom 16ten zum 17ten Dezember brach er von Prag auf, marschirte Tag und Nacht in der größten Kälte, wodurch mehr als 800 Menschen umkamen, und zog sich nach Eger, ohne irgend einen Verlust.

Diese so gerühmte Handlung des Marschalls machte dem General Ehre, war aber nichts destoweniger die Ursache des öffentlichen Unglücks. Frankreich verlor Tausende von Menschen, und verschwendete beträchtliche Summen sehr vergeblich. Kaiser Karl der siebente sah, wie sein Kur-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0312
DFG

fürstenthum verheert ward, war gezwungen, von München nach Augsburg zu flüchten, wo er ebenfalls nicht sicher war, und fand nur in Frankfurt eine Freistätte.

Zur nemlichen Zeit kündigte England dem spanischen Hofe den Krieg an, mit dem das Kabinet von Versailles ein neues Bündniß durch die Vermählung der ersten Prinzeßin vom Geblüt, mit Dom Philipp, Infanten von Spanien geschlossen hatte. Die Engländer griefen ohne weitere Erklärung die französische Flagge an, und man sah sich also genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Der Herzog von Richelieu, der Vertraute des Königs, der geschäzte Freund der Geliebtin, verlebte am Hofe glückliche Tage. Vergnügen folgte ihm auf allen Schritten. Frau von Tenoin, die Präsidentin Portail, und Frau von Mauconseil stritten sich um das Glück, ihm zu gefallen. Diese leztere besaß das ganze Zutrauen des Kriegsministers, des Grafen d'Argenson; und Richelieu war, wie wir schon bemerkten, gewöhnt, die Liebe zu seiner Beförderung zu benutzen. Diese Dame ward ihm sehr nüzlich, und das war auch sein Hauptzweck bei seiner Verbindung mit ihr. In der Folge knüpfte die Freundschaft diese Bande noch enger, und sie starb wenige Jahre vor dem Marschall, ohne daß die Zeit diese Freundschaft gestört hätte.

Er war die Seele der Berathungen bei der Marquise de la Tournelle. Sie that nichts, ohne ihn zu Rathe zu ziehen. Sie beschloßen also, den

König zu bewegen, sich an die Spitze der Armee zu stellen. Die Marquise de la Tournelle besaß Stärke der Seele. Sie hatte sich dem Könige anfangs aus Stolz ergeben, aber in der Folge gewann sie ihn lieb. Sie wünschte daher, ihr Geliebter möchte sich Ruhm erwerben; und war für ihn schon kein Königreich zu erobern, wie für Karl den siebenten, so glühte sie doch vor Begierde, ihren Geliebten einen großen König genannt zu hören. Niemals hat man wohl eine so große Aehnlichkeit zwischen zwei Karakteren angetroffen, als zwischen der Marquise de la Tournelle, und Agnes Sorel. Beide erhielten die Huldigung von schwachen Königen, die nichts als Vergnügungen liebten, die, in Wollüsten versenkt, den Muth nicht hatten, Mann zu seyn. Karl der siebente, zufrieden mit dem Besitze seiner Agnes, sah ohne Sorgen, wie die Engländer sich seiner Staaten bis auf einige Städte bemächtigten, und Ludwig der fünfzehnte, der sich ebenfalls ganz der Liebe überließ, sah ohne Rührung das Elend seines Reichs; eine Folge seiner Schwachheit. Die erstere hatte die Zeit, ihr Werk zu vollenden, die andere starb nur zu früh für den Ruhm ihres Liebhabers, dem sie den Zunamen des Vielgeliebten geben ließ; einen Titel, den zu verdienen, er sich so wenig bemühte.

So viel Anziehendes auch der Hof für Richelieu haben mußte; so begehrte er doch gleich nach erklärtem Kriege angestellt zu werden. Er ward zur Armee nach Flandern geschickt, die der Marschall von

Noailles befehligte. Es war ein bloses Beobachtungs-Heer, und der Feldzug vergieng ohne irgend eine Begebenheit. Richelieu reißte nach Paris zurück, überließ sich neuen Vergnügungen, und entriß sich den Umarmungen seiner verschiedenen Geliebtin, um den König zu bitten, auf eine seiner Thätigkeit angemessene Art angestellt zu werden. Er wünschte Gefahren und Ruhm, und wollte nur jene Feldzüge für solche zählen, wo er sein Leben ausgesezt hätte.

Der Feldzug von 1743 erfüllte seine Wünsche. Zwar hatte er das Glück nicht, einem Siege beizuwohnen, aber wohl jenes, vielfältigen Gefahren zu entgehen, und als ein Mann angeführt zu werden, der Muth und Gegenwart des Geistes besitze. Der Marschall von Noailles, der den Stolz hatte, Armeen zu befehligen, der dann und wann zeigte, daß er die Theorie eines Feldherrn, aber nicht die erforderlichen Eigenschaften besaß; Noailles, — statt im Misterium zu arbeiten, wo seine Klugheit, seine Häuslichkeit dem Staate wesentlichen Nutzen geschaft haben würde, — zog sich mit 40000 Mann gegen den Rhein. Er marschirte gegen den Main, wo er auf eine englische, hessische und hannöverische Armee stieß, die ihr Lager auf der rechten Seite des Mains zwischen Dettingen und Aschaffenburg aufgeschlagen hatten. Sie hatten eine schlechte Stellung gewählt, und konnten ausgehungert und von der französischen Armee beschossen werden. Dieß sollte denn auch geschehen. Die Artillerie passirte

also den Main, und zwölftausend Mann besezten den Uebergang bei Dettingen.

Der König von England, der eben bei der Armee angekommen war, sah kein andres Mittel, der Gefahr zu entgehen, als Nachts in der größten Stille das Lager abbrechen zu lassen. Der Graf Noailles gab seinem Vater hievon Nachricht, und dieser befahl, die englischen Truppen in einem Defilée einzuschließen, durch welches sie marschiren mußten. Der unverzeihliche Fehler des Marschalls war, daß er sich entfernte, ohne selbst zu beobachten, ob auch seine gegebenen Befehle gut befolgt würden. Er sagte blos dem Herzoge von Grammont, Obristen der französischen Garde, der bei diesem Posten kommandirte, sich nicht zu übereilen, den günstigsten Augenblick zu erwarten, und verließ ihn unterm Vorwande, er müsse eine Furt beobachten. Man versichert, er habe sich in eine Kapelle in Sicherheit begeben. Dem sey, wie ihm wolle; seine Abwesenheit ward Schuld an allem Unglücke dieses Tags. Der Herzog von Grammont, verführt von übel angebrachtem Muthe, grief die Engländer in einer ebenen Gegend an, wo sie sich aufschwenken konnten. Seine Lage machte die französische Artillerie, welche längst dem Maine hin postirt war, unthätig, da sie auf die Franzosen selbst gerichtet war. Kurz, ein kleines Detachement schlug eine ganze Armee. Troz aller Tapferkeit war man gezwungen, zu weichen, und das Garde-Regiment, welches die Flucht nahm, machte die Bestürzung allgemein. Die Haus-

Truppen

Truppen des Königs und mehrere Regimenter fochten wie Verzweifelte, und die meisten Offizier, verlassen von den gemeinen Soldaten, wollten lieber sterben, als fliehen. Der Verlust war beträchtlich; fast die meisten vornehmen Familien des Reichs kamen in Trauer, und hier blieb auch der Herzog von Rochechouart, dessen Stelle, als erster Kämmerer, nachher Richelieu erhielt.

Der Marschall von Noailles kam zu spät, um den Rückzug zu befehlen, der ziemlich in Unordnung ohne ihn geschah. Der Herzog von Richelieu, dem ein Pferd unter dem Leibe, und einer von seinen Leuten neben ihm erschossen wurde, focht an der Spitze des Regiments Rohan, das ehemals sein gewesen war, und des Regiments Piemont. Er verlor viele Leute. Von seinem alten Regimente allein blieben vierhundert Gemeine, und zwei und vierzig Offizier. Er machte die Arriere-Garde, und sezte zulezt über den Main, ohne auch nur die leichteste Wunde zu erhalten.

Ohngeachtet die Engländer den Sieg erhielten, so getrauten sie sich doch nicht, das Schlachtfeld zu behaupten, sondern zogen sich nach Hannover. Der Herzog von Richelieu erhielt den Befehl, die Todten und Verwundeten aufzuheben. Die Anzahl derselben war sehr groß; und was den Herzog am meisten betrübte, war, daß er viele von seinem Stande fand, die ohne Unterschied unter den gemeinsten Soldaten hingestreckt lagen. Unter den Verwundeten, welche in das Spital gebracht wurden, befan-

den sich zwei, deren kaltes Blut bemerkt zu werden verdient. Beide waren Freunde; dem einen waren durch eine Kanonen-Kugel beide Beine weggeschossen worden; der andere hatte das Gesicht durch eine Bombe verloren, die senkrecht vor ihm niedergefallen war, ohne den Kopf zu verwunden. Einer tröstete den andern. Der Lahme zerriß sein Hemd, um damit das Blut von seinem blinden Freunde abzutroknen, und ihm Linderung zu schaffen. Der Stallmeister des Herzogs hörte, wie sie mit einander scherzten. Der eine hatte ein Fläschgen Brantewein, und gab davon dem andern zu trinken. In eben dem Augenblicke entstand der falsche Lärm, der Feind komme zurück. Der Lahme sagte zu seinem Kammerad: sie mögen kommen; wenn sie mich nicht aufsuchen, so gehe ich ihnen gewiß nicht entgegen. Sein blinder Kammerad erwiederte: sie mögen von vornen oder von hinten kommen, ich habe gewiß den Verdruß nicht, sie zu sehen. Der Herzog erfuhr diesen Vorfall, und befahl, für diese beiden braven Soldaten alle mögliche Sorge zu tragen. Der eine starb aber Tags darauf, und der andere blieb blind.

Diese blutige Schlacht versezte ganz Frankreich in Trauer. Alle Schande fiel auf den Marschall von Noailles, der sich auch schwerlich von diesem Fehler reinigen konnte. Die Marquise de la Tournelle, welche der König damals zur Herzogin von Chateauroux ernannt hatte, war dem Marschall sehr gewogen, und schrieb ihrem lieben Oheim Richelieu,

wie ärgerlich sie über diesen Vorfall sey, und eben in diesem Zeitpunkte sezte sie neuerdigs alles in Bewegung, um den König zu bewegen, seine Truppen selbst anzuführen. Er war sorglos. Im ersten Augenblicke, wo er eine unglückliche Nachricht erfuhr, zeigte er einiges Gefühl; aber gar bald ward es durch seinen Hang zum Vergnügen erstickt. Er bedurfte eines Sporns, mußte zur Ehre hingezogen werden, und der Himmel hatte der Herzogin von Chateauroux den glücklichen Reiz verliehen, der ihn zum König umschaffen mußte.

Richelieu kam nicht nach Paris in die Winter-Quartiere, sondern blieb in Strasbnrg, wo er mit Ludwig dem fünfzehnten Briefe wechselte. Dieser hielt ein Tagebuch vom Wichtigsten, was sich am Hofe zutrug, und schickte es seinem Lieblinge, als wenn es von einem Dritten wäre geschrieben worden. Er erzählt ihm ausführlich die Geschichte der Vermählung des Herzogs von Orleans, auf die lustigste, muthwilligste Art; er berichtet ihm die Feierlichkeit mit dem den Neuvermählten geschenkten Hemde, und lacht herzlich über den dicken Bauch des Gemals, welcher so ungünstig zur gänzlichen Vollendung des Festes sey. In einem andern Brief gibt er ihm von den Weibern Nachricht, mit denen er gut oder übel stehe, und beschließt denselben mit der Nachricht, daß der Tod des Herzogs von Rochechouart den ganzen Hof, wegen seiner Stelle als erster Kammerherr, in Bewegung setze. Er fügte hinzu: mehrere haben diese Stelle für den Herzog von

Richelieu begehrt, unter andern die Prinzessin, (so nennt er die Herzogin von Chateauroux); auch gebe man ihm schon bei Hofe diese Stelle; ich auch, fährt er fort, Sie können es ihm von meiner Seite sagen.

Endlich erhielt der Herzog von der Herzogin von Chateauroux den so gewünschten Brief, daß der König in eigner Person seine Truppen anführen werde. Sie gibt ihm ausführliche Nachricht von dem Gefolge, das Seine Majestät begleiten werde, und freut sich, daß er seine Reise mit so wenig Pracht anzutreten beschlossen habe. Sie gibt ihm zugleich zu verstehen, auch ohne diesen eitlen Pomp werde der König groß an der Spitze eines siegreichen Heeres erscheinen, und theilt ihm endlich die Nachricht mit, daß ihn der König zu seinem Flügel-Adjutanten und General-Lieutenant ernennen werde.

Niemals hatten noch so viele glückliche Nachrichten, so schnell hinter einander, ihn entzückt. Er maß die Zeit nur nach seiner Ungedult, und zählte alle Augenblicke, bis er in den Stand gesezt würde, sich neue Lorbeere unter den Augen des Monarchen selbst zu erringen. Dies hinderte ihn aber nicht, an die Liebe zu denken, und sehr pünktlich schrieb er allen seinen Geliebten. Er hatte sich schon vorgenommen, die Frau de la Popeliniere, die Gemahlin eines reichen General-Pachters, zu erobern. Sie war jung, artig, gut erzogen, besaß Kenntniß, und er erwartete nur das Ende des Feldzugs, um in ihren Umarmungen weniger Gefahr zu laufen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0320
DFG

Mitten unter diesen verschiedenen Beschäftigungen fand er Zeit genug, sich von allem zu unterrichten, was Wichtiges zu Paris und Versailles vorfiel, und auch in der Entfernung wachte er auf die Vorzüge, die seiner Würde und Pairschaft zu gehören, ihm schienen. Man kann dieses aus folgenden Briefen ersehen, die der Graf Noailles ihm unterm 1ten 2ten und 3ten Jänner 1744 schrieb.

„ Es ist zu schön, mein theurer Oheim, einen „ Brief schreiben zu können, ohne der Gefahr aus„ gesezt zu seyn, entsiegelt zu werden, *) als daß ich „ nicht diese tresliche Gelegenheit benutzen sollte, „ wo ich mich mit Ihnen freimüthig unterhalten „ kann. Ich bitte Sie aber um die Erlaubniß, „ alle Beredsamkeit bei Seite setzen zu dörfen. „ Diese kann nicht Statt finden, wenn man ein „ treuer Erzähler von Thatsachen seyn will. „ Ich will mit dem Artickel von dem Kissen, oder „ Carreaux anfangen, weil Sie diese Geschichte aus„ führlich zu wissen wünschen. Am Vermählungs„ Tage **) fragte der Herzog von Chesvres den „ König, ob er nicht erlauben wollte, daß wir „ Kissen hätten. Seine Majestät antwortete: wie „ bei der Vermählung der Madame. Der Herzog „ von Chesvres gab also sechs Standes-Personen

*) Man sieht hieraus, wie man sich auf den Posten oft dieses gehäßigen Mittels bediente, um hinter Familien-Geheimnisse zu kommen. Dieß diente dazu, Strafwürdige zu finden, oder den König zu belustigen. Ein artiger Zeitvertreib!

**) Nemlich des lezt verstorbenen Herzogs von Orleans, dessen wir schon erwähnt haben.

„ und auch dem Herzoge von Grammont davon „ Nachricht. Dieser aber schlug es unterm Vor„ wande aus, es sey eine Beleidigung für Damen „ von Stande. Man behauptet sogar, die Herzo„ gin von Grammont habe öffentlich gesagt, sie könne „ nicht einsehen, wie man Kissen nehmen dörfe, „ da der König sie ausdrücklich seit der Begeben„ heit des Herzogs von Luines verboten habe. „ Dieser Vorschlag fand aber keinen Beifall unter „ unsern Brüdern, und noch weniger der Schritt „ des Herzogs von Grammont, der am andern „ Morgen ohne Kissen erschien. Diejenigen, wel„ che sie hatten, waren die Marschälle von Noailles „ und Duras, die Herzoge von Luxemburg und „ Talard, und der Graf Noailles, welcher die „ Hälfte des seinigen dem Herzoge von Biron gab. „ Das gieng nun glücklich von Statten. Hier ha„ ben Sie die genaue Geschichte. Lassen Sie uns „ von dem Gouvernement Saumur sprechen.

„ Unser lieber Kardinal benachrichtigte mich, „ daß der Herr von Aubigné in den lezten Zügen „ liege, und wir stimmten beide überein, daß das „ Gouvernement Saumur, welches so nahe an „ Richelieu liegt, und 25 bis 30,000 Livres ein„ trägt, für Sie sehr schicklich sey. Ich gieng so„ gleich zur Prinzeßin *), mit ihr davon zu spre„ chen. Ich bat sie um nichts für Sie, wie Sie „ sich leicht vorstellen können; ich hätte dadurch ihre „ Freundschaft zu Ihnen zu beleidigen gefürchtet;

*) Die Herzogin von Chateauroux.

„ sondern ich gab ihr blos die einfache Nachricht,
„ daß dieses Gouvernement erledigt werde, daß es
„ Euer Excellenz anständig seyn könne, und ich
„ ihr genug gesagt zu haben glaube. Ich ward
„ ausserordentlich wohl aufgenommen, und, was
„ in der That ein Scherz zu seyn scheint, sie dankte
„ mir am Ende der Unterredung für die leb-
„ hafte Freundschaft, welche ich für Sie habe. Die-
„ ses ist das Ausführliche meiner Unterhandlung,
„ die am andern Morgen durch den Tod des jun-
„ gen Rochechouart unterbrochen wurde *). Ich
„ sage Ihnen indessen, mein lieber Oheim, daß
„ wenn der Herr von Aubigné stirbt, Sie seine
„ Stelle zu erhalten suchen müssen. Sie brauchen
„ blos ein Provinz-Gouvernement, und dieses ist
„ eine Art davon. Sie legten dann die Statthal-
„ terschaft Languedoc nieder, hätten weniger Auf-
„ wand zu machen, und die Stelle kostete Sie
„ sehr wenig. Denken Sie also daran. Sie kön-
„ nen ja darum bitten, als ob Sie nur um so fleis-
„ siger bei Hofe seyn möchten, und dann ist es keine
„ Gnade zum Schein. Die Statthalterschaft Lan-
„ guedoc ist nur dazu gut, Ansehen zu erhalten;
„ wenn man dieses aber von sich selbst hat, so ist
„ es überflüßig und unnütz, es zu lehnen. Lassen
„ Sie uns jezt von der Kämmerer-Stelle sprechen.
„ Diejenigen, welche Ihnen nicht gut sind,
„ sprengen aus: sie sey dem Herzog von Luxem-

*) Der König hatte ihm die Stelle seines in der Schlacht bei Dettingen gebliebenen Vaters gegeben.

» burg versprochen; das gleichgültige Publikum
» gibt sie einmüthig Ihnen, als Freund des
» Königs und der Prinzeßin. Jedermann aber ist
» über die Verzögerung der öffentlichen Bekannt-
» machung erstaunt. Ich hingegen bin über die
» Ursache, welche diese veranlaßte, eben so vergnügt,
» als über die Erhaltung der Stelle selbst. Da
» keine Gnade gespart worden, so können Sie da-
» mit sehr wohl zufrieden seyn. Auch freut es
» mich, daß mein Vater für Sie beim Könige
» darum angehalten hat. Zwar weiß ich gar wohl,
» daß Sie seines Beistandes nicht bedürfen; aber
» ich wünschte, daß der König sowohl als die Un-
» tergebenen diesen öffentlichen Schritt als einen
» Beweis seiner Freundschaft für Sie ansehen möch-
» ten. Da man sich Mühe gegeben, und noch gibt,
» unsere Freundschaft zu zerreissen, so müssen wir sie
» nicht nur erneuern, sondern noch fester knüpfen.
» Es ist nothwendig, Ihnen zu sagen, daß
» Bachelier, le Bel, und überhaupt alle, die um
» den König sind, sich sehr freuen, daß Sie die
» erste Kämmerer-Stelle erhalten. Es wird Ihnen
» nicht unangenehm seyn, zu erfahren, daß der
» König beim Abendessen Ihre Gesundheit trank,
» am Tage, wo ihr Hammels-Braten von Ganges
» verzehrt wurde, (der beiläuffig sehr herrlich ge-
» funden ward.) Die Hälfte von dem meinigen
» habe ich meinem Vater gegeben, der Ihnen nebst
» mir den verbindlichsten Dank abstattet. Ich über-
» mache Ihnen anbei zween welsche Hahnen, die

Sie

» Sie als ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit an-
» zusehen belieben. Ich denke, den Fleury als
» Schweizer zu meinem Vater zu bringen. Es ist
» keine schlechte Stelle.

» Bei Hofe gibts sonst keine Neuigkeiten, als
» die nahe Ernennung des Prinzen Conti zum Be-
» fehlshaber der Armee in Italien. Sie wissen
» schon die ganze Einrichtung, und ich will mich
» also dabei nicht aufhalten. Auch wird Ihnen
» ohne Zweifel der Vorfall mit dem Kutscher der
» Herzogin von Modena *) bekannt seyn, der den
» Bascha prügelte, und dafür von ihm mit eini-
» gen leichten Schlägen mit dem flachen Degen be-
» straft wurde. Die Herzogin von Modena, statt
» sich bei dem Herzoge von Boutteville zu entschul-
» digen, beklagte sich darüber bei dem Könige, und
» verlangte eine exemplarische Bestrafung, daß sich der
» Bascha nicht hatte ganz geduldig von ihrem Kutscher
» peitschen lassen. Es scheint alles beigelegt zu seyn.
» Der Bascha hat mit dem Könige gesprochen.

» Meuse, der Sie mehr liebt, als ich Ihnen
» sagen kann, war sehr krank. Er hatte die rothe

*) Wir haben bisher von der Herzogin von Modena weiter nichts gesagt. Was auf die Reise des Herzogs nach Italien folgte, war sehr unerheblich. Einige Zeit nach dem Tode ihres Vaters reißte sie nach Paris, und ihre erste Sorge war, ihren Liebhaber zu sprechen. Dieses Glück war aber von sehr kurzer Dauer, denn sie mußte nach Modena zurückgehen. Sie unternahm noch einige andere Reisen nach Frankreich, aber die Zeit hatte die Herzogin sehr entstellt. Sie war nicht mehr die schöne Prinzeßin Valois. Ihr männliches Ansehen, und ihre be-

„ Ruhr mit einem Fieber. Die Frauenzimmer
„ haben sich des Tags zweimal nach seinem Befinden
„ erkundigen lassen, vielleicht, um zu hören, ob
„ er gestorben sey. Indessen hatte dieß doch den
„ größten Schein von Höflichkeit. Als der besagte
„ Marquis de Meuse dem Könige seine Aufwartung
„ machte, ward er von ihm sehr wohl aufgenom-
„ men, was mich in der Meinung bestärkt, daß
„ ihn der König sehr lieb habe.

„ Der König hat für den jungen Lujacques von
„ meinem Vater einen Korporal-Stock erhalten, und
„ Seine Majestät haben ihm bei dieser Gelegenheit
„ die aufrichtigsten Beweise ihrer Gnade gegeben.
„ Dieß freut mich, da der König wirklich anhal-
„ tend diesen jungen Menschen lieb hatte.

„ Was die ernstlichen Geschäfte betrift; so wissen
„ Sie wohl, daß ich sie nur durch das Fern-Glas
„ sehen kann. Hier haben Sie aber ohngefähr das
„ Gemälde, das ich mir davon entworfen habe.

„ Der König hat viel Neigung zum Guten,
„ hat mehr Kopf und Kenntniß von den Geschäften,
„ als seine Minister; aber er ward in gränzenlosem
„ Zutrauen in dieselben erzogen, und dieses Vor-
„ urtheil wird schwerlich ausgerottet werden kön-

---

trächtliche Dicke hatten sie geschickter zur Freundschaft als Liebe gemacht. Richelieu, der ihr in ihrem Frühling nicht treu gewesen war, besuchte sie jezt blos aus Wohlstand, und zog sie nur in solchen Gelegenheiten zu Rathe, wo er ihrer bedurfte; aber es scheint eben nicht, daß er eine aufrichtige Freundschaft für sie beibehalten habe.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0326
DFG

„ nen. Uebrigens ist der König in allen Stücken,
„ wie Sie ihn verlassen haben.

„ Die Gesandten Florido und Montico dringen
„ auf die Ernennung eines Befehlshabers der
„ Armee in Italien. Es ist auch in der That noth-
„ wendig; aber es wird nichts entschieden, nichts
„ beendigt. Indessen wird es doch allem Anscheine nach
„ heute Abend geschehen, und ich werde Ihnen den Er-
„ folg in meinem morgigen Tage-Buche berichten."

Am 2ten Jenner 1744.

„ Wie ich sagte, mein lieber Oheim, der Prinz
„ Conti ist zum General der königlichen Armee in
„ Italien ernannt worden. Die General-Lieute-
„ nants, die unter ihm kommandiren, sind noch
„ nicht bekannt. Allem Anschein nach wird der
„ Marschall von Maillebois nicht dahin gehen.
„ Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man spricht,
„ aber man behauptet, der Bailli von Chivri werde
„ zum ersten General-Lieutenant bei dieser Armee
„ ernannt werden. Ich wünsche, daß alles gut ge-
„ hen möge. Der Prinz Conti hat Einsichten,
„ Kopf, Muth und guten Willen, und also kann
„ und muß es gut gehen, und ich versichere Sie,
„ daß ich einen glücklichen Erfolg mir verspreche.
„ Campo und Montico sind herzlich darüber erfreut.

„ Man behauptet noch, Chivri, Kailla und Lau-
„ trec werden bei dieser Armee dienen. Der junge
„ Maillebois ist zum Quartier-Meister der Armee
„ ernannt. Man spricht auch, Chevert werde

» General-Major. Das ist alles, was ich von die-
» ser Sache weiß; in einigen Tagen wird wahr-
» scheinlich alles bekannt seyn.

Am 3ten Jenner 1744.

» Der König geht diesen Abend mit den Frauen
» von Talard, Chateauroux, Lauragais, Flava-
» court und Luxemburg in die Oper. Bouflars,
» Meuse und ich, wir begleiten ihn. Wir sind
» ausser den Hof-Aemtern die Einzigen.

» Seine Majestät gehen den 14ten nach Marly;
» Sie können sich wohl vorstellen, daß ich
» Ihnen eine Liste übermachen werde, sobald die
» Reise vor sich geht.

» Unser Kardinal beträgt sich sehr gut. Er
» ist mit meinem Vater völlig einig, was eben
» nicht jedermann gefällt. Ich glaube indessen, sie
» werden wohl thun, wenn sie Freunde bleiben;
» beide werden dabei gewinnen.

» Der Herr von Chavigny ist hier; er schien
» mir ziemlich stattlich; doch das unter uns.

» Die Zeit zur Oper und die Reise nach Choisy
» nöthigen mich, zu schließen. Deblet will noch
» heute meinen Brief haben, also muß ich mein
» Briefchen mit der Bitte endigen, es zu verbren-
» nen, und versichert zu seyn, daß niemand Ihnen
» zärtlicher ergeben seyn kann, als ich."

Ende des ersten Theils.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn884884864/phys_0328
DFG

ist der König in allen Stücken,
lassen haben.
en Florido und Montico dringen
nung eines Befehlshabers der
. Es ist auch in der That noth-
s wird nichts entschieden, nichts
n wird es doch allem Anscheine nach
ehen, und ich werde Ihnen den Er-
norgigen Tage-Buche berichten."

Am 2ten Jenner 1744.

e, mein lieber Oheim, der Prinz
eneral der königlichen Armee in
worden. Die General-Lieute-
er ihm kommandiren, sind noch
Allem Anschein nach wird der
Maillebois nicht dahin gehen.
ob es wahr ist, was man spricht,
ptet, der Bailli von Chivri werde
eral-Lieutenant bei dieser Armee
Ich wünsche, daß alles gut ge-
er Prinz Conti hat Einsichten,
nd guten Willen, und also kann
t gehen, und ich versichere Sie,
lücklichen Erfolg mir verspreche.
ntico sind herzlich darüber erfreut.
ptet noch, Chivri, Kailla und Lau-
dieser Armee dienen. Der junge
zum Quartier-Meister der Armee
n spricht auch, Chevert werde